

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06924821 3

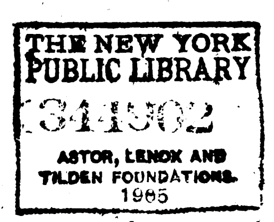


Gemeinnütziges
Lese- und Lehrbuch
für
die Schuljugend
aller
Religionsverwandten.



Fünfzehnte mit einer kurzen Sprachlehre vermehrte Auflage

Soest. 1833.
Druck und Verlag von Franz Wilhelm Nasse.



Dies Buch kostet ungebunden 7 Sgr. bei dem Verleger. Wegen dieses äußerst geringen Preises muß portofreie Bestellung und Einsendung des Geldes erbeten werden.

Werden 100 Exemplare auf einmal bestellt, und wird die Bezahlung dafür voraus und portofrei eingesandt: so werden 12 Freiexemplare dazu geliefert; bei 25 zwei.

Auswärtige Verkäufer werden den Preis des Buchs für Porto und andere Auslagen etwas erhöhen müssen.

Vorrede.

I. Das Soester Lesebuch hat seit seinem ersten Erscheinen im Jahr 1807, besonders in der ganz veränderten Ausgabe im Jahr 1818 viel Zusätze erhalten. In dieser 15ten Auflage ist ohne Erhöhung des Preises eine deutsche Sprachlehre für die Elementarschule hinzugefügt.

II. Bei einem Schulbuche kommt es vorzüglich auf die Benutzung desselben von Seiten des Lehrers an, wenn es den Kindern viel Vortheil bringen soll. Die Kinder sollen durch das Lesebuch Gelegenheit bekommen, sich nicht bloß im anstoßlosen, raschen Wortlesen, sondern auch im ausdrucksvollen Lesen, also im Lesen nach dem Sinne zu üben. Werden sie nicht zu dem letztern angehalten, so ist das Lesenlernen mehr verderblich, als heilsam. Sie gewöhnen sich nemlich an Gedankenlosigkeit, so daß sie ganze Seiten aufsagen, ohne einen einzigen Gedanken vom Inhalt aufzufassen und selbst in reifern Jahren eine Predigt anhören, ohne nur den Versuch zu machen, in ihren Geist einzudringen.

Wie hat aber der Lehrer zu verfahren, um zum Sinnlesen anzuleiten?

1) Er gebe das Lesestück für den folgenden Tag an und lasse sich Tags darauf in der Lesestunde, besonders von den fähigsten Kindern, den Inhalt erzählen. Je mehr die Ausdrücke und Wendungen des Erzählers vom Text abweichen, wenn anders der Sinn nicht leidet, desto lieber möge es ihm sein.

2) Er lese nun das Stück, auf welches er sich selbst sorgfältig vorbereitet hat, ausdrucksvoll vor.

3) Er wähle aus den Kindern etwa sechs aus, welche ihm den mehrsten Verstand, ein lebhaftes Gefühl und die biegsamste Stimme zu haben scheinen und lasse sie laut mitlesen, indem er das Stück zum zweitenmale vorliest.

4) Nach jedem Satz frage er diese oder andre Kinder nach dem Inhalt und dringe darauf, daß sie ihn mit andern Worten angeben.

5) Darauf lesen alle Kinder im Chor das Lesestück. Der Lehrer gebe nur hörbare Signale zum Anfangen des Satzes und zum Betonen oder Ausheben einiger Wörter, in welchen sich die Hauptidee, oft auch der Gegensatz befindet. — Jene 6 Hauptleser werden, da sie Vertrauen zu sich gewonnen haben, die Stimme mehr erheben, als es die übrigen Kinder wagen, und den richtigen Ausdruck beim Lesen leiten. Sollte das hie und da mißglücken, so gebiete ein Signal Stille, und der Lehrer lese den Satz wieder vor.

6) Zum Schluß lasse der Lehrer das Stück von den Kindern einzeln, aber immer außer der Reihe ihrer Sitze lesen. Jeder Leser hat nach Beendigung seines Satzes oder Periodens den Sinn mit andern Worten anzugeben.

Es wird auf diese Art freilich, besonders im Anfange, nicht viel gelesen werden; aber nur ein richtiges Lesen, ein Lesen nach dem Sinne hat Werth. Ein sinnloses Lesen ist eine mechanische Fertigkeit, welche zu nichts führt, und eben durch die Gewöhnung an Töne ohne Gedanken höchst verderblich wird. — Ein Buch, also auch ein Lesebuch, ist ein zweiter Lehrer. Von einem Lehrer soll man Gedanken vernehmen und keine gehaltlosen Wörter.

III. In einer Schule, welche nur einen Lehrer hat, sind aber in der Oberclasse viel Kinder, welche

noch nicht genug mechanische Fertigkeit im Lesen haben. Was hat hier der Lehrer zu thun, da das Erkennen der einzelnen Wörter die ganze Aufmerksamkeit des Kindes in Anspruch nimmt und man nicht verlangen kann, daß es seine Aufmerksamkeit auch auf eine zweite Operation, nemlich auf das Erforschen des Gedankens richte? Würde der Lehrer nicht gegen die erste Unterrichtsregel verstoßen, wenn er den Kindern zweierlei auf einmal zumuthen wollte, das Wortlesen und das Sinnlesen?

Der Lehrer kann sich auf folgende Art helfen.

Er schiebe zwischen die 1. und 2. der vorhin aufgestellten 6 Uebungen eine neue ein, und lasse die ganze Classe im Chor Wort für Wort ohne einigen Ausdruck, also ganz gleichförmig, ja wenn einige Leser sehr schwach sind, zuerst Silbe für Silbe lesen.

Zuweilen kann er nach der gemeinschaftlichen Uebung im Wortlesen auch von einzelnen die Wörter lesen lassen, was ihm zum Probirstein der mechanischen Fertigkeit dient, so wie die unter Nr. 6 oben angegebene Uebung ein Probirstein für das Sinnlesen sein soll.

IV. Die in dem Buche enthaltenen gemeinnützigen Kenntnisse, so wie die Abschnitte über Sprachlehre und Orthographie sollen dem Lehrer zum Leitfaden und den Kindern zum Anhalt dienen. Ohne Erläuterung, ohne viel Anschauungen aller Art von Seiten des Lehrers wird wenig von den Kindern gefaßt werden. Das Material, welches hier behandelt wird, ist den Kindern ganz neu; deswegen ist der Unterricht des Lehrers nöthig. Schon die Stimme des Lehrers (die viva vox) läßt wegen des wechselnden Ausdrucks tiefer in den Gegenstand eindringen, als irgend ein Buch, wenn es ihn auch ganz ausführlich behandelte.

Wählt der Lehrer aus dem sich durch früheres und sorgfältiges Studium erworbenen Schatz an Sprach- und Sachkenntnissen das aus, was für die Elementarschule paßt und reihet dieses an die Lectüre dieser Abschnitte in der Schule an, so wird dem Kinde durch das Buch die Wiederholung des Unterrichts sehr erleichtert werden.

V. In guten Schulen werden die Kinder auch im schriftlichen Aufsetzen ihrer Gedanken geübt, ja es wird dies selbst zur stillen Uebung der Ober- und oft auch der Mittelclasse gemacht. Es ist auch gar kein Grund davon abzusehen, daß die Kinder Buchstaben malen lernen, wenn sie von der mechanischen Schreibkunst nicht Gebrauch machen sollen. Man kürzt daher auch in guten Schulen den Schreibcursus möglichst ab und läßt die Kinder leichte Gedanken niederschreiben, sobald nur ihre Handschrift leserlich ist.

Das Lesebuch kann sehr gut zur Leitung der Kinder zu schriftlichen Aufsätzen benutzt werden.

Der Herausgeber dieses Buchs verfährt hiebei folgendermaßen.

1) Die schwächsten Schreiber schreiben in den Stunden, welche für die stille Uebung in der Schule bestimmt sind, Alles ab, was sich von Schreibschrift in dem Buche vorfindet.

2) Darauf schreiben sie etwa 1/4 Jahr lang Druckschrift aus demselben ab. Der Lehrer will durch beide Uebungen die Geläufigkeit im leserlichen Schreiben vermehren, und sieht auch darauf, daß sie manche äußere Form z. E. das Einrücken bei einem Absatze, das Randlassen, die gleiche Entfernung der Zeilen (möglichst bald ohne Linien) beobachten.

3) Er sammelt die Lesebücher ein und läßt die in der vorigen Stunde gelesene Geschichte schriftlich aufstellen. Je weniger sich die Kinder an die ihrem

Wortgedächtnisse noch vorschwebenden Ausdrücke bin- ken, desto lobenswerther ist es.

4) Die Kinder stellen zu den kurz vorher gele- senen Sprichwörtern und Denksprüchen — das Buch vor sich habend — viele Beispiele auf.

5) Sie tragen die Formulare zu Aufsätzen des gemeinen Lebens in ihr Schönschreibebuch ein.

6) Sie wiederholen schriftlich, ohne das Buch aufzuschlagen, den kurz vorher erhaltenen Unterricht n den gemeinnützigen Kenntnissen.

7) Sie versuchen, das Buch vor sich habend, kleine Briefe anzufertigen, zu welchen eine in der vorigen Stunde gelesene Geschichte Veranlassung gibt. Z. E. die Geschichte pag. 167 redet von 3 Briefen, welche ein Jude, ein Bauer und ein Amtmann geschrieben haben. Der ehrliche Knabe pag. 143 nimmt von seinem entfernten Bruder Abschied, welchem er seine kleine Begebenheit erzählt. Die Geschichte pag. 63 gibt zu einer Menge von Aufsätzen Veranlassung. Ecker- mann bewirbt sich um die Accisestelle; er kündigt die Verpachtung seines Guts in öffentlichen Blättern an; er verlangt sein ausgeliehenes Geld; Antworten darauf; er schreibt aus der Fremde an seinen Bru- der, welcher ihm freundlich antwortet.

So bietet fast jede Geschichte des Buchs Gelegen- heit zu Briefen.

Es ist nicht nöthig, die schriftlichen Versuche genau durchzugehen, aber sehr bildend wird es für die ganze Schule sein, wenn der Lehrer von etwa 2 oder 3 der geübtesten Kinder das gegen das Ende der Stunde herlesen läßt, was sie aufgesetzt haben.

Soest den 18. Febr. 1833.

Ehrlich.

Inhaltsanzeige.

Von den Sinnen.

Ich bin ein Mensch. — Ich bin ein Kind. — Ich bin ein junger Mensch. — Ich habe Augen und kann sehen. — Ich habe eine Nase und kann riechen. — Ich habe Ohren und kann hören. — Ich habe eine Zunge und einen Gaumen, womit ich schmecke. — Am ganzen Körper habe ich Gefühl. — Ich kann also sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen und habe fünf Sinne.

Wenn ich nicht sehen könnte, so wäre ich ein unglücklicher Mensch und müßte viel Freuden entbehren. — Der Blinde weiß nicht, was schwarz, weiß, roth, gelb, blau, oder grün ist. — Der Blinde kennt die Gestalt seiner Eltern und Freunde nicht. — Er kann nicht lesen und schreiben lernen. Er kann nicht arbeiten und sich etwas verdienen. — Wenn er auf unbekannten Wegen ohne Führer ginge, so würde er leicht fallen oder sich stoßen. Er muß den Anblick der Bäume, der Blumen, der Sonne und des gestirnten Himmels entbehren. — Er sitzt immer in Nacht und Finsterniß. — Ich würde meine Augen für alle Reichthümer der Welt nicht hingeben. — Wie reich hat mich Gott gemacht! Er hat mir einen Schatz gegeben, der mir mehr als die ganze Welt werth ist. —

Auch ohne Gehör wäre ich ein unglücklicher Mensch. Ohne Gehör wüßte ich nicht, was Andre sprächen, und könnte selbst nicht sprechen. — Wer sprechen will, muß Wörter kennen; wer nicht hört, kennt die Wörter nicht. — Ohne Gehör würde ich ein unwissender

Mensch bleiben, denn ich würde meine Lehrer nicht verstehen. — Wenn mir das Gehör fehlte, würde ich nichts von Musik und Gesang wissen. — Ich bin Gott für das Gehör vielen Dank schuldig. — Am besten danke ich Gott für das Gehör, wenn ich in der Schule recht aufmerksam bin und gern auf weise Lehren höre.

Durch das Gefühl kann ich unterscheiden, ob etwas hart, oder weich; trocken, oder naß; schwer, oder leicht; rauh, oder glatt; scharf, oder stumpf sei. — Ohne Gefühl würden wir unsern Körper weniger schonen und unsere Gesundheit oft großen Gefahren aussetzen. — Der Schmerz würde uns nicht warnen, wenn wir ein Glied verbrennten oder auf eine andere Weise verwundeten. — Wir würden die schadhaften Glieder weniger schonen und seltner den Arzt in Krankheiten gebrauchen.

Durch den Geschmack unterscheiden wir, was süß, sauer, bitter oder herbe sei. — Der Zucker schmeckt süß, der Essig sauer, die Galle bitter, die wilde Schlehe herbe. — Der Geschmack ist verschieden; Einige essen lieber süße Speisen, Andre lieber saure. — Speisen, welche uns schädlich sind, haben gewöhnlich einen widrigen, ekelhaften Geschmack. — Die wohlschmeckendsten Speisen sind nicht immer die gesundesten. — Kinder dürfen nichts essen, was sie nicht kennen, weil sie leicht etwas Giftiges essen könnten, wovon sie krank werden und sterben würden.

Zwei Knaben kamen auf einem Spatziergange an eine Stelle, wo viel Bilsenkraut stand. Siehe, sagte der eine, hier finde ich Mohnsamen; da will ich mir etwas zu gute thun! Du irrst, sagte der andre, dieses ist kein Mohn, denn die Samenkapsel sieht ja fast wie die Kapsel einer Haselnuß aus. Ich glaube vielmehr, es ist eine Giftpflanze; riech nur, wie die Blätter stinken. Mein Vater hat mich oft gewarnt, von einer unbekannten Pflanze oder Frucht zu essen. — Der thörichte Knabe

wollte nicht hören, sondern aß den Samen von der giftigen Pflanze. Kaum aber hatte er ihn genossen, so bekam er heftige Kopfschmerzen und wurde so müde, daß er nicht mehr gehen konnte. Endlich fiel er nieder und gab noch unterwegs unter den größten Schmerzen seinen Geist auf.

Einige Kinder spielten an einem Sumpfe und fanden Wasserschierling. Seht, was für schöne Pastinakwurzeln ich da gefunden habe! Die sollen uns herrlich schmecken! rief eins von ihnen. Kaum hatten sie davon gegessen, so mußten sie sich erbrechen, bekamen heftige Schmerzen im Leibe und konnten kaum nach Hause kommen. Drei starben, und nur eins konnte der Arzt retten, welches wenig von dieser Giftpflanze genossen hatte; aber es behielt immer einen kranken Körper und mußte sein ganzes Leben für seine Unvorsichtigkeit büßen.

Eben so schädlich ist die Wolfskirsche, welche man ihrer Schädlichkeit wegen auch Teufelsbeere, Tollkirsche, Wuthbeere nennt. Die Beeren haben, wenn sie reif sind, eine schwarze Farbe und sind den Kirschen so ähnlich, daß Kinder durch sie oft verleitet worden sind, sie für Kirschen zu halten. Wer nur zwei, oder drei davon ißt, wird schläfrig, dumm, wahnsinnig und ist in wenig Stunden todt.

Durch den Geruch empfinden wir den Duft der Blumen und die Ausdünstungen von andern Dingen. — Viele Blumen und Pflanzen riechen angenehm; andre aber stin-

---

Es sollte in jeder Schule eine Sammlung von den in der Gegend häufigen Giftpflanzen sein, damit die Kinder bald mit denselben bekannt gemacht werden könnten. — Alle Erzählungen, welche vorgelesen worden sind, muſs sich der Lehrer nacherzählen lassen, damit die Kinder im Sprechen geübt werden.

ken. — Die Giftpflanzen haben gewöhnlich einen unangenehmen Geruch. — Wer einen schwachen Geschmack hat hat gewöhnlich auch einen schwachen Geruch. — Einige Menschen riechen gern starkduftende Kräuter, andere aber lieben mehr die sanften Gerüche. — Der Thymian, die Salbei, die Krausemünze haben einen starken, gewürzhaften Geruch; die Rose riecht süß und angenehm.

Der Sinn des Gefühls ist über den ganzen Körper verbreitet; die übrigen Sinne aber haben ihren Sitz an dem Kopfe. — Warum nennen wir den Kopf den edelsten Theil des Körpers? — Das Gesicht und das Gehör sind die vorzüglichsten Sinne. Ein Mensch, welcher taub und blind geboren wäre, würde kaum so klug, wie ein Hund oder Affe werden.

Der Hund hat einen schärfern Geruch, als der Mensch, die Raubvögel haben ein schärferes Gesicht. — Wenn bei einem Thiere ein Sinn sehr scharf ist, so sind die übrigen gewöhnlich desto schwächer. — Die Spinne hat zwar ein sehr feines Gefühl, aber ein schwaches Gesicht, keinen Geruch und kein Gehör. — Der Hund hat zwar einen scharfen Geruch; aber sein Gesicht, Gefühl und Gehör sind schwach. — Bei einem gesunden Menschen sind die Sinne gewöhnlich gleich stark. — Durch Uebung können wir die Sinne sehr verstärken und verfeinern. — Viele Menschen, welche gewöhnlich in der freien Luft leben, keine warmen Speisen und Gewürze genießen und bloß Milch und Wasser trinken, haben einen so scharfen Geruch, daß sie im Finstern Personen unterscheiden können.

Die Blinden haben gewöhnlich ein sehr feines Gefühl und Gehör. — Viele Blinde können durch das Gefühl Münzen und sogar Farben unterscheiden. — Einige Blinde können aus dem Schalle erkennen, welche ihre Tritte verursachen, ob sie auf freiem Felde, oder zwischen Hecken, oder auf einer Straße stehen. — Viele taube Personen können an der Bewegung des Mundes sehen, was ein Andrer spricht.

Wenn wir schlafen, ruhen unsre Sinne. — Im Schlafe sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen wir nicht. — Weil wir im Schlafe unthätig sind und die Sinne nicht gebrauchen, so nennt man den Schlaf einen Bruder des Todes. — Durch Thätigkeit und Bewegung können wir die Schläfrigkeit eine Zeitlang vertreiben. — Der Schlaf ist zur Gesundheit nöthig; wer aber zu lange schläft, wird träge, dumm und ungesund.

Bedürfnisse.

Was wir zum Leben nöthig haben, nennen wir Bedürfniß. — Essen, Trinken, Kleider, Wohnung, Schlaf sind Bedürfnisse. — Dasjenige, wodurch das Leben angenehmer wird, nennen wir Bequemlichkeit. — Weiche Betten gehören nicht zu den Bedürfnissen, denn der Müde und Schläfrige kann auch auf der harten Erde schlafen. — Wohlschmeckende Speisen und Getränke gehören nicht zu den Bedürfnissen, denn wir können unsern Hunger und Durst mit Brod und Wasser stillen. — Viele Menschen können sich an gewisse Bequemlichkeiten und Vergnügen so gewöhnen, daß sie ihnen beinahe zum Bedürfnisse werden. — Wer wenig Bedürfnisse hat, kann sie leicht befriedigen. — Wer seine Bedürfnisse leicht befriedigen kann, ist glücklich. — Das kluge Kind gewöhnt sich nicht an viele Bedürfnisse. — Manche Leute gewöhnen sich an gewisse Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, so daß sie ohne dieselben nicht glücklich leben können. — Vor zweihundert Jahren wurde in unsern Gegenden noch kein Branntwein, kein Kaffee, noch Thee getrunken, kein Tabak geraucht, und es wurden wenig fremde Gewürze genossen, und doch waren die Menschen gesunder, reicher und glücklicher.

Warum gehe ich in die Schule?

Ich gehe in die Schule, um etwas zu lernen. — Der Lehrer unterrichtet, und der Schüler wird unterrichtet. — Wer nichts lernt, bleibt dumm und ungeschickt. — Der Dumme unterscheidet sich wenig von den unvernünftigen Thieren. — Ich bin meinem Lehrer vielen Dank schuldig,

denn durch ihn werde ich ein kluger und vernünftiger Mensch. — Wenn ich in der Schule recht fleißig, aufmerksam und gehorsam bin, so bin ich gegen meinen Lehrer dankbar.

Eintheilung des Jahrs.

Das Jahr wird in zwölf Monate eingetheilt. Die Namen der zwölf Monate sind: Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, October, November, December. — Die Monate Januar, März, Mai, Juli, August, October, December, haben 31 Tage, die übrigen 30 Tage, den Februar ausgenommen. Der Februar hat gewöhnlich 28 Tage, alle 4 Jahre aber einmal 29 Tage. Die Jahre, in welchen der Februar 29 Tage hat, werden Schaltjahre genannt, weil in sie ein Tag eingeschoben oder eingeschaltet wird.

Eine Woche besteht aus sieben Tagen. — Das Jahr besteht aus 365 Tagen, oder 52 Wochen und 1 Tage. — Wir theilen das Jahr in vier Jahrszeiten, nemlich in Frühling, Sommer, Herbst und Winter. — Die Frühlingsmonate sind: März, April, Mai; die Sommermonate: Juni, Juli, August; die Herbstmonate: September, October, November; und die Wintermonate: December, Januar, Februar.

Den ein und zwanzigsten März geht die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Der Tag ist an diesem Tage 12 Stunden lang und die Nacht ebenfalls. Tag und Nacht sind also den 21sten März gleich, und deswegen steht bei diesem Tage im Kalender Frühlingsanfang. Von dieser Zeit an werden die Tage immer länger und die Nächte immer kürzer.

Den 22sten Juni haben wir den längsten Tag und die kürzeste Nacht. Um diese Zeit geht die Sonne früh vor 4 Uhr auf und Abends nach acht Uhr unter; die Sonne

---

Die Namen der Monate muſs der Lehrer auswendig lernen lassen.

steht über 16 Stunden am Himmel, und es ist über 18 Stunden hell. — Weil wir den 22sten Juni den längsten Tag haben, so steht im Kalender bei diesem Tage Sommersanfang. — Darauf werden die Tage wieder kürzer und die Nächte länger.

Den 23sten September haben Tag und Nacht wieder gleiche Länge, und die Sonne geht an diesem Tage um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. — Bei diesem Tage steht im Kalender Herbstanfang. —

Den 22sten December haben wir den kürzesten Tag und die längste Nacht. Die Sonne geht an diesem Tage um 8 Uhr auf und vor 4 Uhr unter. Sie steht um diese Zeit nicht völlig 8 Stunden am Himmel, und wenn der Tag recht hell ist, so kann man ungefähr 9 Stunden ohne Licht sehen. — Im Kalender steht bei diesem Tage Wintersanfang. *)

Karl der Große, ein berühmter Kaiser, welcher Deutschland und Frankreich beherrschte, gab den Monaten deutsche Namen. Den Januar nannte er Wintermonat; den Februar Hornung, von dem alten deutschen Worte Hor, welches Koth bedeutet. Weil es in diesem Monate gewöhnlich thauet, und dann viel Koth entsteht, so konnte er ihm mit Recht diesen Namen geben.

Den März nannte er Lenzmonat oder Frühlingsmonat; den April Ostermonat; den Mai Wonnemonat; weil er Wonne oder Freude bringt; den Juni Brachmonat, weil dann die Brachäcker gepflügt werden; den Juli Heumonat; den August Aerntemonat; den September Herbstmonat; den October Weinmonat; den November Wintermonat und den December Christmonat, weil das Geburtsfest Jesu Christi den fünf und zwanzigsten Tag gefeiert wird.

---

*) Dafs die Tageslänge in den Ländern von verschiedener geographischer Breite abweicht, mufs den gröfsten Kindern anschaulich gemacht werden.

Im Winter steht bei uns die Sonne sehr niedrig am Himmel, und die Sonnenstrahlen fallen nicht gerade, sondern schief auf die Erde; auch scheint sie täglich nur 8 Stunden. Aus diesem Grunde ist es im Winter sehr kalt; denn es ist ein großer Unterschied, ob ich in einer Stube 8 oder 17 Stunden einheize. Durch die Kälte verwandelt sich das Wasser in Eis, und der Regen in Schnee. Im Winter ziehen viele Vögel in andre wärmere Gegenden, weil es ihnen bei uns an Nahrungsmitteln fehlen würde. Wo könnte wol die Schwalbe bei uns im Winter Fliegen, und der Storch Frösche bekommen? — Oft ist es bei uns so kalt, daß Menschen die Glieder erfroren haben, oder gar vor Kälte gestorben sind. — Wer im Winter unterwegs ist und schläfrig und müde wird, darf nicht still stehen, oder sich niedersetzen, weil er leicht erfrieren könnte. — Im Winter stehen die Bäume ohne Blätter und Blüthen; denn zum Wachsthum der Pflanzen ist Wärme nöthig.

Im Frühlinge fangen die Tage wieder an, sich zu verlängern, und die Sonne steigt am Himmel immer höher und höher. Dadurch wird die Luft milder; das Eis schmilzt; es schneiet nur noch selten und sehr wenig; die Wiesen und Felder werden wieder grün; durch die Sonnenwärme wird der Baum belebt; es steigt wieder der Saft in demselben in die Höhe, er bekommt Blüthen und Blätter, und die Erde steht in ihrer ganzen Schönheit da. Die Lerche, die Nachtigall und viele andere Vögel kehren wieder zurück, und jeder Busch ertönt von Freude und Gesang.

Im Sommer, wenn wir den längsten Tag haben, hat die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht, und sie sinkt darauf von Tage zu Tage niedriger. Um diese Zeit ist es sehr heiß. — Diese Hitze ist aber nöthig, denn sonst würden die Früchte auf dem Felde und in den Gärten nicht reif werden.

Im Herbste werden die Aepfel, die Birnen, die Pflaumen und die Weintrauben reif. — Im Herbste werden die Früchte von dem Felde, aus den Gärten und von den Bäumen eingeärntet und nach Hause in die Scheunen, den Keller und die Vorrathskammern gebracht. — Im Herbste wird das Laub auf den Bäumen nach und nach gelb und fällt ab. — Durch kalte Nächte wird das Abfallen des Laubes beschleunigt. — Wer im Frühlinge nicht gesäet hat, kann im Herbste nicht ärnten; wer in der Jugend nichts gelernt hat, kann als Mann nichts verdienen.

Den 22sten Juni steht die Sonne am höchsten und geht darauf wieder allmählich zurück; den 22sten December steht sie am niedrigsten und steigt dann wieder allmählich. Wir nennen deswegen den 22sten Juni den Sommer-Sonnenstillstand und den 22sten December den Winter-Sonnenstillstand. — Den 21sten März und den 23sten September nennen wir die Nachtgleichen, jene die Frühlings-Nachtgleiche, diese die Herbst-Nachtgleiche.

Von den Metallen.

Die bekanntesten Metalle sind Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei. — Das Gold und Silber nennen wir edle Metalle, weil sie seltner sind und im Feuer nicht zerstört werden. — Die andern Metalle nennen wir unedle, weil sie im Feuer ihren Glanz, ihre Farbe und ihre Festigkeit verlieren und in eine Art von Asche oder Erde verwandelt werden. — Diese Metallasche nennt man gewöhnlich Metallkalke. — Ein solcher Metallkalk ist in den Schmieden der Hammerschlag. Das Quecksilber verfliegt in der Hitze und kann dann sehr gefährlich werden. — Ein Arzt in Erfurt hatte im Winter Quecksilber auf den Ofen gesetzt. Als etwas stark eingeheizt wurde, starben zwei seiner Kinder von dem Quecksilbergifte; das dritte wurde zwar durch die Kunst seines Vaters gerettet, aber es behielt sein ganzes Leben hindurch Zittern an allen Gliedern.

Ein Knabe wollte einst Bleikugeln gießen. Damit Kugeln recht glatt werden möchten, machte er die F naß. Als er aber das heiße Blei in die nasse Form g sprützte alles Blei heraus, und etwas kam ihm in rechte Auge, auf welchem er nun blind wurde.

Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Blei schmel im Feuer. Zinn und Blei schmelzen in einer mäßig Hitze; die übrigen Metalle aber haben zum Schmelzen stärkeres Feuer nöthig. Das Eisen ist am schwersten Fluß zu bringen.

Das Eisen ist das härteste Metall. — Aus dem Ei kann man Stahl machen. — Unter allen Metallen das Eisen das nützlichste. — Denkt einmal nach, Kind welche Bequemlichkeiten wir entbehren müßten, wenn kein Eisen hätten *).

Das Eisen rostet leicht. Um es gegen Rost zu schütze muß man es vor Nässe und Feuchtigkeit bewahren.

Das Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn und Blei si dehnbar, das heißt, man kann diese Metalle durch Hä mern zu dünnen Blättern schlagen. — Das Zinn und d Blei lassen sich nicht zu Drath ziehen, sondern sie reiß leicht.

Das Gold ist unter allen Metallen am dehnbarsten. — Mit einem Stücke Gold, von der Größe eines Gro schens, kann ein geschickter Goldschmidt einen ganze Ofen übergolden. —

Das Gold und Silber sind zwar nicht so nützlich, als das Eisen; wir legen ihnen aber einen größern Werth bei, weil sie seltner sind. — Das Gold wird am häufigsten in den heißen Gegenden der Erde gefunden; in den käl tern ist es selten. — Wenn das Gold so häufig, wie das Zinn wäre, so würde es eben so wohlfeil sein.

Wenn die Kunst erfunden werden könnte, Gold zu ma-

---

*) Hier muſs sich der Lehrer von den Schülern einige der vorzüglichsten Werkzeuge, welche aus Eisen gemacht werden, nennen und den Nutzen derselben angeben lassen.

...n, würde es wol gut sein, wenn diese Kunst allge... ...m bekannt würde, so daß Jeder Gold machen könnte? — Es ist übrigens Thorheit, wenn man glaubt, daß aus ...n übrigen Metallen Gold gemacht werden könnte. Alle Goldmacher sind Betrüger oder einfältige Menschen.

Zu einem großen Fürsten kam ein Betrüger und gab vor, daß er ihm die Goldmacherkunst lehren wolle, wenn er ihm eine angemessene Belohnung geben würde. Der Fürst schickt ihm einen leeren, sechs Ellen langen Beutel und ließ ihm sagen, ein Mann, wie er, habe weiter nichts, als einen großen Beutel nöthig, denn mit Gold könnte er ihn leicht selbst füllen.

Es gibt auch Metalle, welche nicht dehnbar sind, sondern zerspringen, wenn sie mit dem Hammer stark geklopft werden. Solche Metalle nennen wir spröde Metalle. Spröde wird jeder Körper genannt, welcher leicht zerreißt oder zerspringt. Spröde Metalle sind Zink, Spießglanz, Wißmuth und viele andere.

Wenn Kupfer und Zink zusammengeschmelzt werden, so entsteht Messing daraus. — Das Messing ist dem Golde an der Farbe ähnlich, aber es ist nicht so schwer und dehnbar. — Die spröden und harten Metalle geben einen starken Ton, wenn sie geschlagen werden; deswegen werden auch Glocken daraus gemacht. — Das Glockenmetall besteht aus Zinn und Kupfer.

Erdarten.

Die bekanntesten Erdarten sind Thonerde, Kieselerde und Kalkerde; es gibt aber außer denselben noch eine große Menge Erdarten, welche seltner sind. Es gibt wenig Steine, in welchen nicht eine oder mehrere dieser Erdarten gefunden werden.

Die Erdarten sind von Natur weiß. — Gewöhnlich ist mit den Erdarten etwas Eisenrost verbunden, wovon sie verschiedene Farben bekommen. — Der Lehm besteht aus Thonerde und Kieselerde. Die gelbe Farbe hat der Lehm

von dem beigemischten Eisenroste. Wenn der Lehm g brannt wird, so wird der Eisenrost darin roth; da erhalten die Ziegelsteine im Feuer eine rothe Farbe. Wenn die Thonerde rein ist, oder nur wenig Kieselei enthält, so fühlt sie sich weich und fett an. — Aus d Thone werden viele Gefäße von dem Töpfer gemacht. Von weißem Thone werden Tabakspfeifen verferti Der Thon zieht sich im Feuer zusammen und wird so fest, daß man ihn statt eines Feuersteins gebrauchen ka

---

Die Kieselerde ist im Kiesel, im Feuersteine und vielen andern Steinen enthalten. — Die Steine, welchen viel Kieselerde enthalten ist, sind gewöhnlich fest, daß sie mit dem Stahle Feuer geben. — Wenn m die Kieselerde mit Asche vermischt und in ein stark Feuer bringt, so schmilzt sie und gibt Glas.

Wenn der Kalk gebrannt ist, so löst er sich im Wass auf. — Wenn der Kalk im Wasser aufgelöst wird, so en steht eine große Hitze, wenn gleich der Kalk und d Wasser kalt waren. — Der gebrannte Kalk ist ätzend, d heißt, er zerfrißt Pflanzen und Fleisch. — Den K braucht der Maurer, um die Steine mit einander zu v binden. — Der Maurer vermengt den Kalk mit etw Sand, weil dadurch die Festigkeit vermehrt wird. Nass Kalk, welcher mit Sand vermengt ist, heißt Mörtel.

Steine, Pflanzen und Thiere.

Steine werden nur dadurch größer, daß sich von Auß Theile ansetzen; Pflanzen und Thiere aber wachsen vo Innen nach Außem. — Auf einem Boden wachsen Pfla zen von verschiedener Art: Giftpflanzen neben Küche kräutern; wohlriechende Blumen neben stinkenden; Aepf neben Birnen, Kirschen und Pflaumen. Alle ziehen di selbe Nahrung aus dem Boden, und doch sind sie vo einander unterschieden. — Die Kuh nährt sich bloß vo Grase; der Geschmack des Kuhfleisches hat aber keine Grasgeschmack. Die Kuh und das Schwein genießen e nerlei Nahrungsmittel; das Fleisch dieser Thiere aber i

ir verschieden. Die Pflanzen und die Thiere können Ⓗo die genossenen Nahrungsmittel verändern, so daß sie en Bestandtheilen ihres Körpers ähnlich werden.

Die Thiere haben eine einzige Oeffnung, den Mund, mit welcher sie die Nahrungsmittel zu sich nehmen; die Pflanzen aber haben an den Wurzeln und Blättern unzählige Oeffnungen, mit welchen sie ihre Nahrung an sich hen. — Die Thiere sammeln die genossene Nahrung in em Magen; die Pflanzen aber haben keinen Magen. — ie Thiere können sich von selbst bewegen, den Pflanzen er fehlt die willkührliche Bewegung.

Viele Pflanzen geben uns gesunde und wohlschmeckende Nahrungsmittel. Kannst du mir einige solcher Pflanzen kennen? — Aus dem Flachse und der Baumwolle bereiten ir Kleidungsstücke. Ohne Holz würden wir viele Hausräthe entbehren und keine Feuerung haben. *) — Die lanzen geben unzähligen Thieren Nahrung. — Aus den anzen werden viele heilsame Arzneien bereitet.

Die vorzüglichsten Theile der Pflanzen sind die Wurzel, r Stamm, die Blätter und die Blume. — Die meisten flanzen sind in der Erde eingewurzelt; einige aber wurln auch in weiche Steine, oder in die Rinde von alten äumen ein. Z. B. der Epheu. Viele Pflanzen erhalten urch die Wurzel den größten Theil ihrer Nahrung; einige aber, z. E. der Epheu, der Mauerpfeffer, das Hausub ziehen auch durch die Blätter viele Nahrung aus der uft an sich.

Der Mauerpfeffer hat ein rundes, saftiges Blatt und üht gelb. Man findet ihn häufig auf Mauern. Wenn , in der Stube aufgehängt wird, so wächst er noch ehrere Wochen, ohne aus der Erde Nahrung zu ziehen.

Die Wurzeln der Pflanzen sind sehr verschieden. Einige

---

*) Der Lehrer muſs die Kinder aufsuchen lassen, welche Bequemlichkeiten unsern Wohnungen, und welche Hausgeräthe uns ohne Holz fehlen würden.

also bei dem Langsamen und Schnellen an?
K. Darauf, ob man viel oder wenig Zeit braucht.

Naß, feucht.

Als sie gegen Abend vom Spatziergange zurück gekommen waren, sagte Karl: Meine Haare sind vom T[illegible] ganz feucht geworden. — Warum nicht gar naß! erwiederte der Vater. K. Nein, naß sind sie noch lange n[illegible] V. Nun, was für ein Unterschied ist zwischen diesen W[illegible]ten? — K. Feucht ist dasjenige, was von einer F[illegible]sigkeit nur wenig enthält; naß aber, was von der F[illegible]sigkeit ganz durchdrungen ist. Wenn es geregnet hä[tte], so würden meine Haare und Kleider naß sein; jetzt, [da] es gethauet hat, sind sie nur feucht.

Glatt, rauh. Scharf, stumpf.

Als Karl einst von dem Eise zurück kam, fragte ihn [der] Vater: Nun, Du kommst schon wieder? — Ach, antwortete er, die Bahn ist so rauh, daß man gar nicht dar[auf] fahren kann; wenn sie nicht bald glatt wird, so wird [die]ses Jahr aus dem Schlittschuhfahren nichts. — Kannst [Du] mir auch erklären, was man rauh oder glatt nenne, fra[gte] der Vater?

K. O ja, der Lehrer hat es uns neulich in der Sch[ule] erklärt, als wir entgegengesetzte Wörter aufsuchen mußt[en]. Rauh nennen wir einen Körper, wenn seine Oberflä[che] aus kleinen, bald scharfen, bald stumpfen Erhöhung[en] besteht; glatt aber ist ein Körper, wenn er keine sol[che] Erhöhungen hat.

Gut geantwortet, sagte der Vater. Weißt Du aber au[ch], was scharf und stumpf ist? Nach einigem Besinn[en] antwortete Karl: Scharf ist ein Körper, wenn er e[ine] so schmale Oberfläche hat, daß er leicht in andere Körp[er] eindringt; ist dieses aber der Fall nicht, so nennen w[ir] ihn stumpf. Der Vater freute sich sehr über die Au[f]merksamkeit seines Sohnes und schenkte ihm zur Belohnu[ng] Wilmsens deutschen Kinderfreund, welchem Buche Ka[rl] in der Fol[ge] sehr viele Belehrungen und angenehme Stu[n]den verdankte.

Hart, weich.

Was ist hart und weich? fragte einst Fritz seinen äl- teren Bruder Karl. — K. Wenn Du mit Deinem Finger recht stark auf ein Eisen, oder ein Stück Eichenholz drückst, kannst Du wol eine Vertiefung hineindrücken? — F. Nein, auch wenn ich noch so sehr drückte. — K. Würde wol auch Butter oder Wachs Deinem Drucke widerstehen? — F. Nein; diese Dinge geben sehr leicht nach, zumal, wenn sie etwas warm sind. — K. Die Butter und das Wachs nennen wir weich, das Eisen aber und das Eichenholz hart; kannst Du mir nun sagen, was das heiße? — F. O ja; hart ist ein Körper, welcher Eindrücken widersteht; weich, welcher denselben nachgibt.

Vermehren, verringern.

Lehrer. Wenn ich zu einem Haufen Weizen andern Weizen hinzuschütte, vermehre oder vermindere ich den Weizenhaufen?

Schüler. Sie vergrößern ihn.

L. Wenn ich in ein Faß Bier Wasser schütte, wird auch durch das Bier vermehrt?

S. Nein; nicht das Bier, sondern bloß die Flüssigkeit wird vermehrt.

L. Was müßte ich hinzugießen, wenn das Bier ver- mehrt werden sollte?

S. Sie müßten Bier hinzugießen.

L. Wodurch vermehre ich also eine Sache?

S. Wenn Sie Dinge derselben Art hinzusetzen.

L. Was muß ich also zu Gold hinzusetzen, um das Gold zu vermehren?

S. Gold.

L. Und wodurch vermindere ich eine Sache?

S. Wenn Sie Theile davon wegnehmen.

L. Wenn jemand jährlich mehr verzehren wollte, als er einzunehmen hat, was würde mit seinem Vermögen geschehen?

S. Er würde es vermindern und nach und nach arm werden.

L. Recht. Er würde endlich kaum so viel haben, um die nöthigsten Nahrungsmittel und Kleider zu kaufen,

und würde zur Barmherzigkeit guter Menschen sei Zuflucht nehmen müssen.

Armuth bringt Schande; Armuth bring keine Schande.

L. Ist wol Armuth Schande?

S. O ja.

L. So müßten auch alle Arme verächtliche Mensch sein. Laß sehen, ob dieses wahr ist. Der Kaufman Fräge war sonst ein sehr reicher Mann; aber es ve brannte sein Haus mit allen Waaren, und er verlor dur dieses Unglück sein ganzes Vermögen. Dieser Man trägt sein Unglück sehr gelassen und nährt sich bei sein Armuth durch seinen Fleiß recht redlich. Neulich no nahm er ein kleines Kind auf, dem die Eltern gestorben sin welches er wie das Seinige erziehen läßt. Noch mehr in dem vergangenen Monate zog er den Mann aus de Wasser, welcher an dem Brande seines Hauses dur Verwahrlosung schuld war.

Der König schickte ihm wegen dieser edlen Handlun zweihundert Thaler und schrieb an ihn, er wünschte, da er mehr so brave Unterthanen in seinen Staaten hät Kommt Dir dieser Mann wol verächtlich vor?

S. O nein. Wer sollte nicht einen Mann, wie He Fräge ist, lieben und hochachten! Ich sehe nun mein Irrthum ein. Armuth bringt manchmal keine Schand Recht, sagte der Lehrer, wenn man sich dieselbe nicht dur Liederlichkeit und Verschwendung zugezogen hat und s redlich bei derselben zu ernähren sucht.

Alt.

Lehrer. Was nennen wir Alt?

Schüler. Was viele Jahre hat.

L. Wie alt bist Du?

S. Ich bin noch jung, ich bin erst 10 Jahr alt.

L. Wie alt ist wol Dein Pudel?

S. Mein Vater sagte neulich, daß er schon 9 Jahr alt

L. Warum sagst Du, daß Du erst 10 Jahre alt wä der Pudel aber schon 9 Jahr?

S. Weil ich noch viele Jahre zu leben hoffe; wenn ab ein Hund 9 Jahr alt ist, so hat er seine längste Zeit gel

L. Recht. Jedes Ding hat seine eigene Dauer. Wenn es nun beinahe so lange gedauert hat, als es nach seiner Beschaffenheit und Natur dauern kann, so nennen wir es alt.

Aehnlich und verschieden.

Alle Säugethiere sind in vielen Stücken einander ähnlich. Sie haben fünf Sinne; sie haben einen Kopf, vier Füße, sie haben warmes Blut; sie haben Herz, Magen, Lunge und Gedärme; sie ernähren ihre Jungen mit Milch.

In vielen Stücken aber sind sie auch von einander verschieden. Einige sind groß, andere klein; einige sind mit Wolle, andere mit Haaren bekleidet; einige nähren sich von Gras und Früchten, andere von Fleisch; einige wohnen unter der Erde in Höhlen, andere nicht; einige sind wild, andere zahm u. s. w. *)

In so fern Dinge einerlei Beschaffenheit haben, sind sie einander ähnlich; in so fern sie aber dieselbe Beschaffenheit nicht haben, sind sie verschieden. In so fern Eis und Schnee gefrornes Wasser sind, haben sie mit einander Aehnlichkeit; der Schnee aber ist locker, und das Eis ist fest; und in dieser Rücksicht sind sie verschieden. Welche Aehnlichkeit und Verschiedenheit ist zwischen Hund und Katze in Rücksicht der Gestalt, der Lebensart und der übrigen Eigenschaften?

Merkmal.

Lehrer. Kannst Du wol einen Hund von einer Katze unterscheiden?

Schüler. Ja. Der Hund hat einen länglichen Kopf mit einer hervorragenden Nase; der Kopf einer Katze ist rund und die Schnauze kurz und stumpf. Die Zunge des Hundes ist glatt, die Zunge der Katze rauh. Die Krallen an des Hundes Füßen sind stumpf und unbeweglich; die Katze aber hat scharfe und bewegliche Klauen, welche sie in die Scheide zurückzieht und hervorstreckt. Der Hund fängt seinen Raub mit den Zähnen, die Katze mit den Klauen.

2 *

*) Der Lehrer muſs hier immer einige Thiere von den entgegengesetzten Klassen nennen lassen.

Lehrer. Kannst Du auch Gold und Silber von einander unterscheiden?

Schüler. Das Silber sieht weiß, und das Gold gelb aus.

L. Richtig. Dasjenige, wodurch ich eine Sache von der andern unterscheide, nenne ich ein Merkmal der Sache. Kannst Du mir nun wol einige Merkmale des Hundes und der Katze nennen?

S. Merkmale des Hundes sind: Der längliche Kopf, die hervorragende Nase, die glatte, vorn abgerundete, flache und in der Mitte gefurchte Zunge und die unbeweglichen Klauen. Merkmale der Katze sind: Der runde Kopf, die beweglichen Klauen und die rauhe Zunge.

L. Welches sind die Merkmale von Silber und Gold?

S. Die weiße und gelbe Farbe.

Vorstellung. Begriff.

Lehrer. Weißt Du noch, wie der Bär und der Affe aussahen, welche der Bärenführer gestern umherführte?

S. O ja. Wenn ich malen könnte, ich wollte sie Ihnen gleich hinmalen.

L. Aber sie sind ja jetzt nicht da?

S. Das thut nichts, ich kann sie mir doch vorstellen.

L. Du hast also von diesen Thieren eine Vorstellung. Kannst Du Dir aber noch vorstellen, wie Dir zu Muthe war, als der Bär den Führer mit seinen Tatzen bei der Kehle packte und ihn gegen die Wand drückte.

S. Ja, ich erschrack heftig und fuhr zusammen.

L. Davon hast Du also auch eine Vorstellung. Wenn Du also Dinge gehört, gesehen oder sonst empfunden hast, was empfängst Du dadurch?

S. Vorstellungen.

L. Man nennt das zuweilen auch wol einen Begriff. Man sagt, ich kann mir keinen Begriff, keine Vorstellung von der Sache machen. Weißt Du mir noch den Bär zu beschreiben?

S. Er war ungefähr 3 Ellen lang und hatte lange Haare. Sein Kopf war länglich, aber dick; die Ohren waren kurz und rund; die Augen klein; der Hals war dick und kurz; die Beine waren plump.

L. Es freuet mich Deine Aufmerksamkeit. Du weißt also noch die Merkmale und hast einen Begriff davon. Wenn

Du mir nun sagen könntest, wie ein Haus aussieht, wenn Du mir die verschiedenen Theile, aus denen es besteht, genau angeben könntest, hättest Du da eine Vorstellung von den Eigenheiten und Merkmalen des Hauses?

S. Ja. Da wüßte ich die Eigenheiten desselben.

L. Nun, dann hättest Du einen Begriff vom Hause, und zwar einen deutlichen Begriff.

S. Einen deutlichen? Was heißt das?

L. Wenn Du jetzt eine Sache zum erstenmale sähest, oder Du betrachtetest sie nicht genau, oder Du sähest sie in der Dämmerung, hättest Du gar keine Vorstellung von der Sache?

S. Eine Vorstellung hätte ich wol.

L. Aber würdest Du wol überall und genau diese Sache von ähnlichen unterscheiden? Wenn es ein großer Hund gewesen wäre, würdest Du ihn nicht leicht mit einem Kalbe oder Schafe verwechseln? S. Das könnte wol geschehen.

L. Wenn Du aber hingingst und betrachtetest die Sache recht genau am Tage; sähest wie groß, von welcher Farbe, welchem Geschmack und Geruch sie wäre, und Du hättest recht viele Merkmale von derselben aufgesucht, würdest Du sie dann auch verwechseln?

S. Nein, das glaube ich nicht.

L. Nun sieh, da hättest Du einen deutlichen Begriff. Wenn Du nun keinen deutlichen Begriff von der Sache hättest, woran fehlte es Dir?

S. Ich wüßte die Merkmale nicht genau.

L. Kannst Du wol grün von roth unterscheiden?

S. Ja.

L. Kannst Du mir aber auch Merkmale angeben, wodurch sich die rothe Farbe von der grünen unterscheidet?

S. Nein, ich kann keine auffinden.

L. Du siehst also, daß wir auch Vorstellungen haben, durch welche wir Dinge genau unterscheiden können, ohne Merkmale anzugeben. Solche Vorstellungen nennen wir klare Vorstellungen.

Der Begriff fafst mehrere Vorstellungen zusammen, und es ist also eine grofse Verschiedenheit zwischen beiden. Darauf ist absichtlich hier noch keine Rücksicht genommen.

Lehrer. Kannst Du [illegible] ander untersch[illegible] urtheilt [illegible] roth, lege ich der [illegible] eins ab?

Schüler. [illegible] Rose ist [illegible]

L. Ri[illegible] [illegible] oder spreche ich ihr [illegible] die rothe Farbe, bei. der ande[illegible] ein Merkmal, wenn ich sage: Die Rose ist Sache. [illegible] nicht blau, [illegible] Merkmal, die blaue Farbe, ab. Hunde[illegible]

S. [illegible] ein Merkmal beilegen oder absprechen, die he[illegible] urtheilen. Was thust Du also, wenn Du und Klo[illegible] ich lege einer Sache ein Merkmal bei, oder spreche die[illegible] eins ab.

Schließen.

L. Ist es hier auch kalt?

S. Nein, sondern hier ist eingeheizt.

L. Woher weißt Du das, hast Du es gesehen, oder hat Dir Jemand gesagt?

S. Nein, sondern ich fühle es.

L. Fühlen kannst Du es nicht, sondern Du fühlst nur daß es wärmer ist. Woher weißt Du es also?

S. Weil Feuer im Ofen die Stube warm macht, und jetzt die Stube warm wird, so denke ich, daß eingeheizt sein müsse.

L. Gut geantwortet. Du urtheilst, daß eingeheizt sein müsse, nicht weil Du es gesehen oder gehört hast, sondern weil es hier warm ist. Diese Art zu urtheilen nennen wir schließen. Wenn wir nemlich etwas deswegen für wahr halten, weil etwas anders wahr ist, so schließen wir. So glaubst Du, daß Du sterblich bist, weil andre Menschen sterblich sind. So schließest Du, daß es auch nach dem Winter wieder Frühling wird, weil dieses bis jetzt jedes Jahr geschehen ist.

Richtige und falsche Urtheile.

Durch manche Wörter bezeichnen wir die Dinge oder Gegenstände selbst. Z. B. Mensch, Thier, Baum, Pflanze, u. s. w. Diese Wörter nennen wir Hauptwörter.

Andre aber zeigen nur Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge an; und diese nennen wir Beiwörter. Z. B. der kluge Mensch, das böse Thier; der schöne Baum, die nützliche Pflanze.

Wer vernünftig reden will, muß so sprechen, daß diese beiden Arten von Wörtern sich zusammen schicken, und die einen den andern nicht widersprechen.

Sind wol folgende Zusammensetzungen schicklich? Verbessere sie einmal!

Der schwarze Schnee — der kluge Narr — der fromme Bösewicht — der freigebige Geizige — das heiße Eis — das kühle Feuer — die kluge Einfalt — der angenehme Schmerz — die dumme Klugheit — die einfältige Vernunft.

Suche einmal zu folgenden Hauptwörtern einige schickliche Nebenwörter: Frühling — Sommer — Herbst — Winter — Kind — Buch — Busch — Acker — Blume — Bier — Baum — Maus — Katze — Vogel — Sonne — Mond — Himmel — Mühe — Krankheit — *).

Das Raupennest.

Henriette machte eines Abends mit ihrer Mutter einen Spatziergang übers Feld. Sie war von ihr dazu gewöhnt, Alles mit Aufmerksamkeit zu betrachten, was um sie her war. Dies that sie auch jetzt. Auf einmal blieb sie stehen und rief: Mutter! Mutter! komm geschwind her und sieh, was da ist! Die Mutter kam, und sieh! da war ein Nesselbusch, der ganz mit Raupen bedeckt war: lauter häßliche, schwarze Thiere mit stachlichtem Rücken und grünen Streifen zwischen den Stacheln.

Soll ich die Raupen todt treten? fragte Henriette.

Nein, sagte die Mutter; denn wie Du siehst, so nähren

---

*) Der Lehrer mufs selbst Wörter aufgeben und diese nützliche Uebung fortsetzen. Er kann auch umgekehrt zu Beiwörtern schickliche Hauptwörter suchen lassen.

Urtheil.

L. Wenn ich sage, die Rose ist roth, lege ich der Rose ein Merkmal bei, oder spreche ich ihr eins ab?

S. Sie legen ihr ein Merkmal, die rothe Farbe, bei.

L. Was thue ich aber, wenn ich sage: Die Rose ist nicht blau?

S. Sie sprechen ihr ein Merkmal, die blaue Farbe, ab.

L. Einer Sache ein Merkmal beilegen oder absprechen, nennen wir urtheilen. Was thust Du also, wenn Du urtheilst?

S. Ich lege einer Sache ein Merkmal bei, oder spreche ihr eins ab.

Schließen.

L. Ist es hier auch kalt?

S. Nein, sondern hier ist eingeheizt.

L. Woher weißt Du das, hast Du es gesehen, oder hat es Dir Jemand gesagt?

S. Nein, sondern ich fühle es.

L. Fühlen kannst Du es nicht, sondern Du fühlst nur daß es wärmer ist. Woher weißt Du es also?

S. Weil Feuer im Ofen die Stube warm macht, und jetzt die Stube warm wird, so denke ich, daß eingeheizt sein müsse.

L. Gut geantwortet. Du urtheilst, daß eingeheizt sein müsse, nicht weil Du es gesehen oder gehört hast, sondern weil es hier warm ist. Diese Art zu urtheilen nennen wir schließen. Wenn wir nemlich etwas deswegen für wahr halten, weil etwas anders wahr ist, so schließen wir. So glaubst Du, daß Du sterblich bist, weil andre Menschen sterblich sind. So schließest Du, daß es auch nach dem Winter wieder Frühling wird, weil dieses bis jetzt jedes Jahr geschehen ist.

Richtige und falsche Urtheile.

Durch manche Wörter bezeichnen wir die Dinge oder Ge- … selbst. Z. B. Mensch, Thier, Baum, Pflan- …. Diese Wörter nennen wir Hauptwörter.

Andre aber zeigen nur Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge an; und diese nennen wir Beiwörter. Z. B. der kluge Mensch, das böse Thier; der schöne Baum, die nützliche Pflanze.

Wer vernünftig reden will, muß so sprechen, daß diese beiden Arten von Wörtern sich zusammen schicken, und die einen den andern nicht widersprechen.

Sind wol folgende Zusammensetzungen schicklich? Verbessere sie einmal!

Der schwarze Schnee — der kluge Narr — der fromme Bösewicht — der freigebige Geizige — das heiße Eis — das kühle Feuer — die kluge Einfalt — der angenehme Schmerz — die dumme Klugheit — die einfältige Vernunft.

Suche einmal zu folgenden Hauptwörtern einige schickliche Nebenwörter: Frühling — Sommer — Herbst — Winter — Kind — Buch — Busch — Acker — Blume — Bier — Baum — Maus — Katze — Vogel — Sonne — Mond — Himmel — Mühe — Krankheit — *).

Das Raupennest.

Henriette machte eines Abends mit ihrer Mutter einen Spatziergang übers Feld. Sie war von ihr dazu gewöhnt, Alles mit Aufmerksamkeit zu betrachten, was um sie her war. Dies that sie auch jetzt. Auf einmal blieb sie stehen und rief: Mutter! Mutter! komm geschwind her und sieh, was da ist! Die Mutter kam, und sieh! da war ein Nesselbusch, der ganz mit Raupen bedeckt war: lauter häßliche, schwarze Thiere mit stachlichtem Rücken und grünen Streifen zwischen den Stacheln.

Soll ich die Raupen todt treten? fragte Henriette.

Nein, sagte die Mutter; denn wie Du siehst, so nähren

*) Der Lehrer muſs selbst Wörter aufgeben und diese nützliche Uebung fortsetzen. Er kann auch umgekehrt zu Beiwörtern schickliche Hauptwörter suchen lassen.

Henriette zu lange, und schon hatte sie fast alle Hoffnung aufgegeben.

Einige Wochen waren vergangen, als Henriette einmal wieder nach ihrem Glase sahe. Und was erblickte sie! Es war Alles voll schöner bunter Schmetterlinge in dem Glase.

Ach, sieh' doch, liebste Mutter, rief sie, was in meinem Glase ist! Lächelnd kam die Mutter, und als sie nun beide genauer zusahen, erblickten sie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe steckte, drückte mit seinen zarten Füßchen die Puppe von einander und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief geschwind am Glase hinauf und hängte sich an das Papier. Seine Flügel wuchsen fast sichtlich, und nach einer Viertelstunde standen sie vollkommen da.

So ging es nun den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus seiner Puppe heraus. Nach Tische waren sie alle ausgekrochen.

Nun kannst Du Dir noch eine Freude machen, sagte die Mutter. Nimm das Glas, trag' es in den Garten, mache es auf und gib den Schmetterlingen die Freiheit.

Dies that Henriette und freute sich unbeschreiblich, als sie sah, wie die Schmetterlinge heraus flatterten und von einer Nessel zur andern flogen.

Wenn sie hernach im Garten umherging und einen braunen Schmetterling mit schwarzen Flecken sah, freute sie sich allemal. Du bist gewiß auch aus meinem Glase! dachte sie.

Denksprüche.

Wenn gleich im Anfang Dir das Lernen mühsam deucht,

So wird es mit
der Zeit doch angenehm
und leicht.

Kränk' Deinen Leh=
rer nicht, sein Zürnen
bringt Dir Leid;
Doch Segen folgt Dir
nach, wenn er sich Dei=
ner freut.

Wie fleißig sam=
melt dort die Biene Ho=
nig ein;
Sie weiß, im Win=
ter wird einst nichts
zu sammeln sein.

Gesellig, höflich sei! So wei
es Gott erlaubt, bequem'
Nach Andrer Wünschen Dich,
das macht Dich angenehm.

Verlangt man Deinen Dienst,
so öffne schnell Dein Ohr
Und eile liebreich selbst dem
Bittenden zuvor.

Ein laut Gelächter kann Dich
leicht verächtlich machen:
Ein Weiser lächelt nur, indem
die Thoren lachen.

Du kletterst gern, bedenk', was
sind gesunde Glieder
Für Glück? Man bricht sie
leicht und heilt sie selten wieder.

Befleifsige Dich stets, mein
Kind, der Reinlichkeit:

Rein sei Gesicht und Hand,
und rein sei Wäsch' und Kleid.

In Allem liebe ja die Ordnung: denn durch sie
Ersparst Du überall Dir Zeit, Verdrufs und Müh.

Frag' nicht, wie vornehm Du, wie schön geputzt Du bist?
Der Erste, Schönste ist, welcher der frömmste ist.

Es wohnt ein schlechtes Herz oft unter Gold und Seide:
Aus Thaten schliefse blofs, nicht aber aus dem Kleide!

Bei Tische darfst Du nie den weisen Spruch vergessen:
„Man ifst, damit man lebt, und lebt nicht, um zu essen."

Flieh' nicht gemeine Kost: doch meide Leckerei'n
Sie können zum Verderb, nie jene schädlich sein.

Mit dem, was Freund und Gott Dir schenkten, zufrieden;
Der Unzufriedne glaubt sich nie ein kleines Glü beschieden.

Du ladest jedermann zu Deinen Spielen ein.
Und zankst, so oft Du spielst, Geh, Zänker, spiel allei

Gib die Geschwister nicht um kleine Fehler an:
Laſs ihnen Zeit, daſs sie der Fehler reuen kann.

Wo Zank und Zwietracht herrscht, da stifte ste den Frieden;
Durch Wohlthun such' den Feind, und nicht durc Rache zu ermüden.

Aus Andrer Fehler kannst Du groſsen Vortheil ziehen
Statt daſs Du tadelst, such' vor ihm zu fliehen.

Wenn jemand Böses thut, so hasse nur die That;
Den Menschen hasse nicht, der sie begangen hat.

Keiner verführe Dich zu einer bösen That!
Kraft hat der Mensch von Gott, zu wandeln s e i n e n Pfad

Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgne blühet,
Sei immer fromm und gut, auch wenn Dich niemand siehet

Dein Gott ist überall und weiſs Dich wohl zu finde
Er sieht auch in Dein Herz. O hüte Dich vor Sünde

Die Reu ist freilich gut nach der begangnen Tha
Doch besser ist, wer gar nichts zu bereuen hat.

Ein gut Gewissen wird der Leiden Kelch versüſsen
Das böse lässet Dich, im Glücke selbst, auf Dornen büſse

Die Wahrheit rede stets und wag' es nie zu lügen
Du kannst den Menschen zwar, doch niemals Gott betrüge

Die Alten ehre stets! Du bleibst nicht ewig Kind
Sie waren, was Du bist; und Du wirst, was sie sind.

Such einen frommen Freund, schenk' ihm vor Gott
Dein Herz;
Erhöht wird Dir die Freude, vermindert Dir der Schmerz.

Bei einem kleinen Schmerz mufst Du nicht kindisch
zagen:
Lern' an dem kleinen jetzt — den gröfsern einst ertragen.

Fühl' bei des Menschen Noth des Mitleids edle
Schmerzen;
Sieh seinen Fehlern nach; als Freund sei treu von Herzen.

Such' redlich Andrer Glück, so wirst Du glücklich sein;
Und segnend werden sich die Menschen Deiner freun.

Nie freut ein gutes Kind sich bei des Andern Leiden:
Es weint bei Andrer Schmerz und freut sich Andrer
Freuden.

Ein Jeder weint mit dem, der gern mit Andern weint;
Und jeder freuet sich mit dem, der gern erfreut.

Nimm auch dem kleinsten Wurm muthwillig nicht
sein Leben:
Er hat es nicht von Dir; Gott hat es ihm gegeben!

Es ist nicht tadelnswerth, im Glück vergnügt zu sein;
Doch lobenswürdig ist's, bei Andrer Glück sich freun.

Halt alle Menschen doch für Schwestern und für
Brüder;
Und mit des Thoren Stolz sieh nie auf Andre nieder!

Verschmäh' den Armen nicht; der Mensch sei noch
so klein;
Er ist ein Mensch wie Du! was braucht er mehr zu sein!

Demüthig danke Gott, der Dein Geschlecht erhob!
Sein würdig sei, und strebe treu nach eignem Tugendlob!

Wer sich nicht selbst besiegt, gewönn' er auch die
Welt,
Der ist, bei allem Ruhm vor Menschen, doch kein Held.

Der Jüngling freuet sich jetzt seiner Jugendzeit:
Wohl ihm, freut er sich so, dafs sie ihn nicht gereut!

Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wol
fahrt gibt:
Ein Herz, das Laster liebt, hat nie sich selbst gelie

Dem allerersten Reiz des Lasters widerstehn,
Das ist der beste Weg, dem Laster zu entgehn.

Thu' niemals das, was Dich hernach gereuen kan
Denk' an das bittre Wort: „Ach hätt' ich's nicht gethan

Es sei Dein liebstes Gut ein frommes, weises Herz
Dies mehre Deine Lust, dies mindre Deinen Schme

Sei treu in Deinem Stand, gehorche Gottes Ruf:
Gehorche gern und schnell dem Gotte, der Dich sch

Die Leibeskräfte.

Unser Körper ist aus vielen Gliedern und andern Theile zusammengesetzt und mit Werkzeugen ausgerüstet, und dabei so biegsam, daß wir Vieles mit Gemächlichkeit verrichten können.

Weil unser Körper biegsam ist, können wir uns niederlegen, aufstehen, sitzen, stehen, gehen, uns bücken, wieder aufrichten, hinauf- und hinabsteigen, laufen, springen, etwas halten, aufheben, Lasten tragen und ziehen.

Die Werkzeuge, deren wir uns bei diesen Verrichtungen bedienen, sind vorzüglich Kopf, Arme, Hände und Füße; denn ohne diese würden wir alle diese Dinge nicht verrichten können.

Kinder und Kranke können zwar alle diese Glieder haben, aber wegen Mangel an Kraft sie doch nicht bewegen. — Den, welcher mehr Kräfte hat, als Andere besitzen, nennen wir stark; den aber, welcher weniger hat, nennen wir schwach.

Wenn unsere Kraft zu schwach ist, etwas zu bewirken, so sehen wir uns genöthigt, zur Hilfe eines Andern unsre Zuflucht zu nehmen. Um aber von Andern weniger abhängig zu werden, müssen wir suchen, uns so viel als möglich selbst zu helfen. Kinder können wenig oder nichts thun, weil ihnen die nöthigen Kräfte fehlen. Mi

den Jahren aber und dem Wachsthume des Körpers nimmt auch die Kraft zu.

Die Kräfte des Menschen sind verschieden, denn einige sind stark, andere sind schwach. Durch fortgesetzte Uebung kann man seine Kräfte stärken. So lernen wir durch Uebung zuerst langsam, hernach geschwind gehen: wir ermüden zwar beim Gehen, aber nach und nach wird es uns immer leichter. Es gibt aber auch Dinge, welche auch den Stärksten unmöglich sind. — Um diese zu Stande zu bringen, bedienen wir uns gewisser Werkzeuge. Auch der Stärkste wird keinen Eichbaum zerbrechen können; durch das Beil und die Säge kann ihn auch ein schwacher Mann fällen.

Wir können zwar, wenn uns die nöthige Geschicklichkeit fehlt, oder wenn wir die gehörige Sorgfalt vernachlässigen, leicht bei dem Gebrauche der Instrumente Schaden leiden; doch würden wir thöricht handeln, wenn wir uns derselben niemals bedienen wollten, weil wir alsdann gewiß immer ungeschickt bleiben würden. Das wäre eben so, als wenn jemand nicht eher ins Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen könnte.

Wir können also durch allerhand Werkzeuge unsern Kräften einen Zusatz geben, durch welche wir unsre Geschäfte schneller oder geschickter verrichten können. So bedient sich der Gärtner des Grabscheites, der Vogelsteller des Netzes, der Schreiner des Hobels, der Holzhauer der Axt u. s. w.

Auch viele Maschinen, das heißt, künstlich zusammengesetzte Werkzeuge, müssen uns zur Erleichterung dienen. Z. E. der Pflug, das Spinnrad, der Wagen, die Mühle, die Flinte.

Wenn wir unsere Kräfte zweckmäßig üben wollen, so müssen wir sie mit etwas Nützlichem beschäftigen. Wir dürfen aber auch unsere Kraft nicht über die Gebühr anstrengen und Arbeiten vornehmen, welche zu schwer für uns sind; denn sonst verlieren wir die Lust zur Arbeit und schwächen unsern Körper. Wer seine Kräfte übt, sichert sich vor der langen Weile. Wer lange Weile hat, also nicht weiß, was er thun soll, verliert seine Munterkeit und wird noch träger. Fleißige Hand darbet nie.

Zur Erhaltung unserer Kräfte haben wir Nahrung und

Schlaf nöthig; doch müssen wir hierin Maß halten, da sonst werden sie uns schädlich. Wir werden krank und unserer Kräfte beraubt.

Die Folgen des Fleißes und der Faulheit.

Moritz war der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Mit ihm war Christoph in gleichem Alter, der Sohn eines Dreschers auf dem Gute seines Vaters. Diese beiden Kinder wuchsen zusammen als Spielkameraden auf, und Christoph wurde von dem alten Moritz geliebt, wie sein eigner Sohn; er nahm ihn nicht nur an seinen Tisch und kleidete ihn, sondern er schickte ihn auch frei in die Schule.

Christoph hatte zwar keine außerordentliche Fähigkeiten. Es ward ihm Alles schwer, was er lernen sollte; aber er gab sich viele Mühe, merkte auf Alles, was der Lehrer sagte, lernte zu Hause fleißig, was ihm in der Schule aufgegeben war, und übte sich in Allem, selbst ohne daß ihn jemand antreiben durfte. Durch unermüdeten Eifer brachte er es bald dahin, daß er den andern Schulkindern gleich kam, welche bessere Geistesgaben von Gott empfangen hatten, als er; und Jedermann liebte ihn und wünschte dem Vater Glück zu einem solchen Sohne.

Moritz aber war leichtsinnig und achtete nicht auf die guten Lehren, die er in der Schule hörte; Spielen, Reiten, Fischen und dergleichen Vergnügungen waren ihm lieber, als Lernen. Wenn er ermahnt wurde, fleißig zu sein, sagte er: Ich werde ein Landwirth, und ein solcher braucht nicht viel zu wissen. Wenn ich lesen, schreiben und rechnen kann, bin ich geschickt genug, und dazu habe ich immer noch Zeit.

So ging ein Jahr nach dem andern hin, und weil er glaubte, immer noch Zeit genug zu haben, so lernte er auch das Lesen, Schreiben und Rechnen nur sehr mittelmäßig. Der Vater hätte es freilich lieber gesehn, wenn sein Sohn fleißiger gewesen wäre; aber zwingen wollte er ihn eben auch nicht, und überdies dachte er ebenfalls, daß derselbe in seinem künftigen Stande nicht viel zu wissen brauchte, sondern, wenn er ihm das Gut wohl eingerichtet hinterließe, so könnte es ihm nicht fehlen. Aber beide irr-

ten hier sehr; denn sie dachten nicht daran, daß die Verwöhnung an unnütze Vergnügungen noch weit schlimmere Folgen hätte, als bloß die Versäumniß des Guten, was man in der Jugend hätte lernen können.

Als Moritz in die Jahre trat, wo er die Schule verlassen mußte, wollte ihn der Vater zur Wirthschaft anführen und trug ihm also bald diese, bald jene Geschäfte auf; aber Moritz ging lieber seinen gewohnten Albarkeiten nach. Anstatt auf dem Felde zu sein, um die Knechte zur Arbeit anzutreiben, ritt er in die Stadt zu seinen Bekannten, spielte und ließ die Knechte arbeiten, so viel sie wollten.

Der Vater schalt ihn deswegen zwar hart; aber es half nichts, und er starb, wie man sagte, vor Verdruß über die Liederlichkeit seines Sohnes. Nun war Moritz Herr des Guts, und er konnte ganz nach seinem Willen handeln. Nach dem Sprichworte: Jung gewohnt, alt gethan — blieb er auch ein so leichtsinniger Mensch. Er lebte immer in den Tag hinein, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, und in ein paar Jahren war das Gut so verschuldet, daß es öffentlich verkauft werden mußte.

Ein benachbarter Edelmann kaufte es, und Christoph, der bisher als Verwalter auf demselben gestanden und durch Fleiß und Sparsamkeit sich etwas erworben hatte, nahm es in Pacht.

Das Geld von dem verkauften Gute reichte nicht einmal zu, Moritzens Schulden zu bezahlen, und also hätte er müssen ein Landläufer werden, wenn sich Christoph nicht aus Dankbarkeit und Mitleiden seiner angenommen und ihm freie Wohnung und freien Tisch gegeben hätte.

Fleiß und Arbeitsamkeit bewahrt vor vielem Bösen, aber Müssiggang lehrt alle Laster. Spr. Sal. 28, 19. Sir. 33, 29.

Zeitvertreib.

Heinrich klagte immer, daß ihm die Zeit lang würde; denn er hatte keine Geschwister im Hause, mit denen er spielen konnte, und seine Eltern erlaubten ihm nicht oft, aus dem Hause zu gehen. Sein Vater gab ihm aber den

Rath, er sollte nur anfangen, etwas Nützliches zu thun; dann würde ihm die Zeit nicht mehr lang werden.

Was kann ich denn Nützliches thun? fragte Heinrich. Du kannst im Hause uns zur Hand gehen, und uns durch Deine Dienstfertigkeit manche Mühe ersparen; und im Garten gibt es fast das ganze Jahr hindurch für Dich zu thun z. B. Unkraut ausgäten, Ungeziefer vertilgen — und das ist für Dich keine zu schwere Arbeit. Das ist ein besserer Zeitvertreib, als immer spielen, denn davon hat man keinen Nutzen.

Heinrich folgte diesem Rathe und befand sich nicht blos recht wohl dabei, sondern machte auch Andern Freude.

Das arbeitsame Kind.

Dorchen liebte die Arbeit und gewöhnte sich sehr früh daran. Ueberall ging sie der Mutter zur Hand, wo sie nur konnte, und wenn sie die Mutter arbeiten sah, fragte sie immer: Kann ich nicht auch helfen, liebe Mutter?

Wenn sie nichts Besonders zu thun hatte, so las sie die Späne im Holzstalle und auf dem Hofe zusammen und trug sie in die Küche; oder sie gätete das Unkraut von den bepflanzten Beeten im Garten aus; oder sie brachte im Hause, in der Stube und in der Küche dies und jenes in Ordnung, und sah nach ihren kleinern Geschwistern; oder sie suchte die Eier zusammen, welche die Hühner bisweilen auf den Boden, oder unter einen Strauch im Garten gelegt hatten. Kurz, sie that immer etwas Nützliches, unterdeß andere Kinder oft den ganzen Tag mit Spielen zubrachten.

Von ihrem fünften Jahre an trug sie keine andere Strümpfe, als die sie selbst gestrickt hatte. Eben so fleißig war sie im Spinnen, so daß sie in der Folge alle Jahr so viel zusammen spann, als sie zu einigen Hemden brauchte. Ihre liebste Beschäftigung war das Nähen. Als sie es erst recht gelernt hatte, nähete sie selbst nicht nur alle Sachen, die sie brauchte, sondern sie machte sich ein Vergnügen daraus, auch für die Mutter und ihre Geschwister zu nähen.

Das alles that sie ungezwungen. Ihre Eltern hatten wol so viel Vermögen, daß sie Alles, was Dorchen that,

für Geld durch andere Leute hätten können thun lassen; aber Dorchen hatte die Thätigkeit von ihrer Mutter gelernt. Sie sah die Mutter den ganzen Tag nicht einen Augenblick müssig, hörte sie nie über zu viel Arbeit klagen und ahmte der Mutter nach, ehe sie noch wußte, daß Arbeit besser wäre, als Müssiggang.

Was für ein Vorrath an Leinen, Betten und andern Sachen war aber auch in diesem Hause! Alle Kisten und Kasten waren voll, und Dorchen hatte nachher die Freude, daß sie unter der Wäsche, Kleidung und dergleichen, was sie, als sie erwachsen war, zu ihrer eigenen Wirthschaft bekam, wenig fand, woran ihre Hände nicht gearbeitet hätten.

Gefräßigkeit.

Der kleine Peter hatte den ganzen Tag die Taschen voll Kuchen, Semmel, Obst und andern Näschereien und aß außer den gewöhnlichen Mahlzeiten immer aus der Tasche. Dadurch gewöhnte er sich so unordentlich und gefräßig, daß er sehr oft krank ward.

Festtage und Gastmähler, glaubte er, wären ausdrücklich dazu bestimmt, mehr zu genießen, als zur Sättigung nöthig ist, und er kannte kein größeres Vergnügen, als an solchen Tagen sich mit Speisen recht voll zu stopfen. Daß er die folgenden Tage sich übel darnach befinden würde, wußte er zwar; aber seine Begierde riß ihn doch immer hin.

So ging's ihm an dem Hochzeitstage seiner Schwester. Er aß und trank so unmäßig, daß er in der Nacht darauf gefährlich krank ward und einige Zeit nachher an einem schleichenden Fieber starb.

Sprichwörter.

Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Was Hänschen nicht lernt, wird Hans nimmermehr lernen.

Man muß nicht eher fliegen wollen, als bis einem die Federn gewachsen sind.

Viel Naschen macht leere Taschen.

Noth bricht Eisen, selbst die Ketten der Trägheit.

Wer viel spricht, spricht selten gut.

Keine Rose ist ohne Dornen.

Wer den Heller nicht ehrt, ist des Groschens nicht werth.

Kleider machen Leute. Das Kleid macht den Mann.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe.

Enthalten die drei letzten Sprichwörter Wahrheit?

Die Seelenkräfte.

Wir können empfinden. Mit Hilfe der Sinneswerkzeuge empfinden wir die Wärme und Kälte, daß es hell oder dunkel ist, daß die Glocken geläutet werden, daß die Blume angenehm riecht, und der Apfel gut schmeckt. Die Sinneswerkzeuge selbst können dies nicht empfinden, sondern das Auge und das Ohr, so wie die übrigen Sinne sind blos das Mittel, wodurch unsere Seele empfindet. Denn wenn die Seele den Körper verlassen hat d. h. im Tode, empfindet der Körper nichts mehr vom Schall oder vom Lichte, oder von der Kälte, obgleich das Ohr oder das Gesicht, so wie der ganze Körper noch vorhanden ist. Die Seele fehlt, wodurch wir uns vermittelst der Sinne solche Empfindungen verschaffen können.

Wir besitzen Einbildungskraft. Wir können uns auch abwesende Dinge vorstellen, die wir also jetzt weder sehen noch hören, weder riechen, schmecken noch

fühlen. Obgleich ich jetzt keinen Apfel esse, an keine
rieche, so kann ich es mir doch recht wohl vorstellen,
jener schmeckt und diese riecht. Ich bin jetzt zwar
bei meinen lieben Eltern, aber ich versetze mich im G
zu ihnen und kann mir es jetzt ganz denken, wie sie
sehen, wie sie sprechen, welchen Gang sie haben. Ich
in voriger Woche auf einem benachbarten Dorfe gew
und kann mir jetzt recht lebhaft vorstellen, wie die G
und einige Häuser darin aussahen. Vor einiger Zeit
ich mit dem Kopf auf einen Stein und kann mir
jetzt den heftigen Schmerz vorstellen. Das thue ich
meiner Einbildungskraft, mit der ich früher gehabte E
pfindungen in meiner Seele erneuere.

Wir haben Gedächtniß. Wir können uns an
wieder erinnern, was wir schon einmal gehört, oder gese
oder sonst erfahren haben. Wir wissen, wovon gestern
Prediger in der Kirche geredet hat; wir können mehr
Lieder auswendig. Dies verdanken wir unserm Gedächtn

Jener Mann hat vor 6 Jahren den Fuß zerbrochen:
erinnert sich noch oft daran und weiß den Tag und
Stunde des unglücklichen Falls anzugeben. Dies thut
vermittelst seines Gedächtnisses. Wenn er sich ab
lebhaft den traurigen Augenblick vorstellt, sich seine d
malige Lage vergegenwärtiget und den Schme
gleichsam in sich erneuert, welchen er bei dem Beinbr
empfand: so thut er das mit seiner Einbildungskraf
Welcher Unterschied ist also zwischen diesen beiden Kräften

Wenn wir uns solche Dinge, welche wir ehemals ge
hen haben, jetzt aber nicht sehen, wieder vorstellen,
erinnert uns ein Ding wieder an andere Dinge, welc
wir an einem und demselben Orte gesehen oder gehört h
ben. Es wird eine Stadt, in welcher wir schon mehrmal
gewesen sind, in einer Gesellschaft erwähnt, und wir eri
nern uns sogleich an unsern Freund, der darin wohn
und an sein Versprechen, uns bald zu besuchen.

Besonders aber können wir uns ein Ding nach dem an
dern wieder vorstellen, wenn wir uns die Dinge, welch
wir gesehen und gehört haben, wieder in der Ordnung
denken, in welcher wir sie gesehen und gehört haben. Wen
ein Kind das Ein mal Eins nicht recht fertig kann und
gefragt wird, wie viel 3 mal 7 sei, so fängt es an z

rechen: 3 mal 3 ist 9, 3 mal 4 ist 12 u. s. w. bis es uf 3 mal 7 kommt. Jetzt weiß das Kind, wie viel s macht; vorher konnte es nicht darauf kommen. Die Ordnung, in der sich die Aufgabe mit den ersten Theilen es Ein mal Eins befand, leitete es darauf hin.

Auch erinnern wir uns wieder an Dinge, welche eine Aehnlichkeit mit andern haben, oder diesen ganz entgegengesetzt sind. Wer einen Riesen (einen sehr roßen Menschen) und einen Zwerg (einen sehr kleinen Menschen) gesehen hat, erinnert sich gemeiniglich auch des ndern, wenn er an den einen denkt. Wenn wir eine Wirkung sehen, denken wir an die Ursache, und bei der Ursache an die Wirkung. Wir sehen, daß ein Haus, an welchem viele Jahre gebauet wurde, vollendet ist, und erinnern uns an die Arbeiter, die es aufführten; so oft Karlen Oelfleck in seinem Buche sieht, erinnert er sich an Wilhelm, der sein Buch beschmutzt hat. Wenn wir sehen, aß jemand sehr unvorsichtig mit dem Feuer umgeht, so rinnern wir uns an die Feuersbrunst, die wir erlebt aben, und die auch durch Unvorsichtigkeit entstand.

In Ansehung unsers Gedächtnisses müssen wir bemerken, daß wir dasjenige, was wir oft und mit Fleiß betrachten, besser im Gedächtnisse behalten, als dasjenige, was wir nur obenhin betrachten. Daher lesen wir ein Lied, oder einen Spruch, welchen wir behalten wollen, mehrmals her. Auch müssen wir, wenn wir etwas behalten wollen, eine gewisse Ordnung dabei beobachten und dasselbe gern behalten wollen.

Wir haben Verstand oder können uns Begriffe machen. Ich sah grüne Blätter, grünes Tuch, ine grüne Raupe, einen grünen Vogel, und wußte nun, was ich mir bei dem Worte grün denken sollte, oder ich habe nun einen Begriff.

So habe ich tausende von Begriffen in meiner Seele. Ich weiß z. E. was ich mir bei Stuhl, Tisch, hoch, alt, schön, Gerechtigkeit denken soll und werde gewiß keinen dieser Begriffe mit andern verwechseln.

Wenn ich das, was ich mir bei einem Worte denken muß, ausführlich angeben kann, so habe ich einen deutlichen Begriff. Ich habe einen deutlichen Begriff von Stuhl, denn ich weiß, daß jeder Stuhl ein gewönliches

Hausgeräth ist, welches zum Sitzen für eine Perso[n be-]
stimmt und mit einer Lehne versehen ist. Denn ein [Stuhl]
ist kein Thron, keine Bank und kein Schemel.

Können wir es aber nicht durch Worte ausdrücken, [so]
haben wir bloß klare Begriffe. Wenn Du nich[t die]
Merkmale des Fensters, der Thür angeben kann[st, so]
hast Du bloß klare Begriffe davon. Leider! haben [die]
mehrsten Menschen fast gar keine deutlichen Begriffe, [und]
daher irren sie sich auch so oft, oder urtheilen falsch.
Wenn ich einen Gegenstand nur von einigen and[ern,]
aber nicht von allen unterscheiden kann, so habe ich [einen]
dunkeln Begriff. Wer an Gespenster glaubt, hat
dunkle Begriffe von einem Geiste; denn er hält ihn [halb]
und halb für ein sichtbares oder hörbares Wesen.

Wir können urtheilen, oder wie wir pag. 21 [ge-]
sehen haben, wir können von irgend einer Sache sag[en,]
daß ihr ein Merkmal zukomme oder nicht.

Wir können zwei, oder mehrere Dinge mit einan[der]
vergleichen und ihre Aehnlichkeiten, oder [Ver-]
schiedenheiten aufsuchen. Wenn ich unsere [Erde]
mit einem Apfel vergleiche, so finde ich die Aehnlich[keit,]
daß beide rund und oben eingedrückt sind. Ich weiß [die]
Verschiedenheit eines Tellers und einer Schüssel — [sie]
liegt in der Größe. Wenn ein roher Mensch einen [sei-]
Mitmenschen schimpft, ihn einen Hund, einen [Esel]
nennt: so behauptet er, daß derselbe Aehnlichkeit mit i[hnen]
habe. Aber es ist sehr unedel von ihm, daß er die gr[oßen]
Verschiedenheiten absichtlich übersieht, die zwischen ei[nem]
Thiere und einem Menschen statt finden, daß er [die]
Menschenwürde verkennt und verletzt.

Ist die Aehnlichkeit sehr fein, so nennen wir den [Men-]
schen, der dergleichen leicht auffinden kann, witzig; [ist]
der Unterschied zweier Dinge schwer aufzufinden, so [nen-]
nen wir den, der es schnell kann, scharfsinnig.

Wir haben Vernunft, oder wir kön[nen]
schließen. Was schließen heißt, wissen wir schon [von]
der 22sten Seite her.

Dieses Vorstellen, Erinnern, Vergleichen, Urtheil[en]
und Schließen nennen wir Denken.

Ich kann etwas für recht und gut oder f[ür]
unrecht und böse erkennen. Jeder Mensch [hat]

ein, daß einem Menschen gar nicht verstattet sei, ...e z. E. zu bestehlen, zu betrügen; denn was würde ... entstehen, wenn dies ein Jeder thun wollte! Die ...liche Gesellschaft würde sich bald selbst aufreiben. ...l, was recht und gut ist, billige ich; das ..., was unrecht und böse ist, mißbillige ich. (Sittli... Gefühl.)

... kann das, was ich für gut erkenne, auch thun; ich ...e durch nichts gezwungen. Die Katze wird Milch benaschen, der Hund von einem Diebe Fleisch ...hmen und sich dadurch besänftigen lassen. Die Triebe ...hnen zwingen sie dazu; der Mensch aber wird durch ... gezwungen, seiner Vernunft zuwider zu handeln. ...er wird durch Triebe gezwungen, ein Mörder, ein ... zu werden. (Sittliche Freiheit.)

Mangel an Scharfsinn.

...wei Knaben, ein dummer und ein kluger, fanden einst ...sse. Gib mir das Aeußere und behalte das Innere für ..., sagte der Thörichte zu dem Klugen, welcher sich dies ...allen ließ. Als sie bald darauf Pflaumen fanden, so sagte ...: Heute aber geht es nicht wie neulich; heute mußt Du ... den Kern geben, und die Schale kannst Du für Dich ...halten. — Und er sahe sich zum zweitenmale betrogen. Als er es seinem Vater klagte, sagte dieser: Du thö...chtes Kind, weißt Du denn noch nicht, daß Pflaumen ...d Nüsse sehr verschieden sind? Du sahest bloß darauf, ...ß beide eine Schale haben, welche einen Kern umgibt, ...d glaubtest, daß auch bei der Pflaume der Kern das ...essere sein müsse, weil er es bei der Nuß gewesen war. ...ehe daraus für die Zukunft die Lehre, daß wenn man ...nter Dingen klug wählen will, man nicht bloß ihre Aehnlichkeit, sondern auch ihren Unterschied kennen muß.

Ursache und Wirkung.

Wir nennen das eine Ursache, woraus etwas entsteht; ...sjenige aber, was aus der Ursache entsteht, nennen wir

eine Wirkung. Wenn jemand unmäßig ist, so wi krank; die Unmäßigkeit ist also die Ursache der Kran und die Krankheit ist Wirkung der Unmäßigkeit. ist in folgenden Sätzen Ursache und Wirkung?

Wer faul und liderlich ist, wird arm verachtet.

Ein Lügner findet keinen Glauben.

Wer gut und fromm ist, ist Gott angen

Wer die Menschen liebt, wird wi geliebt.

Wenn die Sonne aufgeht, so wird es T

Wer die Augen nicht aufthut, muß Beutel aufthun.

Wenn wir von den Dingen Ursache und Wir kennen, so werden wir sie nicht allein besser zu un Nutzen anwenden können, sondern uns auch vor vie Schaden sichern. Wer die Ursachen kennt, welche Kra heiten bewirken, kann sie oft vermeiden und seinen Kör in gutem Zustande erhalten. Der Landmann weiß, Dünger und häufiges Pflügen Ursache der Fruchtbark sind, und er wendet diese Mittel an, um sie seinem A zu verschaffen. Ein kluger Jüngling weiß, daß er du Uebung seine Kräfte stärkt, durch Mäßigkeit und Ordnun seine Gesundheit erhält, durch Fleiß und Aufmerksam sich viele Kenntnisse erwirbt, und daß er dann einst se Geschäfte besser, als Andre betreiben werde.

Mittel und Zweck.

Albert wollte gern bald lesen lernen; er gab aber der Schule nicht fleißig Achtung und lernte also nic lesen. Was wir bei einer Handlung wollen oder wün schen, das ist unser Zweck. Albert hatte also den Zwe lesen zu lernen. — Wodurch wir unsern Zweck erreichen, das nennt man Mittel. Wenn Albert fleißig A gegeben hätte, so hätte er seinen Zweck erreicht; de das Achtgeben war das Mittel dazu. Wer aber Mittel nicht anwendet, erreicht auch seinen Zweck nicht.

August war krank und wollte gern wieder gesu

n; er nahm aber die Arznei nicht ein, die ihm der verschrieben hatte; also starb er an der Krankheit. — Wunsch, den August hatte, war, wieder gesund zu den; das Mittel dazu war das Einnehmen der Arznei.

Alle gute Eltern wünschen, daß ihre Kinder verständig den; darum schicken sie dieselben in die Schule. — Zweck oder die Absicht der Eltern ist also, daß die r verständig werden; der Unterricht in der Schule Mittel dazu.

der Lehrer will, daß unartige Kinder artig werden; m ermahnt und straft er sie. — Was ist die Absicht Lehrers? und welches sind die Mittel?

in gutes Kind will von den Eltern und Lehrern ge- sein; darum ist es gehorsam und fleißig. Was ist Zweck des Kindes? welches ist das Mittel?

in Gärtner wünscht, daß seine Bäume gute Früchte gen; darum wartet er sie fleißig ab. Was ist die ht des Gärtners? welches das Mittel?

Aberglaube.

anche Menschen halten oft etwas für Ursache von ei- Dinge, was gar nicht die Ursache davon sein kann; as für ein Mittel, wodurch ein gewisser Zweck gar ht erreicht werden kann, und schreiben oft natürlichen ngen übernatürliche Wirkung zu, oder erklären na- liche Wirkungen aus übernatürlichen Ursachen. So uben einige, daß gewisse Menschen durch Hilfe eines en Geistes auf einem Besenstiele durch die Luft reiten nen; daß sie im Stande seien, sich unsichtbar zu ma- n, sich in Thiere zu verwandeln, durch gewisse Worte r Sprüche Krankheiten oder Ungeziefer hervorzubrin- , den Kühen die Milch zu benehmen und dergleichen nderliche Dinge mehr.

Einen solchen Glauben, der gar keinen vernünftigen und hat, nennen wir Aberglauben, und Menschen, ihn haben, nennen wir abergläubische Menschen. Der erglaube macht sehr unglücklich; denn wenn solche enschen ein Unglück trifft, welches sie übernatürlichen sachen zuschreiben, so versäumen sie die zweckmäßigen

Mittel und nehmen zu sogenannten Hexen und Zau-
nen ihre Zuflucht, welche ihres Vortheils wegen
Aberglauben unterhalten, als hätten sie geheime
übernatürliche Kräfte.

In Hammelsdorf waren noch viele einfältige Leute, w
an Hexen und Hexereien glaubten, so oft sie auch
Pfarrer und Schullehrer eines Bessern belehrt worden. W
Michels Kind war verfüttert und wurde sehr e
Anstatt sich an einen vernünftigen Arzt zu wenden,
das Kind mäßig und ordentlich zu halten, gebrauchte
allerlei Mittel gegen die Hexerei, so lange bis das
Kind zum Krüppel geworden war.

Konrads Kind war von der ungesunden Milch
sehr ärgerlichen Mutter krank und schwach, bekam Kr
und hatte heftige Verzuckungen, wobei es das G
schrecklich verzerrte. Die abergläubischen Eltern glau
steif und fest, ihr Kind sei behext, und begnügten sich
her, es zu bekreuzen und zu segnen, ohne einen Arzt
bei zu rufen und Arzneimittel zu gebrauchen. Es m
elend sterben.

Heinemanns Kinder hatten beim Spielen im Ga
den giftigen Stechapfel gegessen; sie kamen schreiend, u
heftigen Schmerzen, nach Hause und klagten den El
ihre Noth. — Bald bekamen sie schreckliche Verzuckun
Die Eltern, welche ihre Kinder noch kurz zuvor so m
ter und froh gesehen hatten, konnten diese plötzliche Ver
derung nicht begreifen, und ohne erst nach der Ursache
forschen, waren sie gleich darin einig, daß die ar
Kinder behext sein müßten. Sie schickten daher eilig
dem Kuhhirten in einem benachbarten Dorfe, der in d
Gegend als ein Wundermann berühmt war. Dieser
gab den Kindern einen Trank ein, wobei er manch
närrische Geberden machte, um die vermeinte Hexerei
bannen. Allein schon in der folgenden Nacht starben z
von den Kindern auf die kläglichste Art, weil sie nicht
rechter Zeit Hilfe bekommen hatten: auch das dritte m
sterben, weil die Hilfe des Arztes zu spät kam. Di
öffnete nun die todten Körper, um die Ursache des To
zu erforschen, und jetzt fand es sich, daß der giftige S
men sie getödtet hatte. Nun machten sich die aberg
bischen Leute bittere Vorwürfe, daß sie so thöricht

...elt und, vom Aberglauben verführt, die ordentliche ...fe eines geschickten Arztes versäumt hätten. Sie ...nten sich nie hierüber zufrieden geben.

...ustav war so leichtgläubig, daß er Alles für wahr ...m, was er hörte, ohne zu untersuchen, ob es auch ...sein könne. Diese Leichtgläubigkeit hatte ihn auch ...Aberglauben gebracht: denn wenn ihm jemand sagte, ...sem oder jenem Hause spukte ein Gespenst, so glaubte ...s und erzählte es Andern als zuverlässig gewiß; oder ...n man ihm weiß machte, es stürbe jemand in dem ...use, vor welchem eine Eule schrie, oder ein Hund heulte: ...zweifelte er nicht im geringsten daran, und er glaubte ...o eine Wirkung, die von der angegebenen Ursache nicht ...kommen konnte, das heißt: Er war abergläubisch.

Einst bekam er einen Schaden aus heiler Haut, wie man ...sagen pflegt. Anstatt daß er nun einen ordentlichen ...t hätte um Rath fragen sollen, ließ er sich vielmehr von ...er alten Frau bereden, die Wunde mit einem sogenann... Johannishölzchen (einem Holze, welches am Johan...age von einem Baume geschnitten ist) zu berühren, ...glaubte, daß sie dadurch allein, ohne andere Mittel, ...ilt werden sollte. Da die Frau ihn versicherte, daß ...es schon Mehrern geholfen hätte, welche sie namentlich ...führte: so verließ er sich so fest darauf, daß er an keine ...dentliche Kur dachte.

Indessen ward die Wunde immer gefährlicher, und ...lich schlug der kalte Brand dazu. Nun mußte er doch ...h einem Arzte schicken, der ihm das Bein abnahm, und ...h sein, daß er nicht gar das Leben dabei einbüßte.

Aberglaube ist die Quelle manches Unglücks; und doch herrscht er so viele Menschen!

Die Wahrsagerin.

...ine Zigeunerin kam in ein Dorf und wollte den Leuten ...r Geld wahrsagen. Einige waren auch wirklich so ...fältig und abergläubisch, dafs sie den Reden der listigen ...au zuhörten. Diese sagte nun jedem der Umstehenden

etwas, das er gern hören mochte: dem einen weissagte s eine reiche Erbschaft, dem andern eine glückliche H rath, u. s. w. Dafür wurde sie reichlich beschenkt.

Unterdefs hatten die Gerichte von dieser Landstreich rin gehört, und weil solche Betrügereien strenge verbot sind, so wurde sie unvermuthet aufgehoben und nach d Stadt in Verwahrung gebracht. Hätte sie nun wirkli wahrsagen, das heifst, das Zukünftige vorher wis können, so würde sie auch ihre eigene Gefangenn mung gewufst haben und derselben durch die Fl entgangen sein.

Dennoch aber glaubten die Meisten das, was die Zig nerin ihnen gesagt hatte, darum, weil sie wünscht dafs es wahr werde; und so wurden sie zum Theil durch unglücklich. Denn derjenige z. B., welchem e reiche Erbschaft geweissaget war, vernachläfsigte se Wirthschaft, in der Hoffnung, bald ohne Mühe re zu werden. Lange blieben die schädlichen Wirku gen dieses Betruges in dem Dorfe sichtbar.

Die Furchtsame.

Wilhelmine hatte eine abergläubische Wärter welche ihr oft Gespenstergeschichten erzählte; da hatte man es ihr angewöhnt, immer bei einer Lam und nie allein zu schlafen. Dadurch wurde sie furc sam. Sie war schon zehn Jahr alt, als es sich t dafs alle ihre Geschwister krank wurden, und da Vater gerade verreist war, so mufste es sich Wilhelm zum erstenmale gefallen lassen, allein zu schlafen. D über gerieth sie nun in grofse Angst, besonders da Mutter keine Lampe in ihrer Kammer brennen lass wollte, sondern meinte, das grofse Mädchen könnte au wol einmal im Finstern zu Bette gehen. Gar zu ge hätte sie in der Krankenstube geschlafen, aber d wollte die Mutter nicht zugeben, weil sie dadurch leic hätte angesteckt werden können.

Weinend ging Wilhelmine in ihre Kammer, zog si hastig aus und steckte aus Furcht den Kopf unter d Deckbette. Von Zeit zu Zeit zog sie ihn scheu herv

um Luft zu schöpfen und sich ängstlich in der Kammer umzusehen. Auf einmal glaubte sie an der Kammerthüre eine lange weiſse Gestalt zu erblicken. Voller Schrecken zog sie sich das Deckbette über den Kopf, und der Angstschweiſs lief ihr von der Stirn. Lange konnte sie es in dieser Lage nicht aushalten; sie wagte es endlich, auf einen Augenblick den Kopf hervorzuziehen, und siehe da, die schreckliche weiſse Gestalt stand nicht nur immer noch an der Kammerthür, sondern bewegte sich auch.

Jetzt fing Wilhelmine an, laut zu schreien, und in dem Augenblicke trat ihre Mutter in die Kammer. Aber Kind, was ist Dir denn! rief sie ihr zu, träumest Du, oder wachst Du? Ach Mutter! Mutter! die weiſse Gestalt! Ich glaube gar, Du siehst Gespenster, erwiederte die Mutter; ermuntre Dich und fasse Muth! was ängstigt Dich denn? Es kam nun heraus, daſs Wilhelmine ein weiſses Handtuch, welches an der Kammerthür hing, und worauf der Mond schien, für eine weiſse Gestalt gehalten hatte. Die Mutter hatte an der Kammerthüre gehorcht, ob Wilhelmine schliefe, und indem sie die Thür öffnete, hatte sich das Handtuch bewegt. Wilhelmine schämte sich ihrer kindischen Furchtsamkeit und sahe seit dieser Zeit nicht wieder Gespenster.

Das Gespenst.

Heinrich sollte einmal des Abends nach 11 Uhr, da seine Mutter plötzlich sehr krank geworden war, den Arzt rufen. Er war aber auſserordentlich furchtsam, weil abergläubische und unverständige Leute ihm in seiner Kindheit viel von Gespenstern erzählt hatten. Gern hätte er es von sich abgelehnt, diesen Weg noch so spät zu gehen; aber es war Niemand weiter da, als sein Vater, welcher die Mutter in diesen Umständen nicht gern verlassen wollte.

Mit bangem Herzklopfen nahm er die Laterne und schlich zum Hause hinaus. Schüchtern sahe er sich nach allen Seiten um, wo er ging, und das kleinste Geräusch setzte ihn in Schrecken. Als er um die Ecke

der ersten Strafse trat, sahe er beim Schein der Later eine lange weifse Gestalt unter dem Fenster ein Hauses stehen, worüber er so erschrack, dafs er glei wieder zurück lief, und todtblafs und ohne ein W sprechen zu können, zu Hause ankam.

Der Vater errieth bald die Ursache seiner Furcht, u um ihn dreister zu machen, ging er nun selbst mit. sie an die Ecke hinkamen, stand die Figur noch da, u beweglich, in einen langen Mantel gehüllt. Heinri wollte schon anfangen, laut zu schreien und davon zu l fen, aber der Vater hielt ihn fest und redete die Gest an; da erkannten sie, dafs es der Nachtwächter war, hier seinen gewöhnlichen Stand um diese Zeit ha Indefs hatte der allzuheftige Schreck Heinrich so gegriffen, dafs er eine schwere Krankheit bekam, von er lange nachher erst befreit wurde.

Furchtsamkeit ist die Mutter der Gespenster.

Wer furchtsam ist, kommt leicht in Lebensgefah

Die Traumdeuterin.

Anna war sehr abergläubisch, und fast bei jedem Traum ängstigte sie sich, weil er nach ihrer Meinung etwas Un glückliches bedeutete. Träumte sie von Rosmarin oder v ausgefallenen Zähnen, so bedeutete dieses den Tod eines A verwandten; träumte sie von Perlen, so befürchtete sie Thr nen; aß sie im Traume frühreife Früchte, so glaubte s daß sie an diesem Tage Zank und Streit bekommen wür

Ihrem Manne machte dieses viele unangenehme Stu den; denn jeden Morgen, wenn sie geträumt hatte, sta sie traurig und mürrisch auf, und anstatt ihm durch He terkeit und Frohsinn das Leben zu versüßen, verbitterte sie es ihm durch ihre üble Laune. Ihr Mann nahm si daher einmal vor, ihr recht ernstliche Vorstellungen weg ihres unglücklichen Aberglaubens zu machen.

Liebes Weib, sagte er, wenn Du wirklich im Traume die Zu kunft sähest, so würdest Du dies nicht durch eigne Kraft kön nen, sondern der liebe Gott müßte es Dir offenbaren. Wenn Dir aber der liebe Gott wirklich etwas offenbaren wollte,

würde es von ihm nicht viel weiser sein, wenn er dieses in Deinem wachenden Zustande thäte, weil Du es dann nicht so leicht vergessen würdest, und besser Wahrheit und Irrthum unterscheiden könntest? Wenn Du also denken wolltest, daß Dir der liebe Gott etwas im Traume offenbarte, so nähmest Du an, daß der Liebe Gott thöricht handelte, und dieses würde ja Gotteslästerung sein. Weißt Du denn nicht, daß in der heiligen Schrift steht: Ihr sollt keine Traumdeuter und keine Zeichendeuter sein.

Weißt Du nicht, was der fromme Sirach im 34sten Kapitel von den Träumen sagt? „Unweise Leute betrügen sich selbst mit thörichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greifet nach Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts anders, als Bilder ohne Wesen. Was falsch ist, wie kann das wahr sein? Eigne Weissagung und Deutung und Träume sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken. Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon, denn Träume betrügen viel Leute, und fehlet denen, die darauf bauen.“

Du wirst zwar sagen, daß viele von Deinen Träumen eingetroffen wären; aber das kommt daher, weil Du Alles hervorsuchst, um Deinen Aberglauben zu retten, und Alles auf Deine Träume beziehst. So sagtest Du neulich, als Deine achtzigjährige Mutter starb, dieses habe der Zahn bedeutet, welcher Dir vor zwei Jahren im Traume ausgefallen wäre. Daß Du oft, wenn Du von unreifen Früchten träumest, Zank und Streit hattest, ist sehr natürlich; denn in unserer großen Wirthschaft fällt ja fast täglich eine kleine Unannehmlichkeit vor, und überdies bist Du nach jedem Traume so mürrisch und verdrießlich, daß es scheint, als suchtest Du mit Fleiß Zank, damit nur Dein Traum eintreffen möchte.

Die Frau sahe ihren Irrthum ein und strebte, denselben abzulegen; dieses hielt aber sehr schwer, weil sie von Jugend auf diesen Aberglauben unterhalten hatte.

Der Hauptgrund der Thorheit, auf Träume zu bauen, ist der, daß die Leute die wenigen Träume, die etwas bedeutet haben sollen, erzählen, und die vielen andern, auf die nichts erfolgt ist, weislich verschweigen.

Verbindung der Seele und des Leibes.

Die Seele ist es, welche in uns denkt. Sie empfindet zwar durch die äußern Sinne und bedient sich bei dem Empfinden der sinnlichen Werkzeuge; diese sinnlichen Werkzeuge sind aber nicht Theile der Seele, sondern des Leibes. Der Leib ist es also nicht, welcher empfindet, sondern die Seele empfindet durch den Leib.

Wenn wir etwas sehen, hören 2c., so weiß unsere Seele sogleich, daß wir etwas sehen, hören 2c. Wenn unsere Seele will, daß der Leib sich bewegen soll, so erfolgt sogleich die Bewegung. Daraus schließen wir, daß die Seele mit dem Leibe auf das genaueste verbunden sein müsse, so daß Seele und Leib zusammen unser Ich ausmachen.

Hätte ein Mensch keine Augen, keine Ohren, keine Geschmacks- und Geruchswerkzeuge und kein Gefühl an seinem ganzen Körper, so würde es seiner Seele an allen Vorstellungen, an aller Erkenntniß fehlen. Hat ein Mensch das Unglück, blind geboren zu sein, so mangeln seiner Seele schon sehr viele Vorstellungen. Er kann sich schlechterdings keine Farben, kein Licht, keine Aussicht, kurz nichts vorstellen, was wir blos durch das Gesicht wahrnehmen. Ein Tauber hat keine Vorstellung vom Schalle. Die Menge von Vorstellungen unsrer Seele, ihre Vielfachheit, hangt also von unserm Körper ab.

Sind die Sinne eines Menschen schwach, wendet der Mensch nicht, wenn er kann, viele Sinne an, um etwas zu erkennen, so wird sich seine Seele oft täuschen und sich ganz falsche Vorstellungen machen. Hat jemand ein schwaches Auge, so wird er oft in einiger Entfernung einen Menschen für einen Baum, ein Gesträuch für ein Haus ansehen; der, welcher nicht gut hört, glaubt Menschen gehen zu hören, wenn Hunde oder Ratten in dem Hause ihr Wesen treiben. Wie mancher hält den Schatten von einem Baume beim Mondschein für ein Gespenst, weil er sich bloß auf sein Gesicht verläßt und sein Gefühl nicht zu Rathe zieht. Je vollkommener, je feiner unsre Sinneswerkzeuge sind, je mehrere wir bei einem Gegenstande anwenden, um ihn zu erkennen, desto seltner wird der Irrthum sein. Unsere Seele hangt also in Absicht einer richtigen Erkenntniß gar sehr von unserm Körper ab.

Unsere Seele ist es, welche denkt, empfindet und will. So oft sie sich nun etwas denkt, was unsern Sinnen angenehm ist, so *will* sie es, oder es entsteht in uns eine Begierde darnach; so oft sie sich aber etwas denkt, was unsern Sinnen *unangenehm* ist, so *will* sie es *nicht*. Nicht alles, was unsern Sinnen angenehm ist, erkennt unsere Seele auch für gut und thunlich. Lange zu schlafen, oder kostbare, sehr wohlschmeckende Speisen zu genießen, behagt unsern Sinnen; allein unsere Seele findet es nicht für gut, die kostbare Zeit ganz dem Schlummer aufzuopfern und das Vermögen so wie die Gesundheit für einige Stunden an der Tafel hinzugeben. Dessen ungeachtet hat der Körper einen großen Einfluß auf die Seele, und wir thun des Körpers, der Sinnlichkeit wegen Vieles, was die Seele für schlecht erkannt hat.

Der *Körper wirkt* also, wie wir gesehen haben, sehr auf unsre Seele, welcher er nicht bloß Vorstellungen zuführt, sondern auf deren Begehren oder Abneigung er auch einen großen Einfluß zeigt. — Noch größer ist aber die Gewalt, welche unsere *Seele* über den Körper hat.

Will unsere Seele etwas ausführen, so bedient sie sich dabei immer des Körpers zum Werkzeuge. Wir wollen schreiben, lesen, etwas sehen, hören und dergleichen — und gebrauchen dazu unsere Hände, Augen, Ohren.

Verläßt die Seele den Körper, so liegt dieser ohne Bewegung, ohne Empfindung da. Wenn ein Mensch seine Sinne und alle Glieder seines Leibes nicht mehr gebrauchen kann, so nennen wir ihn *todt*. Ein todter Mensch kann nicht mehr durch seine Sinne empfinden und sich selbst bewegen. Das *Leben* bestehet also in der Verbindung zwischen Seele und Leib; wenn aber diese Verbindung aufhöret, so erfolgt der *Tod*.

Die Vorzüge des Menschen vor den Pflanzen und Thieren.

Wenn wir die Dinge um uns her betrachten, so finden wir einen großen Unterschied unter denselben. Einige von denselben können empfinden und sich von selbst bewegen;

diese nennen wir lebendig, und Thiere und Mensch
gehören dazu. Andere aber können dies nicht; diese nen
wir leblos und rechnen dazu Pflanzen und Steine.

Die Pflanzen entstehen, indem sie aus der Erde h
vorwachsen, aus welcher sie durch die Wurzeln Säfte an
ziehen, welche ihnen zur Nahrung dienen, wodurch
Wachsthum derselben befördert wird. Die Thiere e
stehen auch, indem sie von andern Thieren entweder
bendig geboren, oder aus Eiern ausgebrütet, oder
die Polypen durch Abschnitte fortgepflanzt werden,
nähren sich von Speise und Trank.

Die Pflanzen sind erst klein, dann wachsen sie
werden größer; aber nach einiger Zeit verwelken sie
der und verdorren endlich. Die Thiere sind auch
fänglich klein, dann wachsen sie und werden größ
aber endlich werden sie alt und sterben.

Die Pflanzen können sich nicht von selbst beweg
sie wissen auch nicht, daß sie da sind. Die Thie
können sich von selbst bewegen, denn sie haben eine See
welche empfindet und will.

Die Thiere haben einen Leib, die Menschen auc
doch ist der Leib der Thiere von dem Leibe der Mensche
unterschieden.

Der Stier hat Hörner, um sich damit zu vertheidig
der Mensch aber nicht; die Katze hat einen Pelz, welche
sie vor der Kälte bewahrt, der Mensch aber nicht; die Ka
kann klettern, der Vogel fliegen, der Fisch anhaltend u
unter der Oberfläche des Wassers schwimmen, der Mens
aber nicht; und doch weiß sich der Mensch immer
helfen, weil er eine Seele hat, welche viele Dinge ve
gleichen und unterscheiden, welche urtheilen u
schließen kann. Daher kommt es auch, daß der Mens
genöthigt ist, nachzudenken; die Thiere aber nicht.

Der Mensch hat Hände, mit welchen er viel Nützliche
und Schönes verfertigen kann. Mit ihnen kann er schr
ben, schnitzen, nähen, drechseln, die Pferde regieren, sä
ernten u. s. w. Wenn ein Thier auch so klug, wie ei
Mensch wäre, so würde ihm seine Klugheit ohne Händ
nichts helfen, und es würde seinen Zustand wenig verbe
sern können.

Das Thier muß sich mit seiner Kraft begnügen; der

Mensch aber kann durch sein Nachdenken Werkzeuge und Maschinen erfinden und mit seinen Händen verfertigen, mit welchen er seine Kräfte überaus vermehren kann. Mit der Wagenwinde, mit dem Hebel, mit der Rolle und andern Werkzeugen kann er die größten Lasten heben; mit der Flinte kann er die stärksten Thiere bezwingen; auf Schiffen wandelt er über das Meer; mit dem Luftballon fährt er in die Luft. Er baut sich feste Wohnungen, worin er sich gegen wilde Thiere, Kälte, Hitze, Regen und Wind schützt. Er sichert sich durch Dämme gegen Ueberschwemmungen, und durch Gewitterableiter gegen den Blitz.

Viele Thiere können zwar einen Laut von sich geben und schreien; aber sie können diesen Ton nicht durch Zunge, Zähne und Lippen vielfach abändern. Der Mensch kann die Töne im Munde durch die Sprachwerkzeuge zu Worten bilden und sprechen. Durch die Sprache geben wir Andern unsre schmerzlichen und unsre angenehmen Empfindungen zu erkennen.

Wenn die Menschen sprechen, so denken sie sich etwas dabei und suchen dem, mit welchem sie sprechen, ihre Gedanken durch vernehmliche Laute zu verstehen zu geben.

Wenn ein Mensch spricht, und andere Menschen ihn verstehen sollen, so müssen sich diese eben dasselbe dabei denken; sonst verstehen sie sich einander nicht.

Die Thiere können nicht reden lernen, und wenn sie auch von dem Menschen mit Mühe und Noth gelernt haben, ein paar Wörter auszusprechen, so denken sie doch nichts dabei. Sie lernen auch nicht lesen und schreiben, sie geben auch nicht auf Alles Acht, was sie sehen, und wünschen nicht, immer mehr zu lernen.

Der Mensch kann sogar durch die Bewegung seines Körpers, besonders der Hände, des Kopfs und der Augen, Andern seine Gedanken und Wünsche zu verstehen geben, er kann die Geberdensprache reden. In seinem Gesichte lesen wir Freude und Traurigkeit, Güte und Zorn, Verlangen und Abscheu.

Der Mensch erreicht ein höheres Alter, als die meisten Thiere, und kann in allen Ländern der Erde ausdauern, sie mögen heiß oder kalt sein. Die meisten Thiere aber werden krank und schwach, wenn sie aus heißen Gegenden in kalte, oder aus kalten Gegenden in heiße gebracht werden.

Jedes Thier hat von Natur einen Trieb zu Allem, w
ihm dienlich, und einen Widerwillen gegen Alles, was i
schädlich ist. Die Kuh vermeidet auf der Weide die gi
gen Pflanzen, weil sie einen Ekel daran hat; nicht w
sie die schädliche Wirkung derselben kennt. Auch zu gew
sen Handlungen, die zu ihrer Erhaltung nothwendig si
haben alle Thiere von Natur einen Trieb. So haben
Gänse und Enten einen Trieb zu schwimmen, viele Vög
einen Trieb, im Winter wegzuziehen, wo sie keine Na
rung bei uns finden würden. Auch die Menschen hab
viele Triebe, z. E. einen Trieb zum Essen, zum Schlafe
einen Trieb, in Gesellschaft mit Andern zu leben &c. Da
Thier kann blos mit seinem Triebe unterscheiden, wa
ihm schädlich oder nützlich ist; der Mensch aber kan
dieses durch seine Vernunft thun.

Die Thiere sind, wenn sie nur genug Nahrung haben
zufrieden. Sie begnügen sich deswegen, die Dinge, welch
zu ihrer Nahrung dienen, zu kennen und zu unterscheiden
— Der Mensch aber kennt weit mehrere und viel besser
Freuden. Er empfindet Vergnügen beim Anblick der schöne
Natur, der blumigen Wiesen, der grünen Bäume, der Sonne
des Mondes und des gestirnten Himmels; er hat Gefüh
für Wohlklang und Musik; es macht ihm Vergnügen
seine Kenntnisse zu vermehren; ihn freut es, wenn er an-
dere Menschen glücklich sieht und glücklich machen kann.

Der Mensch ist in seinen ersten Lebensjahren schwach
und hinfällig und braucht weit länger die Pflege und
Unterstützung der Eltern, als die Thiere. Auch dies ist ein
Vorzug; denn dadurch wird die Liebe zwischen Eltern und
Kindern desto stärker und inniger, und die Eltern können
mehrere Zeit und Sorge auf die Erziehung verwenden.
Wie roh und ungebildet würde der Mensch bleiben, wenn
er schon in den ersten Jahren sich selbst überlassen würde.

Ein jeder Mensch kann unterscheiden, was wahr,
und was falsch ist. Er kann sich unzählige richtige Be-
griffe machen, denn er hat das Vermögen zu denken,
und dies ist sein größter und herrlichster Vorzug vor den
Thieren. Er sieht z. B. ein, daß er nicht würde leben
können, wenn er nicht Speise und Trank zu sich nähme,
keine Kleidung und keine Wohnung hätte; daß er also diese
drei Dinge nicht entbehren kann. So erhält er
einen Begriff von Bedürfnissen.

er Mensch kann sich auch aus dem, was er gesehen, ört, verstanden und begriffen hat, eine Menge nützli- r Regeln sammeln. Er hat z. B. gesehen oder ge- t, daß ein Mensch, der unmäßig gegessen hatte, sehr nk geworden war, und zieht aus dieser Erfahrung die gel, daß man nicht unmäßig essen dürfe, wenn man d bleiben wolle. Oder er hört, daß der Blitz sich den Bäumen hinzieht, und bildet sich nun daraus die el, daß man sich bei einem Gewitter nie unter einen m stellen dürfe.

Auf diese Art lernt er vermöge seines Verstandes ein- n, was nützlich und was schädlich, was zweckmäßig und zweckwidrig ist. Du gehst in die Schule und hast bei den Zweck, etwas Nützliches zu lernen und verständig werden. Aber wenn Du nun in der Schule nicht aufmerk- m bist, sondern plauderst, oder spielst und umher gaffst, handelst Du zweckwidrig; denn auf diese Art kannst u Deinen Zweck, verständiger zu werden, nicht erreichen.

Durch seinen Verstand wird der Mensch klug und eschickt, und wie bewundernswürdig sind die Werke, elche der menschliche Verstand hervorgebracht hat! Man betrachte nur die prächtigen Gebäude, die großen Schiffe, den Weberstuhl, die Mühlen u. dgl. m. Ohne Verstand üßte der Mensch nichts vom Ackerbaue, von Handwer- n, Künsten und andern nützlichen Erfindungen.

Groß und dankenswerth sind die Vorzüge, welche tt dem Menschen zugetheilt hat! Wir wollen uns die- r Vorzüge freuen und Gott besonders dadurch dafür nken, daß wir sie weise und gewissenhaft gebrauchen d sie zu erhalten suchen.

Der kluge Bauer.

Palitsch, ein Bauer in Sachsen, war in seiner Jugend glücklich, den Unterricht eines sehr geschickten Schulleh- rs zu genießen, und er benutzte auch diese Gelegenheit, inen Verstand zu bilden und sich nützliche Kenntnisse zu rwerben, recht gewissenhaft. Er war nicht allein in der hule sehr fleißig und aufmerksam, sondern ließ sich auch on seinem Lehrer und dem Pfarrer nützliche und verständ-

liche Bücher, in welchen er in den Winterabenden des Sonntags las, wo der Vater seine Hilfe in Wirthschaft und dem Feldbaue entbehren konnte.

Er versäumte aber dabei auf keine Weise die Ges seines künftigen Standes, sondern er ging seinem V treulich an die Hand und bildete sich unter seiner An rung zu einem geschickten und fleißigen Landwirth. den Kenntnissen, welche er sich erwarb, sahe er nicht auf, ob er mit denselben würde Aufsehen erregen kön sondern ob sie ihn klüger und frömmer machen, oder einst in seinem Stande nützen würden.

Mit vorzüglichem Eifer legte er sich auf die Natu schichte und suchte sich mit den Eigenschaften, der Leb art, der Pflege und den Krankheiten der Thiere beka zu machen und die Natur der Pflanzen zu erforsc Dadurch bekam er nicht allein tausendfältige Gelegen die Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers zu bew der, weil Gott diese Eigenschaften auch an den kleinsten G schöpfen offenbart hat; sondern er konnte mit die Kenntnissen, als er groß wurde, seine Geschäfte als La mann besser und klüger, als Andere, betreiben.

Weil er wußte, wie die Hausthiere gepflegt und beh delt werden mußten, so war sein Viehstand der beste i Dorfe, und seine Kühe gaben weit mehr Milch, als die de übrigen Bauern; selten wurde ihm ein Thier krank, u wenn dies auch geschahe, so war es insgemein bald geheil weil er die Krankheiten und die zweckmäßigen Mittel kan und nicht zu Quacksalbern seine Zuflucht zu nehmen brauch

Auch sein Ackerbau hatte einen sehr glücklichen Fo gang; denn weil er Alles mit Nachdenken betrieb, so beo achtete er, welcher Acker zu dieser oder jener Frucht g schickter wäre; wodurch man schlechten Acker verbessen könnte; welches Saatkorn das zweckmäßigste wäre; wie ma bei der Aussaat nicht blos auf Jahreszeit, sondern au auf Witterung Rücksicht nehmen müßte u. dgl. m.

Er las bisweilen Schriften, in welchen der Ackerbau i andern Ländern beschrieben war, und suchte dasjenige, wa seiner Gegend angemessen schien, nachzuahmen. Diese Ve suche aber stellte er immer einigemal im Kleinen an, ehe e sie im Großen wagte; denn er hatte auch gelesen, daß viel Landwirthe dadurch zurückgegangen waren, daß sie ihre

...schaft blos nach Büchern betrieben hatten, ohne auf Beschaffenheit ihres Bodens Rücksicht zu nehmen. Vorzüglich fand er den Anbau von mehreren Futterkräu... sehr vortheilhaft, weil er dadurch die Stallfütterung ...ren konnte, wodurch seine Kühe einträglicher an Milch ..., und er weit mehr Dünger für seine Felder erhielt. ... sagte er: „Es ist ein wahrer Verderb für das ... Dorf, daß die Kühe von den Kindern auf die Weide ...ben werden, weil sich diese dadurch an den Müssig... und die Faulheit gewöhnen. Bis ins 14te Jahr ...en sie hinter den Kühen her, und wenn sie dann zu ...er harten Arbeit angehalten werden sollen, sind sie ...wach und unbehilflich. Weil sie unter keiner Aufsicht ... alten und verständigen Leuten sind, so treiben sie ...bliche und boshafte Streiche; sie schälen und zerknicken ...äume, sie hüten andern Leuten die Früchte ab und ge...hnen sich an Schadenfreude und Diebstahl. Den ganzen ...g sind sie allein und sprechen mit keinem Menschen; da...rch werden sie ungesellig und tückisch. Mit einem Worte, ... kann aus unserm Dorfe nie etwas rechtes werden, ...enn nicht das verderbliche Kuhhüten abgeschafft wird.“

Einst zog er spät, als schon längst die Sonne untergegangen war, vom Acker nach Hause, und herrlich leuchtete ...er ihm der Himmel mit tausend funkelnden Sternen. Es machte dieser prächtige Anblick einen tiefen Eindruck ...f ihn; zugleich aber sagte er auch zu sich selbst: „Es ist ...ch schlecht von mir, daß ich, ein vernünftiger Mensch, ...on diesem großen Schauspiele nicht mehr, als meine un...vernünftigen Pferde weiß, und was der liebe Gott durch ...ese Sterne zu mir spricht, nicht zu verstehen suche.“

Den andern Tag ging er zu dem Pfarrer und klagte ...m, wie schwer ihm gestern seine Unwissenheit auf das Herz ...fallen wäre, und bat ihn um ein verständliches Buch, aus ...elchem er sich einige Kenntnisse von den Sternen ver...schaffen könnte. Es ist dies recht gut, sagte der Pfarrer, ...ß Er seine Kenntnisse immer zu vermehren sucht; aber ...e Sternkunde ist eine sehr schwere Wissenschaft, und Er ...önnte leicht darüber seinen Beruf als Bauer vernachläßi...en, wenn Er sich zu sehr hinein vertiefte, und dann wäre ...r und seine arme Familie zu beklagen.

Nein, sagte Palitsch, meinen Beruf würde ich

darüber nie vernachlässigen, denn ich fühle mich zum La-
baue eben so berufen, wie Sie zum Pfarrstand be-
sind, und ich halte den für einen schlechten Mann,
das Geschäft nicht mit Ernst treibt, welches ihm G
aufgelegt hat. Sie wissen aber, daß ich nie in die Sch
gehe, sondern immer zu Hause bei meiner Frau und
meinen Kindern bleibe, welchen ich Abends etwas
einem guten Buche vorlese, oder, so gut ich kann,
liche Lehren gebe. Im Winter gibt es nicht viel zu th
weil ich, Gottlob! nicht zu dreschen brauche, sondern
die Aufsicht führe, und in den Winterabenden habe
noch mehr Zeit übrig, da könnte ich wol ein solches B
mit Nachdenken lesen.

Der Pfarrer gab ihm, als der Winter kam, ei
zweckmäßige Bücher, unterstützte ihn mit seinem R
und erklärte ihm die schwereren Stellen, bei welchen
ihn um Rath fragte. Weil er ehemals in der Schule s
fertig rechnen gelernt hatte, machte er überaus gr
Fortschritte. Er lernte nicht allein Sonnen- und Mon
finsternisse berechnen, sondern entdeckte sogar im Jahr 17
einen sehr merkwürdigen Kometen, wodurch sein Na
in ganz Europa berühmt wurde.

Der berühmte Prinz Heinrich von Preußen besuch
ihn und beschenkte ihn mit einem sehr guten Fernroh
und vielen kostbaren Büchern; er wurde oft nach Dresde
von Ministern und Gesandten zu Tische gebeten, un
seine Klugheit, noch mehr aber seine Bescheidenheit, wurd
allgemein bewundert. Denn er erhob sich nicht im Ge
ringsten über seine Nachbarn, sondern er verrichtete no
immer mit demselben Fleiße, wie vorher, seine Geschäft
als Landmann, und er kleidete sich nicht besser, als di
übrigen Bauern.

Alle schätzten und liebten ihn, weil er niemanden kränkt
sondern jedermann mit Rath und That beistand, woz
er wegen der großen Achtung, die er bei so vielen vor
nehmen Männern genoß, vielfältige Gelegenheit hatte.

Bleibe bei deinem Stande.

Eckermann war der Sohn eines wohlhabenden Bauern

Sachsen. Weil seine Eltern eine blinde Vorliebe zu ihm ßt hatten, so wurde er besser gekleidet und gepflegt, ihre übrigen Kinder. Sie ließen ihn nicht allein sehr t im Schreiben und Rechnen unterrichten, sondern er nte auch die Violine und Flöte sehr fertig spielen. Als groß wurde, spielte er sehr oft mit andern Musikanten Hochzeiten und andern ländlichen Freudenfesten.

Dadurch gewöhnte er sich an's Wohlleben und den Müsng, und weil er wegen seines guten Violinspielens elobt wurde, so setzte er sich den Dünkel in den Kopf, wäre zu gut für einen Bauer, und fing nun an, sich die Bürger in den Städten zu kleiden und wie diese nehm zu thun, wodurch er sich oft bei den Bauern sehr erlich machte.

Als darauf eine Accisebedientenstelle im Dorfe aufging, bewarb er sich um diese und erhielt sie auch wegen seiFertigkeit im Rechnen und Schreiben ohne Schwieeit. Nun gab er seine Bauerwirthschaft ganz auf; verpachtete sein schönes Gut um ein Spottgeld an rliche Personen, welche es ganz verwildern ließen, elte den ganzen Tag die Violine oder Flöte, um ein ster Meister darauf zu werden, gab allen Umgang mit nen ehemaligen Kameraden auf und ließ sich nicht anders Herr Eckermann oder Herr Einnehmer nennen.

Endlich kam er einmal aus langer Weile auf den Einl, ein Klavier zu verfertigen, und dieses fiel wirklich eit besser aus, als man es von ihm hätte erwarten sollen, a er in solchen Arbeiten gar keinen Unterricht erhalten hatte, nd ihm nie ein gutes Instrument dieser Art zu Gesicht kommen war.

Dieses aber war die Veranlassung zu seinem gänzlichen Verderben; denn nun glaubte er, daß ihn seine Kunst anständiger und ehrenvoller in einer großen Stadt, als uf dem Dorfe ernähren würde. Er verkaufte daher sein hönes Gut um den halben Werth und zog nach Weimar, um sich da von dem Klavierbauen zu ernähren, oder als Violinspieler in die herzogliche Kapelle zu kommen.

Wie sehr hatte er sich aber in seiner Rechnung betrogen! Weil er gar keinen Unterricht im Instrumentmachen erhalten hatte und aus Eigendünkel von verständigen Leuten eine Lehre annehmen wollte, so waren seine Klaviere sehr

mittelmäßig, und er mußte froh sein, wenn er nur n einmal so viel dafür bekam, als ihm das Holz und Saiten dazu gekostet hatten. Einige schlechte Leute lern bald die Eitelkeit dieses unerfahrnen Menschen kennen u suchten von derselben Vortheil zu ziehen. Sie lobten s Violinspielen als unvergleichlich und versprachen ihm, d sie ihn auf jede Weise dem Herzoge empfehlen würden.

Der getäuschte Thor ließ sich durch dieses Lob bestech und traktirte sie mit Wein nnd Kaffee, machte ihnen G schenke, oder verborgte an sie sein Geld. In zwei Jah hatte er daher von seinem schönen väterlichen Erbthe nichts mehr übrig, und seine falschen Freunde, welche n glaubten, daß er seine Schulden einfordern, oder ihn auf andere Weise beschwerlich fallen würde, sagten n zu ihm, daß sie oft mit dem Herzoge seinetwegen gespro chen hätten; daß dieser aber erklärt hätte, daß er Kein in seine Kapelle aufnähme, welcher nicht vorher auf Reise gewesen wäre und sich in andern Residenzstädten a Künstler hätte hören lassen. Wenn es ihm also ein Er wäre, in die Kapelle zu kommen, so müßte er auf Reise gehen. Einem so großen Violinspieler, als ihm, würde e nie an Gelde fehlen, sondern er würde dieses an de fürstlichen Höfen in Menge verdienen und überdies da durch die schönste Gelegenheit bekommen, in den Dienst eine größern und freigebigern Fürsten angestellt zu werden.

Diese Rede war ihm recht nach dem Sinne gesprochen. Er verkaufte seine wenigen Habseligkeiten und begab sich auf Reisen. Aber wie sehr täuschte er sich in seinen Erwartungen! Er ließ sich an einigen Orten mit seiner Violine hören, aber er wurde überall ausgelacht, weil er bei aller seiner Fertigkeit ohne Ausdruck und Empfindung spielte, und hatte mehr Kosten als Vortheile. Weil sein weniges Geld bald aufgezehrt war, so sahe er sich genöthiget, sich mit einem Trupp Fuldaer Musikanten zu vereinigen und in der Welt umher zu ziehen, um sich gegen den Hunger zu schützen.

Nun sahe er endlich seine Thorheit ein; aber leider war es zu spät, und er hatte blos die Reue davon. Wie oft sehnte er sich nach seinem Geburtsorte und nach seiner ehemaligen Lage zurück! Welch ein unsinniger Thor, sagte er oft bei sich selbst, bin ich gewesen, daß ich mich vom

Hochmuthe blenden ließ und etwas besseres, als ein Bauer sein wollte! Wie gern wollte ich jetzt, wenn ich mich nicht vor der Schande fürchtete, bei meinen Brüdern als Knecht oder Tagelöhner dienen; dann hätte ich doch Obdach und Kleidung. Jetzt bin ich unstät und flüchtig; ich weiß nicht, wohin ich mein Haupt legen soll, und Alles, was ich verdiene, muß ich als ein Almosen betrachten. Was würde jetzt aus mir werden, wenn mich in der Fremde eine Krankheit befiele, wo ich Niemanden habe, der mich pflegte, und wo ich keinen Arzt bezahlen kann! Wenn ich zu Hause geblieben wäre, so hätte ich vielleicht jetzt ein gutes Weib und liebe Kinder, die mir das Leben angenehm machen und meine Stütze im Alter sein würden; jetzt stehe ich allein und von Allen verlassen da! —

Endlich kam er nach Bremen, wo er einem musikalischen Instrumentmacher seinen Lebenslauf erzählte und seine Dienste anbot. Dieser nahm ihn aus Mitleid in sein Haus und unterrichtete ihn in seiner Kunst. Nun gab er sich alle mögliche Mühe, durch Fleiß sich seinem Wohlthäter dankbar zu bezeigen, und noch ein nützlicher Mensch zu werden. Wirklich brachte er es auch noch durch große Anstrengung dahin, daß er durch seine Kunst sein Brod verdienen konnte; aber oft sagte er: Ich habe mein Glück in der Ferne und auf Umwegen gesucht, das mir in der Nähe lag, und über diesem Suchen die Hälfte meines Lebens verloren.

Gespräche,

um Begriffe zu entwickeln.

I. Zeichen. Kennzeichen.

Kind. Lieber Vater, was schreibst Du denn an die Thüre? Vater. Ich mache mir nur ein Zeichen. K. Ein Zeichen? Ich denke, die Zeichen sind von Papier. V. Warum denn eben von Papier? K. Wenn ich wissen will, wie weit ich gelesen habe, so mache ich mir ein Zeichen in's Buch; das ist ein Stückchen Papier. V. Ganz recht!

aber darum müssen nicht alle Zeichen von Papier sein sondern Zeichen heißt Alles, wodurch man an Etwa erinnert wird. Alle Dinge, welche machen, daß Du a Etwas denkst, sind Zeichen. Z. B. Du siehst vor einer Hause Brod und Semmel liegen. Gewiß denkst Du Hier wohnt ein Bäcker. Weil nun die Semmel mach daß Du so denkst, so nennt man sie das Zeichen, welche Dich daran erinnert, daß hier ein Bäcker wohnt. So o die Uhr schlägt, wirst Du daran erinnert, daß eine Stund verlaufen ist. Mithin kannst Du jeden Glockenschlag ei Zeichen nennen. Wenn Du Rauch riechst, so denkst Du daß irgendwo in der Nähe Feuer sein muß. Woran wir Du hier erinnert? K. An das Feuer. V. Und welches ist das Zeichen, das Dich daran erinnert? K. Der Rauch V. Wenn Du Schmerz in Deinem Leibe fühlst, woran denkst Du dabei? K. An Krankheit. — V. Allerdings Du denkst, daß der Theil Deines Leibes, an welchem Du Schmerzen fühlst, krank sein muß. Aber, Du würdest wo nicht an Krankheit gedacht haben, wenn Du nicht Schmerz gefühlt hättest; folglich war der Schmerz das Zeichen, welches Dich daran erinnerte.

Wenn man durch das Zeichen erinnert wird, eine Sach von der andern zu unterscheiden, so nennt man es ein Kennzeichen; denn eine Sache kennen, heißt doch nichts anders, als sie von allen andern zu unterscheiden wissen. Z. B. Hier liegt Obst. Kannst Du aus der Menge einen Borsdorfer Apfel heraus suchen? K. Nein das kann ich nicht. V. Das macht, weil Du kein Zeichen hast, woran Du den Borsdorfer Apfel von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Aber unter diesem Obst sind auch einige Birnen; zeige sie mir. K. Hier ist eine Birne; da noch eine. V. Woran kennst Du sie denn? K. Die Birnen sehen anders aus, als die Aepfel. V. Das glaube ich nicht: die Aepfel sehen grün aus und die Birnen auch. K. Ja, aber die Birnen sind oben am Stiele spitzig und die Aepfel nicht. V. Gut, mein Kind, Du hast Dir also ein Zeichen gemacht oder ein Kennzeichen, woran Du die Birnen von den Aepfeln unterscheiden kannst, nämlich die Gestalt. Die Birnen haben eine andere Gestalt, als die Aepfel.

Wenn Du nun aber Birnen und Feigen unter einander

Feigen sähest, so würde Dein Kennzeichen nichts taugen; denn die Feigen sind oben am Stiele auch spitzig, wie die Birnen. Alsdann würdest Du sie an der Farbe kennen; die reifen Feigen sehen braun aus, die Birnen aber grün oder gelb. Nun wäre die Farbe Dein Kennzeichen. Wir wollen es noch bei einem andern Gegenstande versuchen. Hier liegen drei Bänder. Das erste soll mein sein, das andere Dein und das dritte Deinem Bruder. Jetzt will ich sie durch einander mengen: kennst Du nun Deins noch? K. Dieses hier. V. Woran kennst Du es denn? K. Weil es roth ist, und die andern beiden nicht roth sind. V. Gut, also war hier die rothe Farbe Dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen. Das erste hier soll wieder mein sein, das andere Dein und das dritte Deinem Bruder. Ich menge sie unter einander, und nun zeige mir Deins. K. Dies hier. V. Woran kennst Du es aber? sie sind ja alle drei roth. K. Meines war das längste. V. Gut, also war hier die Länge Dein Kennzeichen. Ferner, hier sind zweierlei Fleckchen Zeug. Sie sind beide blau, und sind auch von jeder Art große und kleine. Die zur rechten Hand liegen, sind von Wolle, und die zur linken Hand liegen, sind von Seide. Siehe sie beide recht an, und greif' sie an, und merke Dir Etwas, woran Du die wollenen von den seidenen unterscheiden kannst. — K. Nun habe ich mir Etwas gemerkt. V. Gut, ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und ein wollenes heraus. K. Hier ist ein seidenes, und da ein wollenes. V. Woran kennst Du sie denn? K. Die wollenen sind rauh, und die seidenen glatt. V. Recht wohl. Das siehest Du, und wenn Du es auch nicht sähest, so könntest Du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen.

Noch etwas. Hier stehen drei Gläser. In dem einen ist Wein; in dem andern Essig; in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll, als das andere; der Wein sieht roth aus; der Essig roth und das Wasser auch. Woran wolltest Du nun wol sehen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist? K. Ich müßte sie kosten. V. Weißt Du denn, wie Wein und wie Essig schmeckt? K. Ja, das weiß ich recht wohl. V. Nun, das wäre ein Kennzeichen,

nämlich der Geschmack. Aber, gesetzt nun, Du dürftest sie nicht kosten, und wolltest doch gern wissen, was in jedem Glase wäre; woran würdest Du es sonst merken können? K. Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ich's nicht. V. Ich will Dir noch ein Kennzeichen sagen, den Geruch; Wein hat einen andern Geruch, als Essig; und Wasser hat, wenn es rein ist, gar keinen Geruch.

Kennest Du Deinen Bruder Karl? K. Ja, den kenne ich recht gut. V. Woran kennst Du ihn denn? K. An seinem Gesichte. V. Recht! also wenn gleich fünfzig andere Knaben da ständen, so würdest Du von allen Fünfzigen keinen einzigen für Deinen Bruder Karl ansehen: denn kein einziger würde gerade ein solches Gesicht haben, als er; und Du hast Dir in seinem Gesichte Kennzeichen gemerkt, woran Du ihn vor allen andern Menschen unterscheiden kannst. Solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansehe. Sobald Du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es, Du kennest sie. Nun will ich sehen, ob Du Dir gute Kennzeichen merken kannst. Hier sind zehen Kartenblätter; davon merke Dir einmal dieses Einzige. Suche Dir ein Kennzeichen, woran Du es wieder kennen kannst. Morgen will ich Dich fragen, was für eins es gewesen ist; dann sollst Du es unter allen zehen heraus suchen.

II. Eigenschaft.

Kind. Lieber Vater, wie sieht denn eine Eigenschaft aus? — Herr Ernst sagt immer, ich solle die Dinge nach ihren Eigenschaften kennen lernen. Vater. Ich habe Dir neulich gesagt, man müsse an jeder Sache, die man sehe, höre ꝛc. Etwas bemerken, daran man sie kennen d. i. von andern Sachen unterscheiden könne; weißt Du das noch? K. Ja, Vater, ich weiß es noch recht wohl. Wir hießen es Merkzeichen. V. Kennzeichen willst Du sagen? K. Ja, ja, Kennzeichen. V. Nun gut; wenn Du das noch weißt, so kannst Du auch leicht wissen, was eine Eigenschaft ist. Wenn Du Etwas an einer Sache bemerkt hast, daran Du sie kennen willst, so mußt Du Acht haben, ob Du das Allezeit — oder nur manchmal an derselben Sache

findest. Findest Du es allezeit, so heißt es eine Eigenschaft der Sache und alsdann ist es ein gutes Kennzeichen. Findest Du es aber nicht allemal, so ist es auch keine Eigenschaft und kein sicheres Kennzeichen.

Ich will Dir ein Beispiel geben. Siehe, hier sind zwei Körper. (Denn, daß es Körper sind, erkennest Du daran, daß Du sie beide sehen und fühlen kannst.) Das Eine ist ein Stück Leder und das Andere ein Span Holz. Wirst Du sie wol beide kennen? wirst Du das Holz vom Leder unterscheiden können? — ich meine so, daß Du nicht das Leder für Holz und das Holz für Leder ansiehst? Sage mir einmal: Welches ist das Leder, und welches das Holz? K. Das hier ist Leder und das dort Holz. V. Woher weißt Du es denn? K. Weil Du es mir gesagt hast. V. Diese Antwort taugt nicht. Wenn Du einmal anderswo Holz und Leder beisammen liegen siehst, und Niemand da ist, der es Dir sagen kann, so wirst Du nicht wissen, was Holz und was Leder ist. Du mußt Dir selbst Kennzeichen machen, selbst an jedem Körper Etwas merken, wodurch Du ihn kennen und von dem andern unterscheiden kannst. Sieht denn das Leder gerade so aus, wie das Holz, und das Holz, wie das Leder? K. Nein! das Leder sieht braun aus und das Holz weiß. V. Du machst Dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran Du diese beiden Körper unterscheiden willst. Aber, findest Du denn dieselbe braune Farbe *allezeit* bei dem Leder und die weiße Farbe allezeit bei dem Holze? Verstehst Du das nicht, so will ich Dich anders fragen. Sieht denn *alles* Leder braun, und alles Holz weiß aus? K. Nein! V. Also kannst Du auch das Leder nicht *daran* kennen. Die braune Farbe ist keine *Eigenschaft* des Leders und die weiße keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht *allezeit* bei diesen Körpern antrifft.

Hier will ich Dir ein paar andere Stücken zeigen: sie sehen beide weiß aus. Nun wirst Du nicht wissen, welches Holz, und welches Leder ist. Aber nimm sie einmal in die Hand; vielleicht findest Du etwas andres, woran Du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder? K. Nein, das Holz ist hart, und das Leder ist weich. V. Das ist schon besser. Ich will Dir es aber noch genauer zeigen. Siehe, das Leder kann ich beugen

(es ist geschmeidig), aber das Holz nicht. Eben dies[e] findest Du wenigstens bei den meisten Arten des Leder[s] es mag braun, weiß, roth oder schwarz sein. Es ist al[so] eine Eigenschaft des Leders, daß es sich beugen l[äßt].

Siehe einmal Deinen Bruder an. Er sieht jetzt bla[ß] aus; aber sieht er allezeit blaß aus? K. Nein! V. Also [ist] auch die Blässe des Gesichts nicht seine Eigenschaft, wei[l] sie sich nicht zu aller Zeit bei ihm befindet. Du kanns[t] Dir folglich auch die blasse Farbe nicht zu einem Ken[n]zeichen Deines Bruders machen. Aber wie sehen sei[ne] Haare aus? K. Schwarz. V. Hat er allezeit schwar[ze] Haare? K. Ja, allezeit! V. Also ist das eine Eigenschaf[t] seiner Haare, und ein Kennzeichen, woran Du Deine[n] Bruder von allen andern Leuten, wenigstens in unserm Hause, unterscheiden kannst, weil sonst Niemand schwarze Haare hat, als er. Ferner: Dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit; folglich kann man es seine Eigenschaft nennen. Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften, woran man es kennen oder von andern Dingen unterscheiden kann. Z. B. Der Stein ist fest; das Metall ist schwer; das Salz löset sich auf; die Pflanzen wachsen; die Thiere bewegen sich; der Mensch denkt, u. s. w.

III. Das Ganze; der Theil.

Vater. Was meinst Du wol: Ist der Theil größer, als das Ganze, oder das Ganze größer als der Theil? K. Lieber Vater, ich weiß nicht, was das Ganze — und weiß auch nicht, was der Theil ist. V. Beides sollst Du bald wissen. Ist Dein gläserner Becher zerbrochen? K. Nein, er ist noch ganz. V. Du sagst: Er ist noch ganz; und vor einem Augenblick sagtest Du: Ich weiß nicht, was das Ganze ist. Wenn nun Dein Becher zerbrochen wäre, würdest Du ihn auch noch ganz nennen? K. Nein. V. Was ist also ganz? K. Was nicht zerbrochen ist. V. Weil also Dein Becher nicht zerbrochen ist, so nennen wir ihn ganz oder ein Ganzes. (Ganzes Ding.) Wenn er nun aber zerbrochen wäre, was würdest Du dann sehen? K. Die Stücke oder die Glasscherben. V. Allerdings, und diese Stücke sind Theile, aus welchen das Ganze bestand oder zusammengesetzt war.

Hier liegt eine Frucht. Nennest Du sie Apfel oder Stück eines Apfels? K. Ich nenne sie Apfel. V. Wenn also diese Frucht kein Stück oder Theil ist, so ist sie ein Ganzes, ein ganzer Apfel. Ich schneide diesen Apfel entzwei; nun siehst Du zwei — Aepfel oder Stücke? K. Ich sehe nicht zwei Aepfel, sondern zwei Stücke. V. Und diese Stücke heißen Theile des Apfels. Ich zerschneide jeden Theil noch einmal: Wie viele Theile siehst Du nun? K. Nun sehe ich vier Theile. V. Du hast also gesehen, was ein Ganzes — und was ein Theil ist. Eben so ist jeder Körper ein Ganzes, und jeder Körper besteht aus Theilen; und wenn man sie gleich nicht von einander schneidet und trennet, so sind doch die Theile da. Auch Dein Leib besteht aus Theilen. K. Willst Du denn meinen Leib auch zerschneiden? V. Nein, das darf und werde ich nicht thun; denn dadurch würde ich Dich tödten. Wir sehen aber doch die äußern Theile Deines Leibes, wenn er gleich nicht zerschnitten ist, so gut, als wir die Theile des Apfels sahen, ehe er zerschnitten war. So wie ich hier stehe, siehst Du meinen ganzen Leib. Du siehst aber auch die äußern Theile meines Leibes, den Kopf, den Rumpf, die Arme und die Füße. Keiner dieser Theile ist für sich allein ein ganzer Menschenleib, so wie auch kein Theil des Apfels für sich allein ein ganzer Apfel ist. Verstehst Du das? Ist mein Kopf ein Menschenleib? K. Nein. V. Aber Theil eines Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu, und alle übrige Theile meines Leibes würden zusammen genommen, ohne Kopf, keinen ganzen Menschenleib ausmachen. Ist mein Arm ein Menschenleib? K. Nein, aber er ist ein Theil des Menschenleibes. V. Und so alle übrige Stücke.

Nun wirst Du auch auf meine Frage anworten können. Du hast ganze Körper und hast Theile gesehen. Welches ist nun größer, der Theil oder das Ganze? Ist mein Kopf größer, als mein ganzer Leib? K. Nein, Dein ganzer Leib ist größer, als der Kopf. V. Ist dieser Theil des Apfels größer, als der ganze Apfel war? K. Nein, der ganze Apfel war größer. V. Und wenn Dein Becher zerbrochen wäre, glaubst Du, daß ein Stück oder ein Theil desselben eben so groß sein würde, als jetzt der ganze Becher ist? K. Nein, die Stücke würden kleiner sein. V.

Eben so ist es mit allen andern Körpern. Jeder ga Körper ist größer, als ein Theil desselben, und jeder T eines Körpers ist kleiner, als der ganze Körper. aber alle Theile zusammen genommen gerade so groß oder gerade so viel betragen, als das Ganze, das kann Dir am besten mit einer Wage zeigen.

Hier liegt ein Brod; das ist gerade so schwer, als di Pfundgewicht, wie Du am Wagebalken oder an der Zu sehen kannst. Wenn ich das Brod in vier Theile schne und einen davon auf die Wage bringe, ist dieser auch schwer, als das Pfundgewicht? K. Nein. V. Weil Theil allezeit kleiner ist, als das Ganze. Wenn ich abe zwei Viertel des Brods auf die Wage lege, sind diese ebe so schwer, als das Pfundgewicht? K. Nein, auch diese nicht V. Aber drei Viertel? K. Noch nicht. V. Aber alle vie Viertel? K. Ja, eben so schwer. V. Daraus kannst Du sehen, daß alle Theile eines Ganzen eben so groß sind oder eben so viel betragen, als das Ganze selbst.

IV. Unterschied. Gleichheit.

Vater. Hier ist unser Garten und daneben ist eine Wiese: was für ein Unterschied ist wol zwischen dem Garten und der Wiese? K. Der Zaun. V. Freilich, aber ich frage nicht, was zwischen den Garten und die Wiese gebaut ist, sondern, was für einen Unterschied Du bemerkst. K. Ich weiß nicht, was Du mit dem Unterschiede meinst. V. Erinnerst Du Dich noch dessen, was wir neulich von den Eigenschaften geredet haben? K. Ja, lieber Vater. V. Nun siehe, wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben, so sind sie einander gleich, wenn aber ein Ding andere Eigenschaften hat, als das andere, so heißt es: Sie sind unterschieden. K. Ja, ja! nun merke ich es bald. V. Weißt Du nicht, was das heißt: Ein Ding ist wie das andre? Z. B. Hier sind zwei Kegel; wir wollen sie neben einander setzen. Siehe sie recht an, und alsdann sage mir, sieht einer aus, als der andere? oder sieht dieser anders aus, als jener? K. Mich dünkt, es sieht einer aus, als der andre. V. Das meine ich auch. Dieser ist von Holz und jener ist auch von Holz. Beide

ist rund. Einer ist so lang, so dick, so schwer, als der andre. Mit einem Worte: Einer hat eben die Eigenschaften, als der andre. Sind nun die beiden Kegel einander gleich, oder sind sie unterschieden? K. Sie sind einander gleich. V. Allerdings! wenigstens ziemlich.

Nun aber will ich einen Leuchter neben den Kegel setzen; sind diese beiden Dinge auch einander gleich? K. Nein, gar nicht. V. Warum denn nicht? K. Der Leuchter ist von Zinn und der Kegel von Holz. V. Allerdings. Du bemerkst also einen Unterschied. Ferner, hier stehen zwei Tische. Findest Du eine Gleichheit oder einen Unterschied zwischen ihnen? K. Lieber Vater, ich finde einen großen Unterschied. V. Welchen denn? K. Dieser ist rund, und jener ist viereckig. V. Ganz recht! Der Unterschied zwischen diesen beiden Tischen ist also in der Gestalt. — Sie sind aber auch einander in manchen Rücksichten gleich: denn dieser ist eben so hoch als jener; dieser hat vier Füße, jener hat auch vier Füße; dieser ist von Holz, jener ist auch von Holz gemacht. Also im Gestell, in der Höhe und im Material dieser beiden Tische ist eine Gleichheit; aber in der Gestalt der Tischblätter ist ein Unterschied.

Eben so können viel andre Dinge in gewissen Stücken einander gleich — in gewissen andern Stücken aber unterschieden sein. Z. B. Hier liegen zwei Stück Geld. Sind sie einander gleich, oder sind sie unterschieden? K. Sie sind unterschieden. V. Aber ich dächte, sie wären einander gleich; denn dies ist ja eben so groß als jenes: dies ist rund und jenes auch rund. K. Ja, das ist wol wahr; aber dies ist gelb und jenes ist weiß. V. Du hast Recht, mein Kind. Also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind. Weißt Du nicht mehr, wie dieses gelbe Metall heißt? K. Gold. V. Und dieses weiße hier? K. Silber. V. Also ist in der Gestalt und in der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe und im Material ein Unterschied.

V. Ursache. Folgen.

Vater. Hast Du schon gesehen, daß Dein schöner Rei-

kenstock verwelkt ist? K. Ja! lieber Vater, ich habe es gesehen. V. Aber weißt Du auch die Ursache? K. Ich weiß noch gar nicht, was das heißt: Ursache. V. Du weißt das gewiß schon; nur das Wort ist Dir noch nicht geläufig. Du fragtest gestern: Woher kommt denn der Knall, wenn geschossen wird? — Ein andermal fragtest Du: Warum sind denn im Winter mehr Nebel, als im Sommer? Das ist gerade so viel, als wenn Du gefragt hättest: Welches ist die Ursache des Knalls bei dem Schusse? oder was ist die Ursache der häufigen Nebel im Winter? Du wolltest also eine Ursache wissen, ob Du gleich nicht das Wort Ursache brauchtest. Denn so oft Du sprichst: Warum — oder: Woher kommt das? so fragst Du nach einer Ursache. Aber ich will mich bemühen, Dir das noch deutlicher zu machen.

Wenn ich an die Glocke schlage, so schallt es. Du siehest den Schlag und hörst den Schall. Welches von Beiden geschieht nun eher, der Schlag oder der Schall? K. Der Schlag geschieht eher. V. Wenn Feuer im Ofen brennt, so wird es in der Stube warm. Welches ist nun eher: das Feuer im Ofen oder die Wärme in der Stube? K. Erst muß Feuer im Ofen brennen, hernach wird es warm in der Stube. V. Wenn Schwefel angezündet wird, so riechst Du es. Welches erfolgt eher, das Brennen des Schwefels oder Dein Riechen? K. Erst brennt der Schwefel, alsdann rieche ich ihn. V. Du hast ganz recht geantwortet und siehst daraus, daß ein Ding eher kommt oder geschieht, als das andere; daß eins auf das andere folge. Wenn nun das Eine macht, daß das Andere entsteht oder erfolgt, so nennt man Jenes die Ursache und Dieses die Folge. Wenn ich an die Glocke schlage, so macht der Schlag, daß der Klang entsteht: also heißt der Schlag die Ursache, und der Klang die Folge. Wenn Feuer im Ofen brennt, so wird die Stube warm. Würde sie auch warm werden, wenn kein Feuer im Ofen brennte? K. Nein, sie würde kalt geblieben sein. V. Also macht das Feuer im Ofen, daß es in der Stube warm wird. Das Feuer ist die Ursache und die Wärme ist die Folge. Ferner, wenn ich diesen Stahl nehme und mit dem Feuersteine daran schlage, was siehst Du? K. Ich sehe Funken. V. Woher kommen denn die Funken? K. Sie kommen

aus dem Stahle. V. Nicht so, mein Kind: denn, wen ich den Stahl blos in der Hand halte, siehest Du Funke heraus kommen? K. Nein, dann sehe ich keine. V. Ode siehst Du Funken aus dem Feuersteine springen, wenn e auf dem Tische liegt? K. Nein, auch dann sehe ich kein V. Aber sobald ich mit dem Feuersteine an den Sta schlage, so kommen Funken. Was ist also die Ursad der Funken? K. Das Anschlagen. V. Allerdings, un die Funken sind eine Folge des Anschlagens.

Es können aber auch zwei Dinge auf einander folge ohne daß Eins die Ursache und das Andere die Folge i z. B. Jetzt, indem ich mit Dir rede, bellt ein Hund a der Gasse. Etwa darum, weil ich mit Dir von Ursache und Folgen rede? K. Nein, darum gewiß nicht, denn d Hund hört das nicht. V. Also ist meine Rede nicht d Ursache des Bellens, und das Bellen nicht die Folge m ner Rede. Du hast in der vergangenen Nacht geschlafe Macht etwa Dein Schlaf, daß der Nelkenstock verwe ist? K. Nein, das glaube ich nicht: denn ich habe sch oft geschlafen, und der Nelkenstock ist doch nicht verdor V. Der Schlaf ist also nicht die Ursache des Verdorre Aber eine Ursache muß doch da sein: denn ohne Ursa geschieht nichts in der Welt. Weißt Du sie nicht, so v ich Dir sie sagen. Du hast ihn nicht begossen. Wenn e Pflanze grün bleiben und wachsen soll, so muß sie Wa haben; das weißt Du. Das Wasser ist also eine n wendige Ursache des Pflanzenlebens. Da Du nun Dei Nelkenstocke kein Wasser gegeben hast, so hat er auch leben können. Denn wenn die Ursache fehlt, so auch die Folge.

VI. Veränderung. Verwandlung.

Kind. Lieber Vater, Du sagtest mir, es gingen b dig Veränderungen vor; aber ich sehe ja keine Es liegt blos daran, daß Du nicht aufmerksam bis Ich will aufmerksam sein. Laß mich nur eine Ve rung sehen. V. Bedenke nur, daß alles das, was c ist, als es vorhin war, eine Veränderung erlitte Da nun Alles in der Welt von Zeit zu Zeit anders

als es vorhin war, so kann man auch wol sagen, daß alle Augenblicke in der Welt Veränderungen vorgehen. K. Auch bei uns hier? V. Auch bei uns, denn auch wir gehören zur Welt. K. Das möchte ich doch sehen!

V. Erinnerst Du Dich noch, daß es in der vergangenen Nacht finster war? K. Ja. V. Ist es jetzt noch finster? K. Nein, jetzt ist es hell. V. Also ist es jetzt anders, als es in der Nacht war: es ist eine Veränderung vorgegangen, und die nemliche Veränderung geht, wie Du wol wissen wirst, alle Tage vor. — Glaubst Du, daß Reden und Schweigen einerlei sei? K. Nein, das glaube ich nicht. V. Oder ist Schlafen und Wachen einerlei? K. Gar nicht. V. Oder ist hungrig oder satt sein einerlei? K. Auch nicht. V. Also ist Reden etwas Anderes, als Schweigen? Schlafen etwas Anderes, als Wachen? Hungrig sein etwas Anderes, als satt sein? K. Allerdings. V. Nun so gib doch Acht auf Dich selbst. Bald redest Du, bald schweigest Du. Bald schläfst Du, bald wachst Du. Bald bist Du hungrig, bald satt. Also gehen auch mit Dir selbst beständig Veränderungen vor. Denn indem Du satt bist, befindest Du Dich anders, als da Du hungrig warest, und jetzt, da Du wachst, ist Dein Zustand anders, als da Du schliefst.

K. Also haben sich unsere jungen Hühner wol auch verwandelt, denn neulich waren sie klein, aber jetzt sind sie groß? — V. Verändert haben sie sich; aber nicht verwandelt. K. Ist denn das nicht ganz einerlei? — V. Nicht einerlei. Verwandelt würde ein Ding werden, wenn es ganz aufhörte, das zu sein, was es war, und ein Ding von anderer Natur würde. Aber das geschieht niemals. Verändert werden die Dinge wol, aber nicht verwandelt. Wenn z. B. unsere Hühner aufgehört hätten, Hühner zu sein, und Gänse oder Katzen geworden wären, so würden wir sagen können: Sie sind verwandelt worden. Aber das ist nicht geschehen, und kann auch nicht geschehen; sondern sie haben sich nur verändert, nemlich sie sind größer geworden; aber Hühner sind es doch immer, wie vorhin. — Siehe, hier liegen Birnen. Vor etlichen Tagen waren sie noch hart und grün: jetzt sind sie weich und gelb. Haben sie sich verändert oder verwandelt? K. Verändert. V. Recht. Denn Birnen sind es noch immer,

ie vorhin, nur daß sie sich jetzt anders anfühlen und anders aussehen, als vorhin.

K. Aber Herr Ernst hat mir gesagt, daß bisweilen Holz in Stein verwandelt wird; das ist ja doch eine Verwandlung. V. Auch das ist keine Verwandlung, sondern eine Veränderung, und Herr Ernst hat blos aus Versehen die Worte verwechselt. Du kannst sicherlich glauben, daß kein Ding in der Welt verwandelt wird. K. Aber er hat mir ein solches Stück gewiesen: es war so schwer wie Stein, und sahe auch so aus. V. Es kann wol sein; aber darum ward das Holz doch kein Stein. Die Sache geht so zu. Manches Wasser führt viel Erd- oder Steintheile bei sich. Wenn nun das Holz lange in solchem Wasser liegt, so werden die Räume, in denen sich, so lange das Holz grün ist, Säfte befinden, mit solchen Erd- oder Steintheilen angefüllt. Daher kommt's, daß es hart und schwer wird, wie Stein; aber darum bleibt es doch Holz und wird nicht Stein. Es ist also auch nicht verwandelt, sondern blos verändert worden.

VII. Empfinden. Erfahren.

Kind. Lieber Vater, wo ist denn die Erfahrung? Herr Ernst spricht immer, ich würde noch viele Dinge aus der Erfahrung lernen. V. Du hast schon viele Dinge aus der Erfahrung gelernt; aber Du verstehst nur das Wort nicht. Denn wenn man eine Sache darum weiß, weil man sie selbst empfunden hat, so heißt es: Man hat sie aus der Erfahrung gelernt. K. Weil man sie selbst empfunden hat? — Das verstehe ich auch nicht. V. Liebes Kind! Empfinden heißt eben das, was Du sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken nennest. Du empfindest durch den Geschmack, wenn Du etwas schmeckst; durch das Gesicht, wenn Du etwas siehst, u. s. w. Wenn Du diese fünf Sinne nicht hättest, so würdest Du gar nichts lernen können.

Es gibt unglückliche Menschen, welche taub zur Welt kommen. Diese hören gar keinen Schall, folglich auch keine Menschenrede; lernen daher auch selbst nicht reden, sondern bleiben stumm. Denk' einmal, wie wenig diese Menschen lernen werden, da sie weder mit Jemand reden,

noch Schrift lesen können. Wer blind ist, bekommt keine Vorstellung von Licht, von Farbe, von Gestalt, sondern er lebt in beständiger, dicker Finsterniß. Wem der Geschmack fehlt, der kennt keinen Unterschied zwischen süß und sauer. Ihm ist es ganz einerlei, ob er Wasser oder Wein trinkt. Denn er fühlt zwar die Speisen und Getränke auf der Zunge, aber er schmeckt sie nicht. Da Du aber, so lange Du lebst, Manches gesehen, gehört und überhaupt empfunden hast, hast Du auf diese Art nicht schon viele Dinge gelernt? K. Ich wüßte nichts! V. Wolltest Du Deinen Finger wol ins brennende Licht halten? K. Nein, das will ich nicht thun. V. Warum nicht? K. Ich würde mich verbrennen, und das thut weh. V. Woher weißt Du das? K. Ich hab's gefühlt, da mir einmal der brennende Wachsstock auf die Hand fiel. V. Du weißt es also darum, weil Du es selbst gefühlt hast. Du kannst sagen: Ich habe es erfahren, habe es aus Erfahrung gelernt.

Wenn man sich mit dem Messer in die Finger schneidet, was wird da mit dem Finger? K. Ein Schnitt oder eine Wunde. V. Und was kommt aus der Wunde? K. Blut. V. Und wie sieht das Blut aus? K. Roth. V. Woher weißt Du das Alles? K. Ich habe es gesehen, denn ich habe mich schon manchmal in den Finger geschnitten. V. Wenn die Uhr schlägt, und wenn getrommelt wird, klingt das einerlei? K. Nein, lieber Vater, die Trommel klingt viel anders, als die Uhr. V. Woher weißt Du das? K. Ich habe es gehört. V. Du weißt also, daß es weh thut, wenn man sich brennt; daß das Blut roth aussieht, und daß der Trommelschlag anders klingt, als der Glockenschlag: das Erste, weil Du es gefühlt; das Andere, weil Du es gesehen; das Dritte, weil Du es gehört hast. Du kannst also sagen: Ich habe diese Dinge aus eigener Erfahrung gelernt. Ich rathe Dir, ferner auf Alles aufmerksam zu sein, was Du siehst, hörst, fühlst, riechst oder schmeckst. — Dann wirst Du, wie Herr Ernst gesagt hat, noch viele Dinge aus Erfahrung lernen.

VIII. Urtheil.

Vater. Hier siehst Du zwei verschiedene Handschriften

[...]en: welche von beiden ist wol die schönste? Siehe sie [...] an, und dann sage mir Dein Urtheil darüber. [...] Ich soll Dir mein Urtheil sagen; aber ich weiß ja nicht, [wa]s ein Urtheil ist. V. Wenn ich zu Dir gesagt hätte: [S]age mir Deine Meinung darüber, — so würdest Du [m]ich verstanden haben: aber das Wort Urtheil ist Dir noch [f]remd, ob Du gleich Urtheile sprichst, so oft Du den Mund [au]fthust. K. Ich? — Urtheile? V. Allerdings. Hast Du in [Dei]nem Leben wol eine Zitrone gesehen? K. Ja, mehr als [ein]e. V. Weißt Du noch, wie sie aussahen? K. Ich weiß [es] noch recht gut. V. Du hast also eine Vorstellung von [de]r Zitrone. — Hast Du auch wol jemals gelbe Blumen [ge]lbe Bänder und Tücher gesehen? K. Oft habe ich der[g]leichen gesehen. V. Hast Du auch rothe und blaue Blu[m]en gesehen? K. Auch solche sehr oft. V. Sehen die ro[t]hen, gelben und blauen Blumen ganz einerlei aus? K. [N]ein, nicht einerlei. Gelb sieht anders aus, als roth; [u]nd roth anders, als blau.

V. Du hast also eine Vorstellung von diesen verschie[d]enen Farben. Nun denke einmal an die Zitrone, erin[n]ere Dich auch der gelben, rothen und blauen Blumen und sage mir: Welcher von diesen dreien Blumen waren die Zitronen am ähnlichsten? K. Den gelben. V. Worin bestand die Aehnlichkeit? K. Die Blume sah gelb aus, und die Zitrone sah auch gelb aus. V. Siehe, Du ver[b]indest also die Vorstellung von der gelben Farbe mit der Vorstellung von der Zitrone, denkst und sprichst: Die Zitrone ist gelb. Und diese Verbindung nennt man ein Urtheil. Sah die Zitrone nicht auch blau aus? K. Nein, blau sah sie nicht aus. V. Indem Du dieses sagst, denkst Du an die Zitrone und auch an die blaue Farbe; und weil Du diese beiden Vorstellungen nicht mit einander verbinden kannst, so sprichst Du: Die Zitrone sah nicht blau aus. Auch das ist ein Urtheil; aber ein verneinendes, weil Du auf meine Frage: „Sah die Zitrone blau aus?" — antwortetest: Nein blau sah sie nicht aus. — Ich sagte vorhin: Du sprächst Urtheile aus, so oft Du den Mund aufthust; und so ist es wirklich. Du magst reden, was Du willst, so redest Du von Etwas. Z. B. Wenn Du sprichst: Das Wetter ist schön! — wovon redest Du da? K. Vom Wetter. V. Oder wenn Du sagst:

Ich bin satt, — wovon redest Du da? K. Von mir; V. Wenn Du blos sprichst: Wetter; oder: Ich; so sprichst Du ein einzelnes Wort und drückst damit eine einzelne Vorstellung aus. Wenn Du aber Etwas vom Wetter oder von Dir sagst, so verbindest Du zwei Vorstellungen mit einander und sprichst ein Urtheil. Also die Reden: Das Wetter ist schön, und: Ich bin satt, sind Urtheile. Nun wirst Du mich auch verstehen, wenn ich zu Dir spreche: Sage mir Dein Urtheil über die beiden Handschriften. K. Ja, nun verstehe ich's. Ich soll Dir sagen, welche von beiden schöner sei.

IX. Schließen. Ein Schluß.

Kind. Lieber Vater, mein Bruder ist recht krank. V. Hat er Dir denn gesagt, daß er krank ist? K. Nein, er hat es mir nicht gesagt. V. Nun, woher weißt Du es denn? K. Ich sehe es ihm an. V. Was siehst Du denn an ihm? K. Ich sehe, daß er blaß aussieht. V. Gut, Du siehest, daß er blaß ist; aber woher weißt Du denn, daß er krank ist? K. Ich denke es, weil er blaß aussieht. V. Recht, Du denkst es: Denn daß er blaß ist, kannst Du wol sehen; aber daß er krank ist, kannst Du nicht sehen, sondern Du denkst es. Aber warum denkst Du es denn? Du mußt doch eine Ursache dazu haben! Warum denkst Du nicht lieber, daß er gesund ist? K. Weil ich immer sehe, daß die kranken Leute blaß aussehen.

V. Du denkst also so: Die kranken Leute sehen gemeiniglich blaß aus. Wenn ich also einen blassen Menschen sehe, so denke (vermuthe) ich, daß er krank ist. Nicht wahr, so denkst Du? K. Ja, lieber Vater. V. Jetzt wird es wärmer in der Stube, als es vorhin war: Woher mag das wol kommen? K. Weil die Magd Feuer im Ofen gemacht hat. V. Ei, woher weißt Du das? Hast Du es gesehen! Du bist ja nicht aus der Stube gekommen? K. Nein, ich habe es nicht gesehn. V. Hat es Dir Jemand gesagt? K. Nein, ich fühle es. V. Nicht doch. Du fühlest, daß es wärmer wird; aber daß die Magd Feuer im Ofen gemacht hat, kannst Du nicht fühlen: Woher weißt Du es also? K. Ich denke es. V.

schon wieder: ich denke es. Jetzt wirst Du wol so denken: Feuer im Ofen macht die Stube warm. Jetzt wird unsere Stube warm; also wird wol Feuer im Ofen sein. K. Ja, Du hast Recht, Vater! so denke ich. V. Du thust wohl. Dieses Denken heißt man Schließen. Neulich wolltest Du gern von mir wissen, was Schließen hieße, oder was ein Schluß wäre. Ich versprach, es Dir zu lehren. Jetzt kannst Du es lernen. Indem Du so denkst, wie Du jetzt zwei Mal gedacht hast, so schließest Du selbst, und ein solcher Gedanke heißt ein Schluß. Und so schließest Du beständig, wenn Du gleich nicht daran denkst.

Auf diese Art können wir auch zuweilen zukünftige Dinge wissen, die wir jetzt noch nicht sehen, hören oder empfinden können, weil sie noch nicht da sind. Z. B. Glaubst Du wol, daß im Sommer die Bäume auch so kahl und ohne Blätter da stehen werden, wie jetzt? K. Nein, im Sommer werden die Bäume grün sein und Blätter haben. V. Woher willst Du das wissen? Jetzt ist es Winter: siehest Du etwa jetzt schon die künftigen Blätter an den Bäumen? K. Nein. V. Oder hat Dir es Jemand vorher gesagt? K. Nein, es hat mir es Niemand gesagt; aber ich schließe es. V. Siehe da, nun weißt Du schon, was Schließen heißt: aber woraus schließest Du es? K. Weil die Bäume allezeit im Sommer Blätter gehabt haben, so denke ich, es wird in diesem Jahre wol auch geschehen. V. Du thust wohl daran, daß Du so denkest: Was alle Jahre geschehen ist, so lange ich lebe, das wird in diesem Jahre wol auch geschehen. Auf diese Art lernen wir viele Dinge, die uns Niemand lehrt, die wir auch weder sehen, noch hören, noch fühlen. Wir schließen sie nemlich aus andern Dingen, die wir schon wissen.

Gestern fragtest Du, ob ein Wispel mehr wäre, als ein Scheffel? — Weißt Du denn, ob ein Malter mehr ist, als ein Scheffel? K. Ja, ein Malter ist mehr, als ein Scheffel. V. Wenn ich Dir nun sage, daß ein Wispel mehr ist, als ein Malter: so wirst Du auch wissen, ob ein Wispel mehr ist, als ein Scheffel, wenn ich es Dir gleich nicht sage. Nicht so? K. Ja, wenn ein Wispel mehr ist, als ein Malter: so muß er auch mehr, als ein Scheffel sein. V. Nun siehe, daß ein Malter mehr ist, als ein Scheffel, wußtest Du schon. Daß ein Wispel

mehr ist, als ein Malter, sagte ich Dir: daß ein Wi
mehr ist, als ein Scheffel, wußtest Du zwar noch ni
ich sagte es Dir auch nicht; aber Du schlossest es
dem, was Du wußtest.

X. Angenehm. Unangenehm. Gleichgültig.

Kind. Ach, lieber Vater, da lag hier ein Buch auf d
Tische, und da las ich darinnen. Da redeten zwei Per
nen mit einander, und da sagte die eine: das ist glei
gültig: und da verstand ich es nicht, und da dachte
gleich: ich muß meinen lieben Vater fragen. V. Du
ganz recht gedacht, und ich will es Dir sogleich erklär
Zuvor aber muß ich Dich an Etwas erinnern. Wenn m
erzählt, so muß man nicht alle Sätze der Rede mit u
da... anfangen, wie Du jetzt thatest. Besser würde
geklungen haben, wenn Du erzählt hättest: Als ich d
Buch aufschlug, so las ich darin ein Gespräch zweier Pe
sonen, wovon die Eine sagte: Das ist gleichgültig. W
ich nun das nicht verstand, so nahm ich mir vor, meine
Vater um Erklärung zu bitten. Hast Du mich wol ve
standen? K. Ja, lieber Vater, ich werde mir das merk
und künftig nicht mehr so oft sprechen: und da.

V. Nun will ich Dir auch sagen, was Gleichgülti
heißt. Ists nicht wahr: Manche Dinge machen Dir Lu
sind Dir lieb oder angenehm, und manche ande
Dinge machen Dir Unlust, sind Dir nicht lieb, sonde
unangenehm? Z. B. Wenn Du die Nachricht bekäm
daß Dein Freund Wilhelm krank und in Gefahr zu st
ben wäre? K. Das wäre mir sehr unangenehm. V. We
er aber heute zu Dir kommt und mit Dir spielt? K. E
das ist mir lieb! V. Und wenn er nun zu Dir komm
willst Du lieber, daß er einen grauen, oder einen grün
Rock trage? K. Lieber Vater, das ist mir ganz einerle
V. Nun siehe, was Du einerlei nennest, das nennen andr
Leute gleichgültig. K. So, so, nun verstehe ich es. Nu
bitte ich Dich, lieber Vater, mich noch einmal zu fragen
V. Wenn wir heute gegen Abend spatzieren gehen, i
Dir das angenehm oder unangenehm? K. Das ist mi
angenehm. V. Wenn Du aber allein zu Hause bleibe

ußt? — K. Lieber Vater, das lasse ich mir auch gefallen. V. Ich glaube es wol: aber wäre es Dir angenehm oder unangenehm? K. Es wäre mir freilich unangenehm. V. Wenn Du aber mit uns gehen darfst; ob wir auf die Wiese oder in den Busch gehen? — K. Das ist mir gleichgültig. V. Nun siehe, so nennen wir alle Dinge gleichgültig, die uns weder Lust noch Unlust, weder Schaden noch Nutzen, weder Lob noch Tadel bringen.

XI. Reue.

Kind. Ist's denn wahr, lieber Vater, daß die Reue ein Schmerz sei? Ich habe es heute gelesen. V. Ein Schmerz des Körpers ist sie freilich nicht; aber fast noch schlimmer. Hast Du noch niemals in Deinem Leben Reue gefühlt? K. Ich weiß gar noch nicht, was das heißt: Reue fühlen. V. Wenn Du Etwas begehrst, aber nicht erlangst; ist Dir das lieb oder nicht lieb? K. Das ist mir nicht lieb. V. Wenn das, was Du wünschest, geschieht, so sagt man: Der Wunsch wird erfüllet. Wenn aber das, was Du wünschest, nicht erfolgt, so heißt es: Dein Wunsch wird nicht erfüllet. Welches ist Dir lieber? K. Lieber ist es mir, wenn mein Wunsch erfüllet wird. V. Wenn er nun aber nicht erfüllet wird, macht Dir das Vergnügen, oder Mißvergnügen? K. Das macht mir Mißvergnügen. V. Ich glaube es. Mißvergnügen ist aber eben so wohl eine unangenehme Empfindung, als Schmerz am Leibe. Wenn Du nun etwas gethan hast, das schlimme Folgen hat, ist Dir das lieb, oder nicht lieb? — K. Ich verstehe das nicht recht, lieber Vater. V. Wolan, so will ich Dich anders fragen. Wenn Du z. B. auf eine Mauer geklettert bist, hinunter fällst und Dich beschädigest, — ist das eine gute oder eine schlimme Folge? K. Das ist eine schlimme Folge. V. Ist Dir's nun lieb, oder nicht lieb, daß Du auf die Mauer geklettert bist? K. Es ist mir nicht lieb. V. Nicht wahr, Du wünschest: Wenn ich doch nur nicht auf die Mauer gestiegen wäre! K. Ja, so würde ich sprechen. V. Kann aber nun dieser Wunsch erfüllet werden? Kann das, was einmal geschehen ist, nun ungeschehen gemacht werden? K. Nein, das geht

nicht an. V. Ein solcher Wunsch kann freilich nicht erfüllt werden. Macht Dir das nun Vergnügen oder Mißvergnügen? K. Mißvergnügen. V. Und dieses Mißvergnügen nennt man Reue. Wenn man nemlich Etwas gethan hat und nach einiger Zeit wünscht, daß man es nicht gethan hätte; so bereuet man es, oder man empfindet Reue: und, weil nun die Reue weh thut, so wohl wie der Schmerz am Leibe, so nennet man wol zuweilen die Reue eine Qual, einen Schmerz.

Ich will Dir ein Beispiel von quälender Reue erzählen. Gotthard spielte so gern mit Messern und andern schneidenden Werkzeugen: und ob es ihm gleich oft verboten worden war, so that er es doch immer wieder, und seine Eltern mußten alles Spitzige und Schneidende vor ihm verstecken. Einmal hatte er seines Vaters Degen in die Hände bekommen. Er zog ihn aus der Scheide und spielte damit so unvorsichtig, daß er seinem jüngern Bruder das rechte Auge ausstach. Glaubst Du nicht, daß er es, so lange er lebte, wird bereuet — daß er oft wird gewünscht haben: Ach, wenn ich doch den Degen nicht in die Hand genommen hätte! Aber dieser Wunsch konnte nie erfüllet werden: denn es war geschehen, und so oft er von dem Tage an seinen einäugigen Bruder sahe, betrübte er sich von neuem über seine Thorheit.

XII. Freund. Feind.

Kind. Lieber Vater, heute war ein Mann hier, der sagte, jeder Mensch hätte seine Feinde. Ist denn das wahr? Hast Du auch Feinde? V. Weißt Du denn, was ein Feind ist? K. Ich glaube, ein Feind ist ein böser Mensch. V. Man kann das nicht so schlechthin sagen. — Bist Du Wilhelm gut oder nicht gut? K. Ich bin ihm gut. V. Wenn er krank ist, oder sonst ein Leiden hat, ist Dir das lieb, oder bedauerst Du ihn? K. Ich bedaure ihn. V. Wenn Du ihm eine Freude machen, einen Dienst, eine Hilfe, eine Gefälligkeit erweisen kannst, thust Du das gern und von freien Stücken, oder lässest Du Dich dazu nöthigen? K. Ich thue es gern und von freien Stücken. V. Und wenn er Dich um eine Gefälligkeit bittet, wirst

du sie ihm abschlagen? K. Nein, ich werde sie ihm gewiß nicht abschlagen. V. Und wenn Du Etwas weißt, das Wilhelm nützlich oder erfreulich ist, wirst Du es ihm sagen, oder verschweigen? K. Ich werde es ihm sagen. V. Nun siehe, nun bist Du Wilhelms Freund: und wenn Wilhelm Dir eben so gut ist und eben das für Dich thut, was Du für ihn gern thun willst: so ist Wilhelm auch Dein Freund, und ihr zeiget dadurch, daß ihr einander lieb habt. Nun habe ich aber zwei Menschen gekannt, Jost und Werner. Diese waren einander nicht gut. Einer belog und betrog den Andern bei aller Gelegenheit. Wenn sie mit einander redeten, so waren es grobe, beleidigende Worte. Jost schimpfte Werner, und Werner drohete, Jost zu schlagen. Keiner erwies dem Andern die geringste Gefälligkeit, sondern beide thaten einander so viel Schaden, als sie nur konnten. Kann man nun wol von diesen Menschen sagen, daß sie gute Freunde gewesen wären? K. Nein, das kann man nicht sagen. V. Nein! Leute, die einander nicht gut sind, nennet man Feinde: sie zeigen, daß sie einander hassen. Glaubst Du nun wol, daß jeder Mensch Feinde hat, die ihm gram sind, ihm nie Etwas zu Liebe, sondern immer Etwas zu Leide thun, immer Verdruß machen? K. Nein, das glaube ich nicht. V. Es wäre auch nicht gut: denn auf diese Art würden alle Menschen einander hassen und beschädigen. Ich habe keine Feinde, denn ich bin allen Menschen gut und glaube, daß auch mir alle Menschen gut sind.

K. Lieber Vater, sind mir denn auch alle Menschen gut? V. Wenn Du allen Menschen gut bist, warum nicht? Freilich kommen nicht alle Knaben so oft zu Dir und gehen nicht so viel mit Dir um, als Wilhelm; aber darum können sie Dir doch gut sein. Wenn einer von ihnen in's Wasser fiele, oder sonst einen Schaden nähme, würdest Du ihn nicht bedauern? K. Ja, ich würde ihn bedauern. V. Oder wenn Dich einer um eine Gefälligkeit bäte, würdest Du sie ihm abschlagen? K. Nein, wenn ich könnte, so würde ich thun, was er verlangte. V. Recht so, und eben so würden sie auch für Dich thun. Man kann freilich nicht mit allen Menschen täglich umgehen, aber darum kann man doch aller Menschen Freund sein.

XIII. Freund. Feind.

(Fortsetzung.)

Kind. Lieber Vater, Albert ist doch wol mein Feind: denn er zieht mir immer ein garstiges Gesicht, wenn er mich sieht, und schimpft mich auch bisweilen. V. Schimpfest Du ihn denn wieder? K. Nein, das thue ich nicht, sondern ich laufe fort, damit ich nichts mehr von ihm sehe, oder höre. V. Du thust wohl. Wenn Albert Dich beleidigt, so begeht er damit eine Unart; aber daraus folgt noch nicht, daß er Dein Feind ist oder Dich hasset, sondern nur, daß er unverständig ist. K. Aber es verdrießt mich doch, wenn er mir garstige Gesichter macht. V. Das kann wol sein; aber Du mußt nicht gleich Alles für Feindschaft annehmen, was Dir nicht gefällt. Sonst wirst Du mit der Zeit glauben müssen, daß alle Menschen Deine Feinde seien.

Du darfst aber eben so wenig Alles für Freundschaft halten, was Dir wohlgefällt, sonst wirst Du Dich gar oft betrügen. Ich will Dir einige Beispiele erzählen, damit Du darüber urtheilen kannst. Siegmund hatte von seinem Vater etliche Groschen zum Geschenk bekommen. Klaus wußte das: er ging also zu Siegmund und schlug ihm vor, mit ihm spatzieren zu gehen. Siegmund war das lieb, und sie gingen. Unterwegs fragte Klaus, ob sie nicht Aepfel und Pflaumen kaufen wollten. Siegmund hatte auch Lust dazu. Sie gingen also in einen Garten und kauften. Weil aber Klaus kein Geld hatte, so bezahlte Siegmund. Als das Obst verzehrt war, so bat Klaus Siegmund, ihm sein noch-übriges Geld zu leihen, weil er sich gern Papier und andere Sachen kaufen wollte. Er versprach ihm, in acht Tagen nicht nur das Geld wieder zu geben, sondern auch noch zwei Groschen darüber. Das gefiel Siegmund, und er gab hin, was er noch im Beutel hatte. Klaus nahm das Geld und fragte von der Zeit an nicht wieder nach Siegmund. Glaubst Du wol, daß Klaus Siegmund's Freund war? K. Nein, das glaube ich nicht. V. Aber er ging doch mit Siegmund spatzieren und versprach, ihm zwei Groschen zu schenken? K. Er that das nur, weil er gern Siegmunds Geld haben wollte. V. Allerdings, es war ihm also an Siegmund nichts, sondern nur an Siegmunds Gelde gelegen.

Was gefällt Dir besser: wenn Du gelobt, oder wenn Du getadelt wirst? K. Wenn ich gelobt werde. V. Aber glaubst Du wol, daß alle Leute, die Dich loben, Deine Freunde sind und es gut mit Dir meinen? K. Das weiß ich nicht. V. Glaubst Du wol, daß alle Menschen, die Dich tadeln, Dich damit beleidigen wollen — und Deine Feinde sind? K. Das weiß ich auch nicht. V. Ferdinand ging auf das Feld. Sein Vetter und sein Lehrer waren bei ihm. Unterweges trafen sie einige Bauernkinder an. Ferdinand lief auf sie zu, gab ihnen Spottnamen, warf sie mit Erdklößen und neckte sie auf alle Weise. Sein Vetter lachte darüber und sagte Ein Mal über das Andere: Das war recht, Ferdinand! Du bist ein wackerer Junge! Der Lehrer aber sagte: Pfui, Ferdinand, das sind muthwillige Streiche: so muß man andere Kinder nicht mißhandeln. Er zog auch Ferdinand mit Gewalt zurück und nöthigte ihn, die Kinder in Ruhe zu lassen. Welcher war nun wol Ferdinand's Freund: Der Vetter, welcher ihn lobte, oder der Lehrer, welcher ihn tadelte? K. Ich glaube doch, der Lehrer. V. Recht! merke Dir das: Die Freundschaft besteht nicht in guten Worten, sondern in gutem Willen.

Noch ein Beispiel. August wollte aufs Dorf gehen, wußte aber den Weg nicht. Er fragte Sebald. Dieser verstand es unrecht, wies ihm also einen falschen Weg und machte, daß August zwei Stunden in der Irre umher lief. Ein ander Mal wurde August von einem Hunde angefallen. Sebald sahe es, lief hinzu und wollte den Hund schlagen. Er versahe es aber und gab August einen so derben Schlag, daß dieser fast zu Boden fiel. Meinst Du wol, daß Sebald August's Feind gewesen ist? K. Nein, ich glaube es nicht. V. Er that ihm aber doch Schaden, führte ihn irre und gab ihm einen Schlag? K. Freilich; aber er that es nicht mit Willen. V. Du hast recht geurtheilt. Man muß also immer mehr auf den Willen, als auf das sehen, was die Menschen etwa reden oder thun.

XIV. Recht. Pflicht.

Kind. Lieber Vater, Herr Ernst hat mir immer gesagt, ich sollte meine Pflicht thun. Was ist das für ein Ding?

V. Hat Dir es denn Herr Ernst nicht erklärt? K. Er hat gesagt, er wollte mir es morgen erklären; aber ich kann nicht so lange warten. V. Das kann ich Dir sehr leicht erklären. Als gestern Deine Mutter Dich fragte: Wo bist Du gewesen? — Was antwortetest Du ihr? K. Ich sagte: Vor dem Thore. V. Hättest Du nicht auch sagen können: Ich bin im Garten gewesen? K. Nein, das wäre nicht wahr gewesen. V. Wenn es nun auch nicht wahr gewesen wäre, was hätte das zu bedeuten gehabt? K. Es ist ja nicht recht, wenn man die Unwahrheit redet. V. Warum glaubst Du denn, daß das nicht recht sei? K. Weil Du mir es oft verboten hast. V. So? Du hältst also das für unrecht, was ich Dir verboten habe? Was ich Dir aber heiße, oder befehle? K. Das halte ich für recht. V. Ganz wohl.

Glaubst Du aber, daß ich den Kindern unsers Nachbars auch so befehlen und verbieten kann, wie Dir? K. Nein, das glaube ich nicht. V. Würden sie mir wol folgen? K. Nein, sie würden Dir wol nicht folgen. V. Warum nicht? K. Weil sie nicht Deine Kinder sind. V. So ist es. Weil Du mein Kind bist, oder weil ich Dein Vater bin: so darf ich Dir befehlen und verbieten; so habe ich ein Recht, Dir vorzuschreiben; was Du thun oder nicht thun sollst: und Du — bist schuldig, oder: es ist Deine Pflicht, zu thun, was ich Dir gebiete, und zu unterlassen, was ich Dir verbiete. Weil ich aber mit Nachbars Kindern nicht in eben der Verbindung stehe, als mit Dir, so habe ich auch kein Recht, ihnen zu befehlen, und es ist nicht ihre Pflicht, mir zu gehorchen.

Wenn also Herr Ernst gesagt hat: Du sollst Deine Pflicht thun, so heißt das nichts anders, als Du sollst thun, was Deine Eltern Dir befohlen haben, und was Du selbst für Recht erkennest. Weil nun jeder Mensch mit andern Menschen in einer gewissen Verbindung steht, so hat auch jeder Mensch gewisse Rechte und gewisse Pflichten. Nemlich: Was einer fordern darf, das ist sein Recht; und was einer thun muß, das ist seine Pflicht. Z. B. Wenn ich Dir sechs Aepfel gebe und befehle, sie mit Deiner Schwester zu theilen, so hat von dem Augenblicke an Deine Schwester ein Recht, von Dir drei Aepfel zu fordern. Du aber hast die Pflicht, oder bist schuldig, ihr drei Aepfel zu geben.

Wenn Du einen goldenen Ring findest, darfst Du ihn behalten und für Dein Eigenthum ansehen? K. Nein, das darf ich nicht. V. Was mußt Du vielmehr thun? K. Ich muß ihn dem wieder geben, der ihn verloren hat. V. Warum *mußt Du*? K. Weil es Recht ist. V. Also hat der Mensch, welcher den Ring verlor, ein Recht, ihn von Dir wieder zu fordern, und es ist Deine Pflicht, ihn zurück zu geben. Noch mehr. Wenn Du von Jemanden eine Metze reife Pflaumen für zwei gute Groschen kaufest, so entstehen daraus Rechte und Pflichten. Nemlich, sobald der Kauf geschlossen ist, hast Du das Recht? K. Eine Metze Pflaumen zu fordern. V. Der Verkäufer aber? K. Hat das Recht, von mir zwei Groschen zu fordern. V. Dagegen ist's des Verkäufers Pflicht? K. Mir reife Pflaumen zu geben. V. Und Deine Pflicht? K. Und meine Pflicht ist es, ihm gutes Geld zu geben.

XV. Schuld. Entschuldigung.

Kind. Ich kam heute zu spät in die Lehrstunde, und Herr Ernst fragte nach meiner *Entschuldigung*; aber ich konnte ihm nicht antworten, denn ich weiß nicht, was Entschuldigung sei. V. Das will ich Dir gleich sagen. Wir haben neulich einmal von Ursache und Folge gesprochen. Weißt Du das noch? K. Ja, lieber Vater, das weiß ich noch. V. Wenn ein Ding macht, daß das andere geschieht, so nennet man Jenes? — K. Die Ursache. V. Und Dieses? — K. Die Folge. V. Recht! Wenn nun ein Mensch Ursache ist, daß etwas Schlimmes erfolgt, so sagt man: Er ist schuld daran, oder: Er hat Schuld. Z. B. Wenn Paul Dich mit einem Steine an den Kopf geworfen hat, so bekommst Du eine Beule, und diese macht Dir Schmerzen. Kannst Du nun wol sagen: Paul ist schuld daran, daß ich Schmerzen leiden muß? K. Ja, das kann ich sagen; denn wenn er mich nicht mit dem Steine geworfen hätte, so würde ich keine Beule haben.

V. Wenn man glaubt, daß ein Mensch Ursache an etwas Schlimmen ist, so heißt es: Man gibt ihm Schuld, etwas Unrechtes gethan zu haben. Z. B. Wilhelm hat Dir seinen Ball geliehen. Bald darauf ist sein Ball weg. Er

glaubt, daß Du ihn verloren hast; oder er gibt Dir Schuld, seinen Ball verloren zu haben. Verstehst Du das? K. Ja, das verstehe ich recht wohl. V. Wenn Du ihm aber zeigst, daß Du seinen Ball nicht verloren, sondern ihm wieder gegeben hast, so entschuldigst Du Dich; und die Rede, mit welcher Du das thust, heißt eine Entschuldigung. Du zeigst ihm, daß Du nicht schuld daran bist, wenn er seinen Ball verloren hat.

Du bist heute zu spät in die Lehrstunde gekommen. Herr Ernst hat aber geglaubt, daß Du nicht schuld daran bist: darum hat er wissen wollen, durch welche Ursache Du bist verhindert worden, zu rechter Zeit zu kommen. Nun sage mir, warum Du zu spät gekommen bist? Hast Du gespielt? K. Nein, lieber Vater, ich habe nicht gespielt, sondern die Mutter hatte mir Etwas zu thun gegeben, und damit war ich nicht eher fertig geworden. V. Nun gut! Du warst also nicht schuld daran, daß Du zu spät kamst, sondern die Arbeit, die Deine Mutter Dir aufgegeben hatte: und wenn Du dem Herrn Ernst das gesagt hättest, so wäre das Deine Entschuldigung gewesen. Wenn Du rasch aus der Stube gingst und Dein Bruder hinter der Thüre stände, indem Du sie aufmachtest, wärest Du schuld daran, wenn er von der Thür umgestoßen würde? K. Nein, ich wäre nicht schuld daran. V. Könntest Du Dich entschuldigen? K. Ja. V. Was würdest Du sagen? K. Lieber Bruder, ich wußte es nicht, daß Du hinter der Thüre standst. V. Recht! das wäre also Deine Entschuldigung, obgleich der Bruder diese nicht ganz gelten lassen würde; denn beim Hinausgehen aus einem Zimmer muß man es immer für möglich halten, daß Jemand gerade vor der Thür stehe.

XVI. Lohn. Strafe.

Kind. Lieber Vater, bekommen denn die Leute einen Lohn dafür, wenn sie gestohlen haben? V. Wie, kommst Du auf diese Frage? K. Ich sahe gestern einen Menschen gefangen führen, welcher gestohlen hatte, und die Leute sagten, nun würde er seinen Lohn bekommen. V. Das haben die Leute zum Spott oder Scherz gesagt. Eigentlich

ätten sie sagen sollen, nun würde er seine Strafe bekommen. Aber weißt Du denn, was Strafe ist? K. Ich denke, wenn Jemand Schläge bekommt. V. Ja, das mag wol eine Strafe sein. Aber ich wünsche doch, daß Du das besser verstehen lernest.

Du hast mir neulich gesagt, daß Du immer das wünschest und thust, was Dir nützlich sei und Vergnügen bringe. Aber was Dir Schaden bringt oder Dich mißvergnügt macht, wünschest oder thust Du das auch? K. Nein, das thue ich nicht und das wünsche ich auch nicht. V. Nun wohl; wenn Du etwas Gutes thust, was Dir nützlich ist, so heißt die gute Folge der Lohn Deiner Handlung. Wenn Du aber etwas Böses thust, so nennt man den Schaden oder das Leiden, das darauf folgt, die Strafe Deiner Handlung. Z. B. Wenn Du im Essen und Trinken mäßig bist und nur so viel zu Dir nimmst, als jedesmal nöthig ist, um Hunger und Durst zu stillen, ist Dir das nützlich oder schädlich? K. Das ist mir nützlich. V. Was nützt es Dir? K. Daß ich gesund und munter bleibe. V. Also ist die Gesundheit und Munterkeit der Lohn oder die Belohnung Deiner Mäßigkeit. — Wenn Du andern Leuten gern hilfst und dienst, ist Dir das nützlich oder schädlich? — K. Das weiß ich nicht. V. Glaubst Du, daß die Leute, denen Du Hilfe und Dienste leistest, Deine Freunde oder Deine Feinde sein werden? K. Ich glaube, daß sie meine Freunde sein werden. V. Ist es Dir nützlich oder schädlich, wenn Du Freunde hast? K. Es ist mir nützlich. V. Also ist die Freundschaft der Leute, denen Du dienst und hilfst, eine gute Folge oder ein Lohn Deiner Dienstfertigkeit.

Wenn Du Dich mit dem Messer in die Hand schneidest, ist Dir das nützlich oder schädlich? K. Es ist mir schädlich. V. Macht es Dir Vergnügen oder Leiden? K. Es macht mir Leiden. V. Wer ist nun schuld an diesem Leiden, das Messer, oder Du, oder sonst Jemand? K. Ich selbst bin schuld daran. V. Wie so? K. Weil ich mich nicht in Acht nahm. V. Allerdings, weil Du unvorsichtig mit dem Messer umgingst. Folglich ist der Schmerz, den Du leiden mußt, eine üble Folge oder eine Strafe Deiner Unvorsichtigkeit. Wenn nun alle Menschen immer das Gute und Nützliche thäten und das Böse und Schädliche unter-

ließen, so möchte es wol gut sein; aber es ist schlimm, daß viele Menschen gar nicht wissen, was ihnen nützlich oder schädlich sei. Daher bilden sie sich oft ein, daß ihnen das nützlich sei, was doch schädliche Folgen hat, und umgekehrt halten sie auch oft das für schädlich, was ihnen wirklich nützlich ist.

K. Wer sind denn diese Leute? V. Mit einem Worte, unwissende Leute — kleine Kinder und auch Erwachsene, die in ihrer Jugend faul gewesen und also unverständig geblieben sind. K. Also thun diese Leute wol mit Fleiß das, was ihnen Schaden oder Leiden bringt? V. Freilich, und zwar, weil sie in der irrigen Meinung stehen, daß es ihnen Nutzen oder Vergnügen bringen werde. Z. B. Kunz kommt an einen Tisch, wo viele wohlschmeckende Speisen vorgesetzt werden. Soll er davon so viel, wie möglich in sich stopfen? K. Nein. V. Warum nicht? K. Weil ihm das schädlich sein würde. V. Aber Kunz bildet sich ein, daß es ihm nützlich sei, weil's ihm gut schmeckt; ißt also ganz unmäßig. Den folgenden Tag ist er krank. Diese Krankheit war eine schlimme Folge oder eine Strafe der Unmäßigkeit. Eben so der Mensch, den Du hast sehen gefangen führen. Er ist in des Nachbars Garten gestiegen und hat ihm die Aepfel gestohlen, weil er geglaubt hat, daß es ihm Nutzen oder Vergnügen bringen würde, wenn er die Aepfel hätte. Aber nun läßt ihn die Obrigkeit in's Gefängniß sperren, und alle Menschen halten ihn für einen Dieb. Ist nun das Nutzen, oder Schaden? K. Das ist ein Schaden für ihn. V. Folglich eine Strafe seiner Thorheit.

Einige Regeln der Höflichkeit.

Wir nennen Jemanden höflich, wenn aus seinem äußern Benehmen, selbst bei Kleinigkeiten, hervorgeht, daß er andern Menschen Freude zu machen suche, daß er Achtung und Liebe gegen sie habe und Gefühl für das Schöne besitze. Wenn der Höfliche sein verborgtes Geld von Jemanden wieder haben will, so sagt er: Sei so gütig, oder nimm

nicht übel, daß ich Dich darum bitten muß, mir die rgestreckte Summe wieder zu geben. Es würde dem Anrn unangenehm sein, wenn *gefordert* würde; jetzt erscheint die Zurückgabe als eine Gefälligkeit von ihm.

Wenn er Jemanden begegnet, so sagt er: Guten Morgen! oder: Es freut mich, Dich zu sehen. Er zeigt dadurch, daß es ihm lieb sei, wenn es dem Andern wohl gehe; daß ihm an der Wohlfahrt des Andern gelegen sei. Wenn ihn Jemand besucht hat, so leuchtet er ihm beim Weggange des Abends, oder begleitet ihn doch zu einer andern Zeit bis an die Thür; er will nicht, daß sich der Andere stoße; er will des Andern Gesellschaft noch so lange genießen, als möglich. Wenn er mit Jemanden geht, so geht er nicht gern voran, um den Andern nicht in der freien Aussicht zu hindern.

Das sind alles freilich Kleinigkeiten, nur äußere Dinge; allein das natürliche feine Gefühl des Wohlwollens und der Achtung gegen Andre und von dem, was schön ist, gebietet uns dergleichen *von selbst*. Einige Höflichkeitsbezeigungen sind indessen fast bei jeder Nation *verschieden*. Die Mannspersonen entblößen bei uns das Haupt, um dem Andern, der ihnen begegnet, ihre Hochachtung zu bezeigen; bei andern Völkern schlägt man sich vor die Brust, oder greift an die Stirn. Der Gutherzige wird sich bemühen, auch solche Gebräuche der Höflichkeit kennen zu lernen, um nicht bei Andern Unwillen zu erregen. Jetzt einige Regeln:

1. Sorge für eine reinliche Kleidung, besonders für reinliche Wäsche, brauche ein Taschentuch; wasche Dich rein, dulde keine langen Nägel, reinige Dein Haar — damit Du bei Andern keinen Ekel erregst; Du willst dies ja nicht von Andern.

2. Bei dem Essen hüte Dich, mit der Zunge und den Lippen Dein Speisen zu sehr hörbar werden zu lassen; gebrauche die Gabel, das Messer und den Löffel, nimm also keine Speisen in die bloße Hand, erwähne nichts Ekelhaftes — Du würdest sonst Andre um ihre Eßlust bringen, und dies willst Du ja nicht, daß es Dir von Andern geschehe.

3. Iß nicht gierig, bei einem Fremden nicht viel, suche nicht in der Schüssel nach dem schönsten Stückchen; bitte



erst den Andern, sich Speise zu nehmen. — Du weißt aus eigner Erfahrung, daß es unangenehm ist, mit einem Menschen zusammen zu sein, welcher so gierig wie ein Thier ißt, der blos für sich sorgt und sich aus unserm Vergnügen nichts macht. Wenn Du das weißt, so erspare auch Andern Mißvergnügen.

4. Sitze nicht zu sehr zurückgelehnt, sondern gerade; geh nicht zu sehr wankend, lege Dich nicht lässig auf den Tisch, sondern nimm eine natürliche, dem Auge nicht mißfallende Stellung an. — Du liebst ja das Schöne auch bei Andern.

5. Besucht Dich Jemand, so zeige ihm ein freundliches Gesicht, bitte ihn, wenn er bei Dir verweilt, sich zu setzen, weil dem Menschen ein langes Stehen unbequem ist; reiche ihm Speise und Trank dar unter Umständen, die Dich Dein feines Gefühl jedesmal kennen lehren muß. Begleite ihn beim Weggehen, leuchte ihm des Abends bis an die Hausthür.

6. Begegnet Dir Jemand, so grüße ihn mit freundlicher Miene und wünsche ihm nach der Tageszeit guten Morgen, Mittag oder Abend; es freut uns ja auch, wenn selbst Fremde Theil an unserm Wohlergehen nehmen und uns durch gute Wünsche dies an den Tag legen. — In einer volkreichen Stadt würde es aber lästig sein, jeden zu grüßen, oder alle Augenblicke den Gruß zu erwiedern. Daher begrüßen sich daselbst bloß Bekannte.

7. Verlangst Du etwas von Andern, so bitte; fordere aber nicht. Wird es Dir abgeschlagen, so sei nicht so unbillig, zu murren. Verlange nicht zu viel und bitte nicht zu oft, denn dies zeigt ein begehrliches Gemüth, und es schmerzt sogar den Liebevollen, Bitten abschlagen zu müssen. Mußt Du aber einem Andern etwas abschlagen, so thue es mit Bedauern, daß Du ihm nicht helfen kannst; zeige also auch hier Menschenliebe in Deinen Mienen und Worten, wo Dich die Umstände verhindern, sie durch die That zu beweisen.

8. Schimpfe und fluche nie; Du entehrst durch das Schimpfen zu sehr die Menschenwürde des Andern. Denn muß es den Andern nicht sehr schmerzen, sich mit einem Ochsen, einem Esel u. s. w. vergleichen zu hören? Auch gegen Gesinde und Bettler muß man sich dergleichen nicht erlauben. Man erregt überdies heftige Erbitterung gegen



, und macht sich selbst verächtlich. Schimpfworte stum- n endlich das Gefühl des Andern ganz ab, und er wird ig auf Deine polternden Reden hören. Man kann Je- nden auch ohne Schimpfen aufs Strengste zurecht wei- n! — Fluchen, das heißt, von Gott oder bösen Geistern emanden Unheil anwünschen, entehrt Dich vollends, denn zeigst dabei einen heftigen Zorn und verräthst, daß nicht die mindeste Liebe und Achtung gegen den An- habest. Du kannst dem Andern wol manchmal dro- aber Du brauchst ihn nicht zu verfluchen, was über- eine gemeine Erziehung an Dir verrathen würde.

9. Sage keinem ohne Noth etwas Kränkendes, beson- , wenn er es nicht verschuldet hat. Was geht es öfters an, daß der Andre wenig gelernt hat und ltig sich benimmt; und wie hart und schändlich ist , wenn Du ihm seine Leibesgebrechen vorwirfst!

10. Gehst Du mit einem Vornehmern, so laß ihn zur rechten Seite gehen; der Gebrauch hat dies bei uns so ngeführt, wie das Entblößen des Hauptes, um dadurch unsre Achtung an den Tag zu legen.

11. Falle Andern mit Deinem Besuche nicht beschwer- lich und verweile nicht zu lange bei ihnen; die Zeit, die Du dem thätigen Manne dadurch raubst, ist das Edelste, was Du ihm nehmen kannst.

12. Ueberhaupt zeige im Aeußern und selbst bei Klei- nigkeiten, daß Du gefällig und liebevoll bist. Selbst gegen den Geringsten, selbst gegen den Bettler findet eine ge- wisse Art von Höflichkeit statt. Es bedarf der wirklich Liebevolle nur weniger Regeln der Höflichkeit.

13. Jedoch hüte Dich, höflich zu sein, Dich also im Aeußern liebevoll und mit Achtung gegen Andre zu be- zeigen, ohne ein liebevolles Herz zu haben. Das thut blos der Heuchler, und es ist sehr niedrig, etwas zu ver- sprechen mit dem Vorsatze, es nicht zu halten; und bos- hafte Anschläge zu entwerfen, während man Liebe und Achtung auf der glatten Zunge und in dem Gesichte zeigt, das man in seiner Gewalt hat. Dies ist eine falsche Höflichkeit, welche alle Verachtung verdient.

Denksprüche.

Geschicklichkeit und Frömmigkeit, nicht Reichthümer, geben dem Menschen wahre Ehre.

Trunkenheit und Zorn sind eine Art von Wahnsinn.

Keine Kunst kann die Geschicklichkeit der Natur nachahmen.

Auf der Tugend beruht wahre Glückseligkeit.

Wer zufrieden ist, ist reich; der Unzufriedene arm.

Jeder Theil unseres

Lebens ist verloren, welchen wir nicht zu unserer Veredlung verwendet haben.

Das Zukünftige ist ungewiß.

Wenn wir in die Zukunft sehen könnten, so würden wir der Hoffnung, der schönsten Trösterin im Leiden, beraubt sein.

Wer wenig bedarf, ist glücklich; denn er kann seine Bedürfnisse leicht befriedigen und kommt nicht in Gefahr, Mangel zu leiden.

Die Natur ist mit Wenigem zufrieden; denn mit Wasser und Brod können wir unsern Durst und Hunger eben so gut, als mit kostbaren Speisen und Getränken stillen.

Nicht Armuth, sondern unsere Begierden erregen Traurigkeit.

Reichthum ist vergänglich, Tugend aber unsterblich.

Höre lieber mehr, als Du sprichst.

Sei nicht prahlhaft; den Prahler flieht man

zu demüthigen und macht ihn zum Gelächter.

Der Zorn, der Trunk und das Spiel entdecken oft die verborgen gehaltene Gesinnung.

Dem Vaterlande verdanken wir unser Leben, unsere Erziehung und unsern Wohlstand; wir müssen daher dem Wohle des Vaterlandes Alles aufzuopfern bereit sein.

Wassertropfen höhlen endlich den härtesten Stein aus.

Einsicht und Verstand ist besser, als Stärke der Hände.

Ein Mensch ohne Erziehung unterscheidet sich bloſs durch die Gestalt von den Thieren.

Bloſs die Abwechselung zwischen Freude und Schmerz macht unser Leben angenehm. Unsere schönsten Freuden würden uns gleichgültig werden, wenn wir sie täglich genössen. — Warum ergötzt uns die erste Frühlingsrose, und warum gehen wir nach wenig Wochen gleichgültig vor ihr vorüber? Warum erfreut uns der Anblick der Sonne im Winter mehr, als im Sommer?

Der Genuſs eines unerlaubten Vergnügens ist kurz; die Reue ist lang.

Jede schlechte Handlungsweise nimmt einen schlechten Ausgang.

Das Leben ist kurz; die Kunst ist lang.

Der Eigennützige sieht bloss auf seinen Vortheil.

Beim Reden sei vorsichtig; denn die Zunge hat Viele in das Verderben gebracht.

Der Tugendhafte allein kann dem Tode mit Freuden entgegen sehen; denn er führt ihn in ein besseres Leben.

Die verlorne Zeit bringen keine Reue und kein Fleh'n zurück.

Lust und Liebe zu einer Sache sind die besten Lehrmeister.

Jeder ist nur so unglücklich, als er zu sein glaubt.

Was ich nicht verstehe, das kann ich weder tadeln noch loben.

Wer einmal gelogen hat, den glaubt man hernach so leicht nicht wieder.

Das Brod, das ich essen will, kommt nicht zu mir, sondern ich muſs es holen.

Geld und Gut kann mir genommen werden, aber Kunst und Wissenschaft nicht.

Ueberlege die Sache, ehe Du sie thust; nach der That ist es zu spät.

Was man sich in der Jugend angewöhnt hat, das thut man im ganzen Leben.

Kein Mensch wird auf einmal ein Bösewicht; sondern aus kleinen Fehlern werden groſse Laster.

Aus einem Näscher wird leicht ein Dieb; wer gern Thiere martert, kann einst Menschen morden.

Bildliche Ausdrücke.

Mancher Apfel hat eine sehr schöne Schale, und wendig steckt doch wol ein Wurm.

Wo man sich einmal die Finger verbrannt hat, dagreift man nicht wieder.

Wenn ein Baum einmal alt und dick geworden ist, läſst er sich nicht beugen.

Der Vogel kann nicht eher fliegen, als bis ihm die Federn gewachsen sind.

Dem Fleiſsigen ist nichts zu schwer; aber dem Faulen wiegt jede Flaumfeder ein Pfund.

Mit einem blauen Auge davon kommen. Wer bei einem Stoſs oder Schlag in der Gegend des Auges nur einen blauen Fleck davon trägt und nicht gar das Auge verliert, kann sich glücklich schätzen. Also heiſst jene Redensart überhaupt: Mit einem kleinen Uebel (Schaden, Verlust) davon kommen, da uns leicht ein gröſseres hätte widerfahren können.

Es liegt mir ein Stein auf dem Herzen. Ich bin sehr beängstigt (gleichsam als ob ein schwerer Stein auf mir läge und mich drückte) oder, ich befinde mich in groſser Noth und Verlegenheit. — Den Kopf aus der Schlinge ziehen. Sich mit Schlauigkeit von einer Gefahr losmachen, worin man bereits verwickelt war. (Eigentlich von Thieren, die sich gefangen haben und sich aus der Schlinge wieder befreien.)

Entwicklung einiger Begriffe.

Dünn und Dick.

Du weiſst doch wol, was dick und dünn ist? O ja, lieber Vater. Nun, so sag es hurtig: — Karl fing an:

Dann ist, was — was — — und da konnte er nicht weiter. Der Vater nahm zwei Bücher und fragte: Welches hat mehr Blätter? „O, dieses hier." Recht, ist denn das dicker, oder dünner, als das andere? — Es ist dicker. Karl wurde ferner gefragt, welches die Theile des Buchs wären (die Blätter), und ob diese nicht dünn wären? Gewiß, sagte Karl, das sieht man besonders, wenn man die ansehnliche Länge und Breite des Blatts betrachtet. Nach einigen Fragen und Erklärungen des Vaters, sahe er wohl ein, daß ein Ding um desto dicker sei, je mehr es der Theile, aus welchen es bestehe, übereinander habe. — Er wußte das nun auf einige Stücke Holz, Kuchen, Brod, Gläser u. s. w. recht gut anzuwenden.

Anmerkung. Sein abgetragenes Röckchen ist ganz dünn geworden — aber er hat immer noch eine dünne Nase und riecht den Braten auf hundert Schritte weit. — Auf Bergen ist eine sehr dünne Luft, aber in sumpfigen Thälern ist sie zu dick.

Bewegung.

Was ist Bewegung? — Du bewegst Dich, wenn Du in der Stube auf und abgehst; — die Kugel bewegt sich, wenn sie nach den Kegeln hinrollt; die Spitzen der Bäume bewegen sich, wenn sie der Wind nach dieser oder jener Seite treibt. Was ist nun Bewegung, und worauf kommt es eigentlich dabei an? — Veränderst Du Deinen Ort, wenn Du in der Stube auf und nieder gehst? Bleibt die Kugel an einem Orte, wenn sie fortrollt? — Bleiben die Spitzen und Zweige der Bäume, wenn der Wind weht? — Vater, ich hab's! rief Karl, es kommt darauf an, ob man den Ort behält, welchen man einmal hat, oder nicht. — „Richtig; wenn Du aber Deinen Ort nicht behältst, so nimmst Du einen andern ein, nicht wahr? — Oder Du veränderst ihn. — Also ist die Bewegung? — Veränderung des Orts, den man zuvor hatte," sagte Karl. Und das Gegentheil davon, setzte der Vater noch hinzu, ist Ruhe, wenn man den Ort behält, welchen man hat.

Anmerkung. — Alles war in Bewegung (Unruhe — Sorge — gespannter Erwartung), als man ein Erdbeben vermuthete. — Ich möchte Dein Herz bewegen, um Dich mitleidig zu machen; aber ich könnte eher Himmel und Hölle bewegen — denn keine Bewegungsgründe vermögen etwas über Dich.

Faul.

Wer ist faul? — Wer nichts thut, sagte Karl, wer nicht arbeitet! — Also ist die arme, kranke Katharine in unserm Hinterhause, welche seit sechs Wochen nicht gearbeitet hat, faul. Karl: Bewahre, die arme Frau kann ja nicht arbeiten! Vater: Aber Martin aus unserm Orte wird doch fleißig sein; denn er arbeitet ja immer? Karl: Nein, das ist er doch wol nicht, denn er thut es nicht gern; alle Leute nennen ihn auch den faulen Martin. Vater: Nun so sag' selbst, wie ist es? Manche Leute arbeiten nicht und sind doch nicht faul; und manche arbeiten, und keiner will sie für fleißig erkennen? — Besinne Dich. Wünschte wol die kranke Katharine, daß sie arbeiten könnte? — Und wünschte Martin wol das Nemliche? — Karl: Vater, Katharine hat immer Lust zu arbeiten gehabt; ich weiß recht gut, wie fleißig sie sonst war: aber Martin wol niemals. Nun, sagte der Vater, da hast Du ja selbst gesagt, was faul und fleißig ist. — Ei, rief Karl, das hätte ich nicht gemerkt! Nun seh' ich's wol ein. Es kommt darauf an, ob jemand rechte Lust zur Arbeit hat, ob er sie gern thut. Sobald er nemlich kann, setzte der Vater hinzu.

Anmerkung. — Faules Obst, fauler Geruch — der Balken, der Baum ist angefault oder in Fäulniß gegangen — am Faulfieber sterben viele Leute.

Gemeinschaftlich.

Hurtig Karl, etwas Leichtes! rief Herr Ernst. Was heißt gemeinschaftlich, — Karl besann sich doch erst darauf, wie er es recht deutlich sagen sollte. Der Vater holte einen Apfel. Diesen Apfel, sagte er, schenke ich Dir,



Fritzen und Lotten. Nun, wem gehört er? Karl: Uns allen dreien. — Richtig, also habt ihr ihn alle drei? — Karl: Gemeinschaftlich haben wir ihn. — Aha, was also mehrern gehört, das ist gemeinschaftlich. Oder, setzte der Vater hinzu, woran mehrere Antheil haben.

Anmerkung. — Manche Dörfer haben ihre Gemeinetheile — gemeine Hude und Trift — gemein sprechen und handeln ist schlechten Menschen gemeinschaftlich — — das Gemeine, (Unedle, Niedrige) ist dem Erhabenen entgegengesetzt.

Gelehrig.

Herr Kampf, ein guter Bekannter von Herrn Ernst, erzählte, daß er sich einen jungen Spitz gekauft habe, und rühmte ihn sehr. Es ist ein sehr gelehriges Thier, sagte er unter andern. Karl, welcher das Wort nicht recht verstand, bat den Vater um Erklärung. Besinnest Du Dich wol, was Herr Kampf an seinem Spitz lobte? Karl: O ja! der Hund lerne die Kunststücke recht leicht, zu welchen man ihn anweise, und käme recht gern, wenn er merkte, daß er sie lernen sollte. — „Das ist es eben, sagte der Vater, was gelehrig ist.“ — Der Hund ist gelehrig, weil er? — — Karl: O, weil er leicht begreift. Noch nicht allein, lieber Karl, sondern weil er auch gern sich unterrichten läßt.

Anmerkung. — Ein solches Thier lernt willig — ist also gelernig (wie es eigentlich heißen sollte); bekommt aber dadurch niemals Gelahrtheit — kann nicht wie ein gelehrter Mann werden, wenn es auch noch so viel gelehrt (unterrichtet) würde.

Bäche, Flüsse, Ströme, Teiche, Seen.

Es gibt Ströme auf der Erde, und Flüsse, welche erst aus kleinen Quellen entstehen, und bloße Bäche sind, sie werden aber sehr groß, wenn sich mehrere Bäche vereinigen. Ganz verschieden von ihnen sind die Teiche und Seen. — Nun Karl, worin liegt der Unterschied? Karl fand denselben bald; er dachte daran, daß die Flüsse

ständig fortliefen, die Seen aber und Teiche ständen. — Worin liegt also dieser Unterschied?

Karl wurde weiter gefragt: Worin sind aber Bäche, Flüsse und Ströme verschieden. Fließwasser, sagte er, sind sie alle drei. Er besann sich dann und merkte bald, daß der Unterschied in der Größe derselben liegen müsse. Er hatte einmal mit seinem Vater eine kleine Reise gemacht und erinnerte sich, wie klein die fließenden Gewässer waren, welche die Leute Bäche nannten, und daß nur schmale Stege darüber gingen; die Flüsse hingegen waren größer, man fuhr mit Kähnen darauf, und man hatte Brücken darüber gebaut, oder fuhr mit Fähren über; den größten unter allen Flüssen, auf welchem sogar einige Schiffe gingen, hatten sie einen Strom genannt.

Pfütze, Teich, See.

Den Unterschied zwischen einer Pfütze, einem Teiche und See fand Karl leicht. Es war eben Sommer, wo das Wasser, welches in einigen Vertiefungen sich aufhielt, längst ausgetrocknet war — aber in den Teichen und Seen blieb das Wasser nach wie vor. — Den Unterschied zwischen Teich und See wollte Karl bloß in der Größe finden, allein der Vater machte ihn auch darauf aufmersam, daß der Teich meistens künstlich ausgegraben, oder doch durch die Kunst erst recht angelegt und eingerichtet sei, und daß das Wasser in demselben völlig abgelassen werden könne. Nun konnte er den Unterschied richtiger angeben.

Stadt, Dorf; Bürger, Bauer.

Auf einem Thurme sah Karl einige Städte und viele Dörfer, deren Namen ihm der Vater fast alle nennen konnte. — Aber nun sollte er auch den Unterschied zwischen Stadt und Dorf angeben. — Er dachte an die Mauern der Städte, an die Thore, an die Gewerbe und Beschäftigungen der Einwohner, an die Menge der Häuser, und sann nun nach, ob er diese Dinge auf dem Dorfe eben so anträfe. Da fand er den Unterschied. Nun war es ihm auch leicht, den Unterschied zwischen einem Bürger und

Dann ist, was — was — — und da konnte er nicht weiter. Der Vater nahm zwei Bücher und fragte: Welches hat mehr Blätter? „O, dieses hier.“ Recht, ist denn das dicker, oder dünner, als das andere? — Es ist dicker. Karl wurde ferner gefragt, welches die Theile des Buchs wären (die Blätter), und ob diese nicht dünn wären? Gewiß, sagte Karl, das sieht man besonders, wenn man die ansehnliche Länge und Breite des Blatts betrachtet. Nach einigen Fragen und Erklärungen des Vaters, sahe er wohl ein, daß ein Ding um desto dicker sei, je mehr es der Theile, aus welchen es bestehe, übereinander habe. — Er wußte das nun auf einige Stücke Holz, Kuchen, Brod, Gläser u. s. w. recht gut anzuwenden.

Anmerkung. Sein abgetragenes Röckchen ist ganz dünn geworden — aber er hat immer noch eine dünne Nase und riecht den Braten auf hundert Schritte weit. — Auf Bergen ist eine sehr dünne Luft, aber in sumpfigen Thälern ist sie zu dick.

Bewegung.

Was ist Bewegung? — Du bewegst Dich, wenn Du in der Stube auf und abgehst; — die Kugel bewegt sich, wenn sie nach den Kegeln hinrollt; die Spitzen der Bäume bewegen sich, wenn sie der Wind nach dieser oder jener Seite treibt. Was ist nun Bewegung, und worauf kommt es eigentlich dabei an? — Veränderst Du Deinen Ort, wenn Du in der Stube auf und nieder gehst? Bleibt die Kugel an einem Orte, wenn sie fortrollt? — Bleiben die Spitzen und Zweige der Bäume, wenn der Wind weht? — Vater, ich hab's! rief Karl, es kommt darauf an, ob man den Ort behält, welchen man einmal hat, oder nicht. — „Richtig; wenn Du aber Deinen Ort nicht behältst, so nimmst Du einen andern ein, nicht wahr? — Oder Du veränderst ihn. — Also ist die Bewegung? — Veränderung des Orts, den man zuvor hatte,“ sagte Karl. Und das Gegentheil davon, setzte der Vater noch hinzu, ist Ruhe, wenn man den Ort behält, welchen man hat.

Anmerkung. — Alles war in Bewegung (Unruhe — Sorge — gespannter Erwartung), als man ein Erdbeben vermuthete. — Ich möchte Dein Herz bewegen, um Dich mitleidig zu machen; aber ich könnte eher Himmel und Hölle bewegen — denn keine Bewegungsgründe vermögen etwas über Dich.

Faul.

Wer ist faul? — Wer nichts thut, sagte Karl, wer nicht arbeitet! — Also ist die arme, kranke Katharine in unserm Hinterhause, welche seit sechs Wochen nicht gearbeitet hat, faul. Karl: Bewahre, die arme Frau kann ja nicht arbeiten! Vater: Aber Martin aus unserm Orte wird doch fleißig sein; denn er arbeitet ja immer? Karl: Nein, das ist er doch wol nicht, denn er thut es nicht gern; alle Leute nennen ihn auch den faulen Martin. Vater: Nun so sag' selbst, wie ist es? Manche Leute arbeiten nicht und sind doch nicht faul; und manche arbeiten, und keiner will sie für fleißig erkennen? — Besinne Dich. Wünschte wol die kranke Katharine, daß sie arbeiten könnte? — Und wünschte Martin wol das Nemliche? — Karl: Vater, Katharine hat immer Lust zu arbeiten gehabt; ich weiß recht gut, wie fleißig sie sonst war: aber Martin wol niemals. Nun, sagte der Vater, da hast Du ja selbst gesagt, was faul und fleißig ist. — Ei, rief Karl, das hätte ich nicht gemerkt! Nun seh' ich's wol ein. Es kommt darauf an, ob jemand rechte Lust zur Arbeit hat, ob er sie gern thut. Sobald er nemlich kann, setzte der Vater hinzu.

Anmerkung. — Faules Obst, fauler Geruch — der Balken, der Baum ist angefault oder in Fäulniß gegangen — am Faulfieber sterben viele Leute.

Gemeinschaftlich.

Hurtig Karl, etwas Leichtes! rief Herr Ernst. Was heißt gemeinschaftlich, — Karl besann sich doch erst darauf, wie er es recht deutlich sagen sollte. Der Vater holte einen Apfel. Diesen Apfel, sagte er, schenke ich Dir,



Fritzen und Lotten. Nun, wem gehört er? Karl: Uns allen dreien. — Richtig, also habt ihr ihn alle drei? — Karl: Gemeinschaftlich haben wir ihn. — Aha, was also mehrern gehört, das ist gemeinschaftlich. Oder, setzte der Vater hinzu, woran mehrere Antheil haben.

Anmerkung. — Manche Dörfer haben ihre Gemeinetheile — gemeine Hude und Trift — gemein sprechen und handeln ist schlechten Menschen gemeinschaftlich — — das Gemeine, (Unedle, Niedrige) ist dem Erhabenen entgegengesetzt.

Gelehrig.

Herr Kampf, ein guter Bekannter von Herrn Ernst, erzählte, daß er sich einen jungen Spitz gekauft habe, und rühmte ihn sehr. Es ist ein sehr gelehriges Thier, sagte er unter andern. Karl, welcher das Wort nicht recht verstand, bat den Vater um Erklärung. Besinnest Du Dich wol, was Herr Kampf an seinem Spitz lobte? Karl: O ja! der Hund lerne die Kunststücke recht leicht, zu welchen man ihn anweise, und käme recht gern, wenn er merkte, daß er sie lernen sollte. — „Das ist es eben, sagte der Vater, was gelehrig ist.“ — Der Hund ist gelehrig, weil er? — — Karl: O, weil er leicht begreift. Noch nicht allein, lieber Karl, sondern weil er auch gern sich unterrichten läßt.

Anmerkung. — Ein solches Thier lernt willig — ist also gelernig (wie es eigentlich heißen sollte); bekommt aber dadurch niemals Gelahrtheit — kann nicht wie ein gelehrter Mann werden, wenn es auch noch so viel gelehrt (unterrichtet) würde.

Bäche, Flüsse, Ströme, Teiche, Seen.

Es gibt Ströme auf der Erde, und Flüsse, welche erst aus kleinen Quellen entstehen, und bloße Bäche sind, sie werden aber sehr groß, wenn sich mehrere Bäche vereinigen. Ganz verschieden von ihnen sind die Teiche und Seen. — Nun Karl, worin liegt der Unterschied? Karl fand denselben bald; er dachte daran, daß die Flüsse

Worten sagen, in welchen das Wort Ehre vorkommt, z. B. der Mensch hat keine Ehre, (andere halten wenig Gutes von ihm — oder auch, er fragt nichts darnach, was andre von ihm halten); es ist ihm viel Ehre erzeigt worden, (man hat ihn wie einen Menschen behandelt, den man zu achten und werthzuschätzen hat) u. d. m. Karl wußte aber auf die fernere Frage, ob er den Ehrgeiz für erlaubt und recht halte, oder nicht, keine sichere Antwort zu geben. Es schien ihm jedoch richtig, daß der Ehrgeiz mehr etwas Unrechtes sei. — Der Vater machte es ihm deutlicher.

Wenn Du Dich immer so zu betragen wünschest, daß Dich niemand tadeln könne, sondern daß jeder vielmehr zufrieden sei; wenn Du deswegen alles Gute thust, was in Deinen Kräften steht; fleißig, ordentlich, gehorsam bist, — willst Du da, daß andere eine vortheilhafte Meinung von Dir haben, Dich schätzen und werth halten sollen? — Strebst Du also nach Ehre? — Und hältst Du das für Unrecht? — Karl konnte dies leicht beantworten.

Aber wenn es Dich bei diesem Streben nach Ehre ärgerte, daß auch andere Kinder geliebt und werth gehalten würden; Du suchtest es, wo Du könntest, wol gar zu hindern; Du sprächst übel von denselben, damit sie bei ihren Eltern oder Lehrern für schlechter gehalten würden; Du stelltest Dich vor andern Menschen besser, als Du wärst; Du wolltest überall allen andern vorgezogen und mehr geachtet werden, als sie? — nicht wahr, dann strebtest Du nach Ehre? Aber wäre es auf diese Art auch recht?

Karl merkte jetzt, daß es zwei Fälle gebe, wie man nach Ehre trachte. Er mußte beide mit einander vergleichen. Er sah, daß im ersten und im andern Falle die Menschen zwar einerlei wollten, aber auf verschiedene Weise dabei zu Werke gingen, und in dem ersten Fall das Verlangen nach Ehre sehr mäßig, im andern aber allzu heftig sei. — Der Vater erklärte ihm nun noch, was man unter Geiz verstehe, und Karl fand den Unterschied zwischen Ehrliebe und Ehrgeiz. Nun konnte es ihm auch nicht schwer werden, zu urtheilen, welches von beiden erlaubt und unerlaubt sei.

Der Vater erklärte ihm die Sache noch durch einige Beispiele, woran er recht deutlich lernen konnte, wie die Ehrliebe immer in einem solchen Verlangen nach Ehre

liebe, welches durch die Tugend gemäßiget und so i
dnung gehalten werde, daß daraus nichts Unrecht
stehe — der Ehrgeiz aber ein allzuheftiges und u
ßiges Verlangen sei, Ehre zu erhalten, welches A
laß gebe, Andere zu kränken und zu beleidigen; we
Ehrgeizige immer mehr, als Andere geehrt werde
lle, und meistens nur Alles um der Ehre willen thu
e die Ehrliebe nur in guten Handlungen die Ehr
he, der Ehrgeiz aber oft auch in bösen, schlechte
ndlungen dieselbe zu finden meine, und sehr viel a
ßerlichen Ehrenzeichen (Titeln, Orden u. s. w.
che und recht eifrig sie zu erhalten suche. Er erzäh
n noch Folgendes:

Ein Fürst hatte einen braven und redlichen Diener,
lchen er aber nicht leiden konnte. Er versprach daher
em seiner Räthe eine viel höhere und einträglichere
elle, wenn er es durch einige falsche Beschuldigungen
d Zeugnisse dahin brächte, daß jener Diener mit Schim
d Schande fortgejagt werden könnte. — Gnädigster
rr, sagte der Rath, das ist wider meine Ehre!

Ein Mensch wollte gern eine vornehmere Stelle erlan
, damit er recht geehrt würde. Es bewarben sich abe
ehrere darum. Diese suchte er durch mancherlei Li
d Ränke zu entfernen, verläumdete sie, (sprach Böses
n ihnen, obgleich er vom Gegentheil überzeugt war)
d suchte sie als schlechte Menschen verdächtig zu machen
Er erhielt die Stelle wirklich, aber es kam bald heraus
f welche Weise er zu derselben gelangt sei. Hatte e
n Ehre davon?

Der kleine Christian suchte große Ehre darin, wenn e
ht wild sein, seine Mitschüler kränken und beleidigen,
er sie wol gar schlagen und stoßen konnte, weil ihn
ige andere unter seinen Mitschülern deswegen zu be
ndern schienen.

Anmerkung. Das stärkste, heftigste Verlangen nach
re ist Ehrsucht.

Ehre. Ruhm.

Wie sind aber Ehre und Ruhm verschieden?

Es lebte in einer kleinen Stadt ein geschickter Arzt,

welcher von allen, die ihn genau kannten, sehr geschätzt und geehrt wurde (Ehre hatte), weil er seine Wissenschaft so gut verstand und seine Kranken recht sorgfältig abwartete, auch den Armen gern umsonst half. Dieser Arzt erfand aber auch eine neue und vortreffliche Arznei, durch welche er so bekannt wurde, daß fast jeder ihn kennen lernte und ihn hochschätzte. (Er hatte Ruhm.)

Der Spitzbube Kartouche (lies: Kartusch) war ehedem in ganz Frankreich berüchtigt, weil er sehr künstliche und kühne Diebstähle beging, und sich vor allen Nachstellungen der Obrigkeit in Sicherheit zu setzen wußte. Jedermann kannte ihn als einen sehr klugen und listigen Menschen, aber keiner rühmte ihn.

Eitelkeit. Stolz.

Die kleine Louise, Karls Schwester, pflegte sich sehr gern zu putzen. Es war ihr nicht genug, daß sie reinlich und ordentlich angezogen war, sondern sie wollte überall noch einen kleinen Schmuck haben. — Ein Band um den Leib, oder durch's Haar gezogen, ein schöner Blumenstraus an den Busen gesteckt, ein gesticktes Schuhblatt und dergl., machten ihr ungemein viel Freude. Sie hörte es gern, wenn man sie deswegen lobte, und wenn sie auf diese Weise angezogen war, so glaubte sie, mehr und besser zu sein, als sonst. — Mädchen, sagte der Vater, Du bist ein eitles Ding. Wie kannst Du Dir auf solche Kleinigkeiten, welche doch so wenig bedeuten, etwas zu Gute thun und Dich damit brüsten. Wer in Putz und Kleidungsstücken und in ähnlichen unbedeutenden Dingen seine Ehre sucht und deswegen gern gelobt sein will, der ist eitel.

Ist denn Stolz und Eitelkeit einerlei, fragte Karl einige Zeit nachher. Denke einmal, sagte der Vater, an den kleinen Friedrich. War das nicht ein sehr kluges Kind? Wußte er nicht viel mehr, als Ihr übrigen alle zusammen? — Karl erinnerte sich dessen sehr gut. — Nun, fuhr der Vater fort, wenn man nun recht klug und geschickt ist, ist das nicht ein viel größerer Vorzug, als wenn man ein hübsches Kleid hat? — Nun sieh, Fritz that aber sehr groß mit seinen Kenntnissen, und was Ihr andern wußtet, war ihm verächtlich und gering. — Ihr alle wolltet auch

gar nicht gern lange mit ihm zusammen sein. — Sieh Du wol, er war stolz. Es ist allerdings etwas seh Schätzenswerthes, viel Kenntnisse zu haben, aber es is Stolz, sich zu viel darauf einzubilden und Andre zu ver achten. — Eben so rühmte sich Friedrich damit, daß e einem armen Knaben wöchentlich etwas von seinem Ta schengelde gäbe. Sieh, die Sache ist sehr gut, aber worin liegt der Stolz?

Wenn Friedrich sich mit der schönen Uhr, die ihm sein Vater zu Weihnachten gekauft hatte, hätte brüsten wollen, wäre das stolz oder eitel gewesen? — Wenn jemand sich damit brüstete und sich wol gar für besser hielte, als Andere, weil er ein schönes Haus, theure Pferde, einen hübschen Garten hätte, was wäre das? — Und wenn er darum glaubte, daß er fast allein Ehre verdiene, weil er viel gelernt habe, sein Geschäft recht gut verstehe, frei- gebig und wohlthätig sei, was wäre denn das?

Eigensinnig, fest.

Du bist auch gar zu eigensinnig und hartnäckig, sagte Karl zu Wilhelm, seinem ältern Bruder, da dieser ihm seine Bitte, Ball mit ihm zu spielen, nicht gewähren wollte. Nein, antwortete Wilhelm, ich bin nur fest. So, sagte Karl, ist denn das zweierlei? — Wilhelm ver- sprach, es ihm nachher zu erklären.

Wilhelm erklärte es ihm. Sieh, sagte er, wenn Du der Mutter um ein Stück Kuchen schmeicheltest, den sie Dir schon einmal geweigert hätte, weil er Deinem Ma- gen gerade jetzt schädlich wäre, und die Mutter wider- stände allen Deinen Bitten, — wäre das Eigensinn, oder wäre es Festigkeit? — Sieh nur auf die Ursachen, welche die Mutter hätte, Dir Deine Bitte abzuschlagen!

Als Du vorhin von mir fordertest, daß ich Ball mit Dir spielen sollte, hatte ich eine sehr nothwendige Arbeit. Hätte ich diese wol aufgeben sollen? — Nicht? — nun, so bin ich auch nicht eigensinnig gewesen. Aber sieh, wenn ich nun Zeit gehabt hätte, mit Dir zu spielen, allein ich hätte Kegel schieben wollen, und Du hättest mir vorgestellt, Du wärst noch zu schwach dazu, — das Spiel griffe Dich zu sehr an; sag, ob ich dann nicht eigensinnig gewesen wäre,

wenn ich dennoch hätte bei meinem Entschluß bleiben wollen, ungeachtet Deiner vernünftigen Vorstellungen? — Siehst Du nun den Unterschied?

Wenn Du bei Deinen Entschließungen und Meinungen bleibst, weil Du keine hinlängliche Ursache hast, davon abzugehen, willst Du das eigensinnig nennen? — Und wenn Du bei denselben bleibst, ungeachtet aller Ursachen, sie fahren zu lassen, wolltest Du das fest nennen? Wilhelm fragte ferner, ob das eine gute Eigenschaft eines Menschen sei, wenn er sich von seinen guten Entschließungen durch Bitten leicht abbringen lasse? Ob man andern überall nachgeben solle? — Er sagte ihm auch bei dieser Gelegenheit, daß Starrsinn nichts anders sei, als ein solcher großer Eigensinn, der auch bei seinen unvernünftigsten Entschließungen bleibe, obwohl er recht gut begreifen muß, wie thöricht sie sind.

Eigensinnnig, hartnäckig, beharrlich, unbeständig, muthlos.

Aber hartnäckig und eigensinnig ist doch ganz einerlei? fragte Karl weiter. — Nicht so ganz, sagte Wilhelm; es ist eben so wenig einerlei, als hartnäckig und beharrlich. Sieh zu, ob Du es fassen kannst!

Wenn Du jemanden durchaus seinen Willen nicht thun willst, obschon Du ohne hinlängliche Ursache Dich weigerst, so bist Du — eigensinnig bin ich dann, fiel ihm Karl in's Wort. — Aber nun denke Dir, es verlangte zwar niemand etwas von Dir, allein Du selbst wolltest etwas thun. Z. B. Du wolltest jene drei großen Bücher auf den Boden tragen; Du fühltest aber bald, daß Du nicht Kraft genug dazu hättest; sie fielen Dir einmal, zweimal aus den Händen; Du konntest sie nicht umspannen, Du konntest sie nicht heben, und dennoch wolltest Du sie forttragen — sieh, dann wären Hindernisse und Schwierigkeiten da, auf die Du aber nicht achten wolltest. — — O, nun rathe ich es, unterbrach ihn sein Bruder, das wäre Hartnäckigkeit.

Richtig, sagte Wilhelm, und diese ist allezeit thöricht, dahingegen die Beharrlichkeit und Standhaftigkeit sehr lobenswerth ist.

bestehe, welches durch die Tugend gemäßiget und so in Ordnung gehalten werde, daß daraus nichts Unrechtes entstehe — der Ehrgeiz aber ein allzuheftiges und unmäßiges Verlangen sei, Ehre zu erhalten, welches oft Anlaß gebe, Andere zu kränken und zu beleidigen; wie der Ehrgeizige immer mehr, als Andere geehrt werden wolle, und meistens nur Alles um der Ehre willen thue; wie die Ehrliebe nur in guten Handlungen die Ehre suche, der Ehrgeiz aber oft auch in bösen, schlechten Handlungen dieselbe zu finden meine, und sehr viel aus äußerlichen Ehrenzeichen (Titeln, Orden u. s. w.) mache und recht eifrig sie zu erhalten suche. Er erzählte ihm noch Folgendes:

Ein Fürst hatte einen braven und redlichen Diener, welchen er aber nicht leiden konnte. Er versprach daher einem seiner Räthe eine viel höhere und einträglichere Stelle, wenn er es durch einige falsche Beschuldigungen und Zeugnisse dahin brächte, daß jener Diener mit Schimpf und Schande fortgejagt werden könnte. — Gnädigster Herr, sagte der Rath, das ist wider meine Ehre!

Ein Mensch wollte gern eine vornehmere Stelle erlangen, damit er recht geehrt würde. Es bewarben sich aber Mehrere darum. Diese suchte er durch mancherlei List und Ränke zu entfernen, verläumdete sie, (sprach Böses von ihnen, obgleich er vom Gegentheil überzeugt war) und suchte sie als schlechte Menschen verdächtig zu machen. — Er erhielt die Stelle wirklich, aber es kam bald heraus, auf welche Weise er zu derselben gelangt sei. Hatte er nun Ehre davon?

Der kleine Christian suchte große Ehre darin, wenn er recht wild sein, seine Mitschüler kränken und beleidigen, oder sie wol gar schlagen und stoßen konnte, weil ihn einige andere unter seinen Mitschülern deswegen zu bewundern schienen.

Anmerkung. Das stärkste, heftigste Verlangen nach Ehre ist Ehrsucht.

Ehre. Ruhm.

Wie sind aber Ehre und Ruhm verschieden?

Es lebte in einer kleinen Stadt ein geschickter Arzt,

Bewundern, verwundern.

Ich bewundere Dich heute, lieber Vater, sagte Karl eines Morgens, daß Du so müssig sitzest, da Du sonst Dich immer gleich an Deinen Arbeitstisch setzest. — Mein Sohn, Du wunderst Dich nur, oder Du verwunderst Dich, antwortete Herr Ernst.

Karl merkte wol, daß der Vater Recht hatte, und daß bewundern wol etwas anders bedeute, als sich verwundern.

Warum verwunderst Du Dich darüber, daß ich müssig bin? Nicht wahr, weil Du es so selten an mir siehst? Es ist Dir etwas Ungewöhnliches, es kommt Dir sonderbar vor? — Du weißt nicht, warum ich müssig bin? Nicht wahr, das wolltest Du sagen? — — Karl bejahete es.

Aber wenn Du jetzt von einer außerordentlich großen, edlen Handlung eines Menschen hörst, z. B. daß sich ein Mensch mitten in ein brennendes Haus bei allem Anschein von Lebensgefahr gestürzt und ein Kind gerettet habe, welches sonst verbrannt wäre, nicht wahr, Du würdest dann eine große Hochachtung gegen einen solchen Menschen fühlen? — Eine so schöne That kostet viel Muth, würdest Du sagen, und ist gewiß nicht alle Tage zu finden. Sieh, Du würdest ihn bewundern.

Anmerkung. Wenn die Bewunderung oder Verwunderung recht groß ist, so kann sie Erstaunen heißen. Man erstaunt über ganz außerordentliche, ganz ungewöhnliche Dinge.

Schmeichelei.

Ich habe einmal, erzählte Herr Ernst, einen Menschen gekannt, der bei einem Herrn in Diensten war, welchen fast jedermann wegen seiner schlechten Sitten und wegen seines bösen Herzens verabscheuete. Er war faul, unreinlich, neidisch, tückisch und falsch, und wo er konnte, beleidigte er andere Menschen gern und that ihnen Unrecht. Freilich wollte niemand gern mit ihm etwas zu thun haben. — Aber dieser Diener kam recht gut mit ihm aus. Alles, was sein Herr that, lobte und bewunderte er; seine albernsten Handlungen nannte er klug und weise, und was er

gar nicht gern lange mit ihm zusammen sein. — Siehst Du wol, er war stolz. Es ist allerdings etwas sehr Schätzenswerthes, viel Kenntnisse zu haben, aber es ist Stolz, sich zu viel darauf einzubilden und Andre zu verachten. — Eben so rühmte sich Friedrich damit, daß er einem armen Knaben wöchentlich etwas von seinem Taschengelde gäbe. Sieh, die Sache ist sehr gut, aber worin liegt der Stolz?

Wenn Friedrich sich mit der schönen Uhr, die ihm sein Vater zu Weihnachten gekauft hatte, hätte brüsten wollen, wäre das stolz oder eitel gewesen? — Wenn jemand sich damit brüstete und sich wol gar für besser hielte, als Andere, weil er ein schönes Haus, theure Pferde, einen hübschen Garten hätte, was wäre das? — Und wenn er darum glaubte, daß er fast allein Ehre verdiene, weil er viel gelernt habe, sein Geschäft recht gut verstehe, freigebig und wohlthätig sei, was wäre denn das?

Eigensinnig, fest.

Du bist auch gar zu eigensinnig und hartnäckig, sagte Karl zu Wilhelm, seinem ältern Bruder, da dieser ihm seine Bitte, Ball mit ihm zu spielen, nicht gewähren wollte. Nein, antwortete Wilhelm, ich bin nur fest. So, sagte Karl, ist denn das zweierlei? — Wilhelm versprach, es ihm nachher zu erklären.

Wilhelm erklärte es ihm. Sieh, sagte er, wenn Du der Mutter um ein Stück Kuchen schmeicheltest, den sie Dir schon einmal geweigert hätte, weil er Deinem Magen gerade jetzt schädlich wäre, und die Mutter widerstände allen Deinen Bitten, — wäre das Eigensinn, oder wäre es Festigkeit? — Sieh nur auf die Ursachen, welche die Mutter hätte, Dir Deine Bitte abzuschlagen!

Als Du vorhin von mir fordertest, daß ich Ball mit Dir spielen sollte, hatte ich eine sehr nothwendige Arbeit. Hätte ich diese wol aufgeben sollen? — Nicht? — nun, so bin ich auch nicht eigensinnig gewesen. Aber sieh, wenn ich nun Zeit gehabt hätte, mit Dir zu spielen, allein ich hätte Kegel schieben wollen, und Du hättest mir vorgestellt, Du wärst noch zu schwach dazu, — das Spiel griffe Dich sehr an; sag, ob ich dann nicht eigensinnig gewesen wäre

Verstellung. Aufrichtig. Falsch.

Ein Schmeichler, sagte Herr Ernst, ist immer voller Verstellung. Das verstanden seine Kinder nicht ganz, und er erklärte es ihnen daher.

Ein Knabe war auf einen seiner Mitschüler neidisch und haßte ihn sogar, weil derselbe um seiner Artigkeit willen überall mehr geliebt und ihm immer vorgezogen wurde. Aber er ließ seinen Neid und seinen Haß nicht merken; er stellte sich immer gegen seinen Mitschüler freundlich und gefällig. Er stellte sich also anders, als er war. — Nun seht darauf, wie die Gesinnungen dieses Knaben gegen seinen Mitschüler wirklich waren, aber seht auch, wie er sich in seinem Betragen gegen denselben äußerte.

Eben dieser Knabe hatte einen andern Mitschüler, mit welchem ihm seine Eltern verboten hatten, umzugehen. Heimlich ging er aber doch zu ihm, so oft er nur glaubte, daß es seine Eltern nicht merken würden. Oeffentlich aber, und besonders, wenn er sich von seinen Eltern bemerkt glaubte, that er, als ob er mit diesem Knaben gar nichts mehr zu thun hätte; er sprach nicht mit ihm, er sah ihn kaum an. Es verstellte sich also dieser Knabe wieder.

Was ist nun wol Verstellung?

Leute, die sich immer so in Worten und Betragen beweisen, als sie es meinen, nennt man aufrichtig. — Wenn jemand sich aber anders stellt, als er ist, so heißt er falsch, alsdann nemlich, wenn er sich immer viel freundlicher gegen andre stellt, als er ist.

Ein Schmeichler verstellt sich immer; ist denn nun aber jeder, welcher sich verstellt, ein Schmeichler?

Anmerk. Falsche Steine sind nicht ächt. — Kaufleute sollen aufrichtige Waare — Weinhändler aufrichtige Weine — die also nicht verfälscht sind, haben. — Zweifle nicht an der Aufrichtigkeit meiner Worte und Gesinnungen.

Versteckt.

Karl hatte in einem Buche gelesen: „mit versteckten Menschen ist keine Freundschaft möglich.“ Er fragte, was das wäre, versteckte Menschen? Die Menschen sind versteckt, war die Antwort, welche niemals ihre wahren

Gesinnungen und Meinungen errathen lassen. Nie sa
sie, was sie über dies und jenes denken; nie kann m
wissen, ob sie es gut oder böse mit jemanden meinen. O
dies oder jenes vorhaben. Immer sind sie heim
lassen nie ihre Absichten merken, und selbst in unbe
tenden Dingen soll niemand wissen, was sie wollen.
Nun sag mir schnell und kurz, was ist versteckt?

O, sagte Karl, das ist ein Mensch, dessen Gesinnun
man niemals recht wissen kann. — Die Leute sagen a
wol von einem solchen Menschen, setzte der Vater hi
man weiß niemals, wie man mit ihm daran ist.

Anmerk. Ein Mensch der sich versteckt hat, ist n
leicht zu finden — er ist verborgen. Bei versteck
Menschen sind die Gesinnungen auch verborgen
verheimlicht.

Kaltsinnig.

Was hast Du mit Adolph vorgehabt, sagte der Vater eines Tages, er thut ja so kaltsinnig gegen Dich. Das versteh' ich nicht, antwortete Karl. Was heißt kaltsinnig? — Nun, ist denn Adolph noch so freundlich mit Dir, als sonst, beweist er Dir noch so viel Zuneigung (Wohlwollen), und kommt er noch so oft zu Dir? — Ist das kaltsinnig, lieber Vater? — Ja wol, sagte der Vater, wenn man gegen andere nicht viel Wohlwollen und Zuneigung äußert, so ist man kaltsinnig.

Anmerk. Man kann kalt sein, ohne kaltsinnig zu sein — Kalte Menschen nehmen an nichts lebhaften (lebendigen) Antheil — sie sind nicht leicht in Wärme für etwas zu setzen.

Weichlich.

Der kleine Fritz war ein recht weichliches Bürschchen. Alles war ihm nicht bequem und sanft genug. Drückte ihn der Rock nur ein wenig, so war er schon ganz unruhig und verdrüßlich darüber; lag einmal das Kopfkissen im Bette nicht ganz recht, so klagte er, daß er nicht schlafen könnte; hatte er einmal den weichsten Stuhl in der Stube nicht haben können, so war es ihm gar nicht

legen. Alles hatte er gern, was seinen Leib recht pflegen konnte. Wenn er hingegen etwas Beschwerliches und Unangenehmes thun oder ertragen sollte, so bekümmerte er sich sehr, z. B. wenn er etwa ein Stündchen in der Kälte sein sollte und seinen Pelzrock gerade nicht anhatte, oder wenn ihm der Vater eine kleine Arbeit im Garten zu verrichten gab, oder wenn ihn die Mutter einmal ein Viertelstündchen länger mit dem Essen warten ließ, und die Speisen dann wol gar nicht recht nach seinem Geschmack waren. — Alle nannten den kleinen Fritz ein weichliches Männchen.

Verträglich.

Verträglich war Fritz dagegen in einem hohen Grade. Mit allen seinen Mitschülern und Spielkameraden blieb er immer in gutem Vernehmen. Man hörte nicht, daß er etwa mit dem oder jenem in Zank und Streit gerathen wäre. In Spielen, und wo er sonst nur war, gab er fast überall nach, wenn es nur irgend anging, und bestand niemals hartnäckig darauf, seinen Willen zu haben. — Wenn ihm auch manche Kleinigkeiten in dem Benehmen Anderer nicht recht gelegen waren, so nahm er sie doch so hoch nicht auf; er wurde nicht dadurch beleidiget; er that, als wären sie nicht geschehen. Fritz, sagte jedermann, ist ein sehr verträgliches Kind; er versteht die Kunst, mit jedermann auszukommen und hat nicht gleich Feindschaft gegen andere, wenn ihm einmal etwas nicht gelegen ist.

Anmerk. Wer über Kleinigkeiten Streit und Händel anfängt, ist zanksüchtig — streitlustig und also gar nicht friedliebend. Und wenn er nicht Lust hat, den Frieden mit Andern wieder einzugehen, so ist er auch nicht friedfertig.

Beleidigung.

Was heißt beleidigen? fragte Herr Ernst. O, das ist leicht! fiel Karl ein, wenn mir jemand etwas Unangenehmes zufügt, so beleidigt er mich. — So? sagte Herr Ernst. — Also, wenn Dir die Mutter einen Verweis gibt, weil Du Deine Kleidung unachtsam beschmutzest, so beleidigt sie Dich?

Unrechtes gethan hatte, nannte er Recht. Immer stellte er sich, als ob er seinen Herrn von Herzen lieb und werth habe und ihn für einen sehr braven und guten Mann halte, obwohl er im Herzen das Gegentheil von ihm glaubte.

Aber kein Mensch billigte das Betragen des Bedienten, — jedermann sagte: Er ist ein niedriger Schmeichler. Er thut immer, als ob er seinen Herrn, wer weiß wie sehr, für gut und klug halte; und er weiß doch selbst recht gut, daß er es nicht ist. Hinter seinem Rücken lacht und spottet er sogar über ihn. Aber er stellt sich nur darum so gegen seinen Herrn, damit er sich bei ihm recht in Gunst setze und manches Geschenk von ihm erhalte.

Herr Ernst erzählte ferner: Ich habe noch einen Menschen gekannt, der allen Leuten Vorzüge beilegte, welche sie nicht hatten, und sich immer stellte, als ob er sie um dieser Vorzüge und guten Eigenschaften willen sehr hochachtete, obschon er sie verachtete. Wenn jemand nur ein wenig erträglich aussah, so lobte er seine Schönheit, er nannte ihn allerliebst, er bewunderte seine Gestalt; konnte jemand nur ein wenig auf dem Klaviere spielen, so bewunderte er die Fertigkeit und Geschicklichkeit desselben. Immer bemühte er sich, daß er jedem etwas sagte, was er besonders gern hörte. Alle Welt nannte ihn ebenfalls einen Schmeichler. — Er legte den Leuten Vorzüge und gute Eigenschaften bei, welche sie nicht hatten, er that, als ob er sie dieser Eigenschaften wegen achtete; und er achtete sie doch nicht. Allein viele Menschen hatten ihn darum gern, und das war es eben, was er wollte.

Wiederum habe ich jemanden gekannt, der alles lobte und bewunderte, was er an andern sahe. Wer ein klein wenig auf dem Klaviere klimpern konnte, den nannte er einen großen Klavierspieler; den, welcher nicht ganz dumm und unwissend war, rühmte er als einen außerordentlich klugen und einsichtsvollen Menschen; wer nicht ganz böse und lasterhaft war, von dem sagte er, er sei ein vortrefflicher Mensch. Aber dieser Mensch meinte es wirklich so ehrlich, als er's sagte. Er sah alles für besser an, als es war. Die Leute nannten ihn keinen Schmeichler, sondern einen schwachen Menschen. — Was ist nun Schmeichelei?

Fieckchen saß mit ihrem Strickstrumpf und strickte. Während des Strickens dachte sie daran, wie schön es sein würde, wenn sie erst beim Vetter wäre, wohin nächstens sie mit zu nehmen, ihr der Vater versprochen hatte. Sie dachte an den schönen Garten, an die hübschen Blumen, an die Kühe und Schafe in den Ställen, an den kleinen Teich mit Enten und Gänsen, an die grünen belaubten Gänge, die sie mit des Vetters Wilhelm durchlaufen, und in welchen sie Verstecken spielen wollte. — Nach geraumer Zeit erwachte sie aus ihren Gedanken (Träumen). Mutter, sagte sie, gib mir mein Morgenbrod. — Das hast Du ja schon gegessen, antwortete diese. Fieckchen glaubte anfangs, die Mutter scherze. Aber sie hatte in der That während dieser Gedanken das Morgenbrod aufgegessen, nur hatte sie es nicht bemerkt; sie war sich dessen nicht bewußt gewesen.

Gegenwart des Geistes.

Das Gegentheil vom Vorigen.

Ein Dieb hatte in einem Hause einen Kessel vom obersten Boden gestohlen und wollte ihn so eben die Treppe hinunter tragen, als der Herr des Hauses kam und ihm begegnete. — Nehmen Sie sich in Acht, Herr, rief der Dieb, daß ich Sie nicht mit dem Kessel beschmutze. — Der Herr dachte nun, es wäre ein Mensch, dem seine Frau befohlen hätte, den Kessel herunter zu holen. — Er fragte: „Was wollt Ihr denn mit dem Kessel machen?“ — Es sind nur, erwiederte der Dieb, ein Paar Löcher darin zu flicken! — Der Herr dachte also, dieser Mensch wäre ein Kesselflicker und ließ ihn gehen.

Worin bestand die Gegenwart des Geistes bei diesem Menschen? — Wußte er gleich, was zu thun war? Wußte er sich schnell in einem so unvermutheten und mißlichen Zufalle zu helfen?

(Man nennt auch diese Eigenschaft oft schnelle Besonnenheit, so wie man die Abwesenheit des Geistes auch Gedankenlosigkeit nennt.)

Arbeit.

Was ist denn Arbeit? — Wenn ich etwas thue, sagte

Gesinnungen und Meinungen errathen lassen. Nie sagen sie, was sie über dies und jenes denken; nie kann man wissen, ob sie es gut oder böse mit jemanden meinen. Ob sie dies oder jenes vorhaben. Immer sind sie heimlich, lassen nie ihre Absichten merken, und selbst in unbedeutenden Dingen soll niemand wissen, was sie wollen. — Nun sag mir schnell und kurz, was ist *versteckt*?

O, sagte Karl, das ist ein Mensch, dessen Gesinnungen man niemals recht wissen kann. — Die Leute sagen auch wol von einem solchen Menschen, setzte der Vater hinzu, man weiß niemals, wie man mit ihm daran ist.

Anmerk. Ein Mensch der sich *versteckt* hat, ist nicht leicht zu finden — er ist verborgen. Bei *versteckten* Menschen sind die *Gesinnungen* auch verborgen — verheimlicht.

Kaltsinnig.

Was hast Du mit Adolph vorgehabt, sagte der Vater eines Tages, er thut ja so kaltsinnig gegen Dich. Das versteh' ich nicht, antwortete Karl. Was heißt *kaltsinnig*? — Nun, ist denn Adolph noch so freundlich mit Dir, als sonst, beweist er Dir noch so viel Zuneigung (Wohlwollen), und kommt er noch so oft zu Dir? — Ist das kaltsinnig, lieber Vater? — Ja wol, sagte der Vater, wenn man *gegen andere nicht viel Wohlwollen und Zuneigung* äußert, so ist man kaltsinnig.

Anmerk. Man kann *kalt* sein, ohne kaltsinnig zu sein. — Kalte Menschen nehmen an *nichts* lebhaften (lebendigen) Antheil — sie sind nicht leicht in Wärme für etwas zu setzen.

Weichlich.

Der kleine Fritz war ein recht weichliches Bürschchen, Alles war ihm nicht bequem und sanft genug. Drückte ihn der Rock nur ein wenig, so war er schon ganz unruhig und verdrüßlich darüber; lag einmal das Kopfkissen im Bette nicht ganz recht, so klagte er, daß er nicht schlafen könnte; hatte er einmal den weichsten Stuhl in der Stube nicht haben können, so war es ihm gar nicht

Neid.

Der kleine Christian war als ein neidischer Knabe bekannt. Er konnte es nicht gern hören, wenn ein Anderer gelobt wurde, daß derselbe ein besseres Kleid, ein schöneres Buch, als er habe. Es verdroß ihn alles, was jenem Freude brachte. Du hast eine häßliche Gemüthsart, sagte sein Lehrer, es macht Dich mißvergnügt, wenn's andern wohl geht, und wenn sie froh sind; Du bist neidisch. — Worin bestand der Neid? — (Der neidische Hund.)

Schadenfreude.

Christian hatte noch einen andern häßlichen Fehler. Wenn einer seiner Mitschüler einen Verweis bekam, oder körperlich gestraft wurde; wenn er sein Kleid beschädigte; wenn er etwas verloren hatte, oder wenn demselben sonst etwas Unangenehmes begegnete: so gefiel ihm das, er hatte heimlich seine Freude darüber. — Christian, sagte der Lehrer, das ist noch ärger, Du bist schadenfroh. — Worin bestand denn nun die Schadenfreude?

Grausamkeit.

Zuweilen war der kleine Christian auch grausam. Er suchte andern Schmerzen zu machen und hatte seine Lust daran. Da er wol wußte, daß er das bei seinen Mitschülern nicht thun durfte, weil diese es seinen Eltern oder seinem Lehrer gesagt haben würden, so quälte er Thiere. Eins seiner größesten Vergnügen war, wenn er einen jungen Hund kneipen und schlagen, oder bei den Ohren herumzerren konnte, und das arme Thier dann schrie. — Christian war grausam.

Anmerkung. Ist der Mann grausam, der Dir einen schmerzenden Zahn auszieht?

Angenehm.

Vater, sagte Karl, wirst Du heute nicht ein wenig mit mir ausgehen, es ist so angenehmes Wetter. V. Woher weißt Du das? K. Ich sehe es ja; ich bin auch schon draußen im Garten gewesen. V. Du hast es also wol mit

— Nicht? — Nun es ist Dir doch der Verweis gewiß nicht angenehm? — Vater, ich hab' es nicht gewußt, sagte Karl jetzt; ich glaubte es aber zu wissen. Sage Du mir's lieber. Was bist Du wol der alten Muhme schuldig, Karl, die Dich gewartet und getragen hat und manche Nacht, wenn Du unruhig oder krank warst, Dir hat vorsingen und um Deinetwillen wachen müssen? — Nicht wahr, Liebe und Dank? — Wenn Du sie nun aber necktest, wäre das Liebe und Dank, oder wäre es das Gegentheil? — Beleidigest Du sie aber dadurch, wenn Du sie necken wolltest? — Würde es ihr kränkend sein? — Du thätest also wol gerade das Gegentheil von dem, was Du ihr schuldig wärst? — „Nun weiß ich's Vater — wenn ich das Gegentheil von dem thue, was ich jemanden thun sollte, so beleidige ich ihn! —“ Recht, sagte der Vater, wenn nemlich das, was Du dem andern erzeigen solltest, ihm lieb und angenehm gewesen wäre; zum Beispiel, wenn Du jemanden verächtlich begegnest, den Du achten solltest; jemanden kränkst, dem Du Dank und Liebe schuldig warst, jemanden grob behandelst, gegen den Du höflich sein solltest, u. s. w.

Anmerk. Es gibt auch Fälle, wo durch eine schlechte Musik das Ohr — durch eine alberne Tracht, oder durch eine unanständige das Auge beleidigt wird. Es liegt also etwas darin, was uns unangenehm und widrig ist.

Abwesenheit des Geistes.

Ein Schauspieler wollte einmal einen vornehmen Herrn besuchen und hatte sich eine Art Fuhrwerk mit zwei Rädern gemiethet, welches von einigen Menschen gezogen wurde, und in der Stadt, in welcher er lebte, sehr üblich war; der Mann wollte gern schnell fortkommen. Als er in dem Fuhrwerke saß, so dachte er an dies und das, und vergaß darüber ganz, wo er war. Dennoch bemerkte er, daß es mit dem Fuhrwerk sehr langsam ging. Mitten in einen tiefen Gedanken sprang er aus dem Fuhrwerk heraus und fing an, hinten an demselben zu schieben. Erst als ihm der Schmutz in die Schuhe lief, bemerkte er deutlich, was er that. Mein Gott, was mach' ich denn? rief er. — Dieser Mann war mit seinem Geiste abwesend. Er war sich dessen, was er that, nicht völlig bewußt.

Der Vater setzte ihm das nun alles zusammen, und Karl lernte einsehen, daß man alles angenehm nenne, was uns nach dem bloßen Gefühl unmittelbar Unlust verursacht.

Schädlich.

Karl hatte sich an einem warmen Sommertage draußen beim Spiel etwas erhitzt. Er kam in die Stube und griff nach einem Glase Wasser. Karl! sagte warnend der Vater. — Vater, sagte Karl, ich will nicht trinken! ich weiß wol, daß es mir schädlich ist; ich will mir nur den Mund ausspülen; — das schadet mir nicht und kühlt doch. — Karl setzte sich.

V. Fühlst Du denn, daß Dir das schädlich ist, jetzt zu trinken? K. Nein, Vater, ich fühle es nicht. V. Wäre es Dir denn unangenehm, wenn Du jetzt tränkest? K. O nein, es würde mir angenehm sein. V. Warum trinkst Du denn nicht? K. Es würde mich nachher krank machen. V. Es könnte Dir also dann wol Unlust und wol gar Schmerz machen? K. Ja freilich. Das bedachte ich eben. V. Wenn Fritz auf der Geige kratzte, bedachtest Du da auch, daß es Dir Unlust machte? K. Nein, das fühlte ich gleich. V. Würdest Du beim Trinken die Unlust auch gleich fühlen? K. Nein, erst nachher. V. Kannst Du mir nun wol sagen, was schädlich ist? — Karl konnte es freilich noch nicht sogleich sagen. Aber nachdem ihn der Vater auf die Hauptpunkte noch einmal aufmerksam gemacht und noch einige Beispiele gegeben hatte, so sah er ein, daß es hier nicht auf das unmittelbare unangenehme Gefühl ankomme, sondern auf die Einsicht, daß es ihm Unlust verursachen werde. — Wenn auch ein Gift noch so angenehm schmecke, so werde es dennoch schädlich sein, sagte der Vater.

Natur.

Die Natur lebt wieder auf, las Karl in einem Buche. Vater, sagte er, was versteht man unter Natur? Der Vater antwortete ihm, daß dies Wort gar mancherlei bedeute. Man versteht darunter oft alles, was in der Welt ist,

Karl. — Thust Du etwas, wenn Du Ball spielst? — Thut Deine Schwester etwas, wenn sie ihre Puppen aus- und anzieht? — „Ja ich thue wol etwas, sagte Karl, aber doch nichts Rechtes, ich thue es da nur aus Spaß.“ — Du willst sagen, Du hast eben keine besonders wichtige Absicht dabei; Du willst Dich nur vergnügen, wenn Du dergleichen Dinge thust. Nicht wahr? — „Ja, sprach Karl, so meinte ich es.“ — Also siehst Du, fuhr der Vater fort, daß nicht alles Arbeit ist, wobei man etwas thut. Aber wenn Du Dich hinsetzest und mir aufschreiben willst, was Du den Tag über Nützliches gehört, gelesen und gethan hast, und es wird Dir sauer; Du kannst Dich da und dort nicht gleich besinnen, Du weißt nicht, mit welchen Worten Du es ausdrücken willst, ist das wol Arbeit? — Ja, sprach Karl, das sollte ich meinen! Also das ist Arbeit, was mir sauer wird.

Es ist wol nur etwas davon, sagte der Vater, denn wenn Du Ball spielst, so wird Dir's auch oft sauer, den Ball recht weit zu treiben, ihn zu fangen und dabei hin und her zu laufen, und doch sagst Du nicht, wenn Du davon müde bist, daß Du so viel gearbeitet habest. „Ah, sagte Karl, das thue ich auch nur zur Lust. — Oder nur zum Vergnügen, setzte der Vater hinzu. Sieh, darin gerade liegt es; wenn man etwas thut, blos um sich zu vergnügen, obgleich man sich auch zuweilen dabei etwas anstrengen muß, ist das Arbeit? — „Nein, das ist Spiel: Ah, nun weiß ich auch, was Arbeit ist! wenn man etwas thut, um etwas Nützliches zu vollbringen!“ — Ja, so ungefähr, sagte der Vater, — wenn Du eine ernsthafte Absicht hast, wenn Du etwas Wichtiges dadurch thun oder lernen willst, und ...? Karl. Und es mir nicht leicht wird, fiel Karl ein. — Vater. Recht Karl, denn wenn es sehr leicht wird, so heißt man es meistens nur beschäftigen, wenn es auch eine recht ernsthafte Sache ist.

Anmerk. Ueberall ist Arbeit, wo Kräfte in Bewegung sind. So arbeiten Bier und Wein, wenn sie gähren. — Eine Sache macht viel Arbeit, die viele Mühe und Anstrengung kostet. — Dieser Schuhmacher macht gute Arbeit (Sachen, die gearbeitet sind,) — leichte Arbeit, leichte Waare.

Frei.

Der Mensch kann frei handeln, sagte Herr Ernst bei einer gewissen Gelegenheit. Karl hatte das nicht verstanden. Er fragte, ob denn ein Mensch thun dürfe, was er wolle? — Nein, sagte der Vater, so ist das nicht gemeint. Es gibt Handlungen, welche so geschehen müssen, wie sie geschehen. Z. E. Du mußt schlafen, essen, trinken. Das nennt man natürliche Handlungen. Allein manche Handlungen könntest Du auch unterlassen. Z. B. Wenn Dich Fritz um einen Gefallen bittet, so hast Du es in Deiner Macht, ob Du ihm den Gefallen thun willst, oder nicht. Wenn Dich ein Armer um eine kleine Gabe anspricht, und Du hast Geld, so kannst Du sie ihm geben; Du kannst sie ihm aber auch abschlagen. Es zwingt Dich nichts, sie ihm zu geben; es zwingt Dich auch nichts, sie ihm abzuschlagen. — Sieh, solche Handlungen, die nicht so sein müssen, wie sie sind, heißen frei. Bei diesen Handlungen kommt es darauf an, ob man etwas will, oder nicht will. Du wirst dem Bruder Fritz den Gefallen thun, wenn Du willst: Du wirst ihn nicht thun, wenn Du nicht willst. Dein Wille aber kann durch nichts gezwungen werden. Darum sagt man: Der Mensch hat einen freien Willen; nichts zwingt ihn, seiner besten Einsicht zuwider zu handeln.

Recht.

Alles, was jemand thun und fordern darf, ist recht, oder er hat ein Recht dazu. Der Lehrer darf fordern, daß das Kind still sitze in der Schule — er hat ein Recht dazu. Die Eltern dürfen fordern, daß das Kind ihnen folge, — sie haben ein Recht, Gehorsam zu verlangen. Die Eltern dürfen ihr Kind strafen, wenn es ungehorsam ist; sie haben dazu ein Recht. — Was man nicht thun oder fordern darf, ist unrecht. Ein Kind darf nicht seiner Geschwister Spielsachen verschenken, es darf nicht von andern Kindern verlangen, daß sie sich nach seinem Willen richten sollen.

Weil die Menschen oft darüber streiten, wer Recht oder Unrecht hat, und weil jeder dann Recht haben will, so müssen sie alsdann einen Andern urtheilen lassen, wer

Recht oder Unrecht habe, und dieser heißt dann ein Richter. Wenn zwei Kinder einen Ball haben wollen, wo jedes behauptet, es sei sein Ball, und die Eltern oder Lehrer urtheilen dann darüber: so sind die Eltern oder Lehrer die Richter.

Anmerk. Was ist nun unrecht? — Der Mensch, welcher die Rechte Andrer nicht verletzt; der, welcher nichts thut, was er nicht thun darf, ist gerecht.

Pflicht.

Alles, was ich thun soll, oder zu thun verbunden bin, das ist Pflicht. Ein Kind soll seinen Eltern gehorchen — es soll artig, fleißig, gefällig sein; das ist seine Pflicht. Die Eltern sollen darauf sehen, daß ihre Kinder tugendhaft werden; es ist ihre Pflicht.

Wenn jemand sich bemüht, treu seine Pflichten zu erfüllen, so handelt er sittlich (moralisch) gut und wer das Gegentheil thut, handelt unsittlich.

Glauben.

Ich glaube Dir alles, Vater, sagte Karl einmal. V. Was verstehst Du darunter? K. Ich halte es für wahr. V. Das magst Du freilich wol darunter denken, aber ich meine Du verstehest noch mehr darunter. Wenn ich Dir jetzt sage es ist heller Mittag, würdest Du das nicht jedem glauben? K. Ja. V. Warum? K. Ich sehe es ja, ich weiß es ja selbst. V. Brauchtest Du es also erst jemanden zu glauben, wenn Du es schon wüßtest? K. Nein, das brauchte ich nicht. V. Warum nicht? K. Ich wüßte es schon. V. Wenn ich Dir sagte: Karl, Du kannst dies Haus nicht von der Stelle schieben, brauchtest Du das erst zu glauben? K. Nein. V. Warum nicht? K. O, das weiß ich wol, daß ich das Haus nicht fortbringen kann. V. Du siehst also wol ein, daß Du die Kräfte nicht dazu hast? K. Ja, das sehe ich ein. V. Wenn Du also die Dinge, die Dir jemand sagt, selbst einsiehst, oder weißt, was hast Du nicht nöthig? K. Ich habe nicht nöthig, zu glauben. V. Du brauchst es also nicht erst für wahr zu halten, so

dern Du weißt schon, es ist so, es ist wahr. — Aber wenn Du nun etwas nicht einsiehst, oder weißt, und hältst es doch für wahr, was thust Du da? K. Da glaube ichs.

Hier liegt ein Sack mit Geld. Hast Du schon jemals einen solchen Sack voll Geld aufgehoben? K. Nein, noch nicht. V. Du kannst also auch nicht wissen, ob Du ihn aufheben kannst. — Aber wenn ich Dir nun sage, Du kannst ihn nicht aufheben, und Du hältst das für wahr, was thust Du dann? K. Ich glaube es. V. Nun gehe hin und suche den Sack aufzuheben. Siehst Du, es geht nicht. Brauchst Du mir nun noch zu glauben, oder weißt Du es selbst? K. Ich weiß es, ich brauche es nun nicht zu glauben. V. Wenn Du nun aber hättest wissen können, daß in dem Sacke dreißig Pfund Geld sind, und Du hättest schon sonst erfahren, daß Du ein Gewicht von dreißig Pfunden nicht aufheben könntest, hättest Du dann wol selbst einsehen können, daß Du den Sack nicht erheben würdest? K. O ja. V. Nun sieh', dann hättest Du es auch nicht erst für wahr zu halten nöthig gehabt; Du hättest es selbst eingesehen. — Wenn Du also eine Sache nicht weißt oder nicht einsiehst und doch für wahr hältst, wie sagst Du dann? K. Ich glaube es?

Wahrscheinlich.

Ist das wol wahr, Vater, fragte Karl, daß heute der Vetter uns besuchen wird? V. Es ist sehr wahrscheinlich. K. Wie ist das Vater, wahrscheinlich? V. Kann ich gewiß wissen, ob der Vetter kommen werde? K. Nein, das kannst Du wol nicht. V. Keinesweges; denn es könnte ihn gar mancherlei abhalten. Es könnte etwas zu thun für ihn vorgefallen sein — er, oder seine Frau, oder eins von seinen Kindern könnte krank geworden sein. Also kann ich nicht sagen: Es ist gewiß, oder es ist wahr, (wie Du es nanntest) daß der Vetter heute kommen wird. Aber ich habe mehr Gründe zu vermuthen, daß er kommen werde, d. h. es ist mir wahrscheinlich. Er hat uns um diese Zeit besuchen wollen; gestern ist noch alles in seinem Hause gesund gewesen, wie er mir schrieb. Plötzliche und wichtige Geschäfte fallen nicht leicht um diese Zeit vor.

— Sag', habe ich nicht mehr Gründe zu vermuthen, daß er kommen, als dafür, daß er ausbleiben werde? K. Ja, Du hast mehr Gründe für sein Kommen. V. Nun das heißt eben, es ist wahrscheinlich, daß der Vetter kommen werde. Nun, so sage selbst, worin das, was man Wahrscheinlichkeit nennt, bestehe?

Zweifelhaft.

V. Aber wenn wir vermutheten, der Vetter könnte heute leicht einen Besuch von seinem ältesten Sohn erhalten, der ihn schon lange hat besuchen wollen, würdest Du dann wol es für wahrscheinlich halten, daß der Vetter käme? K. Nein, dann zweifelte ich daran. V. Was heißt das? K. Ich glaubte alsdann, er würde nicht kommen. V. Hättest Du denn einen Grund dazu? Wüßtest Du, warum? K. O ja. Weil sein Sohn zu ihm kommen könnte. V. Was wäre Dir also wahrscheinlicher, daß er käme, oder das Gegentheil davon? K. Das Gegentheil. V. Worin besteht also der Zweifel? — Karl fand's zuletzt heraus. — Wenn von Etwas das Gegentheil wahrscheinlich ist, so ist es zweifelhaft. — Oder, wenn es mir wahrscheinlich wird, wenn ich Gründe habe, anzunehmen, daß sich etwas nicht so verhalte, als angegeben wird.

Herz.

Herr Ernst wollte seinem Sohne an einem Beispiele zeigen, wie mancherlei, wie verschiedene Dinge man mit einem Worte andeuten könne, oder wie vielerlei die Bedeutungen eines Worts sein könnten. Karl hatte dies zwar schon an manchen der vorhergehenden Wörter einigermaßen abnehmen können, allein er wollte es ihm, wenigstens an einem Worte, noch deutlicher machen. — Man muß immer auf diesen Umstand aufmerksam sein, sagte Herr Ernst, sonst kann man in vielerlei Verwirrung gerathen. — Er hatte das Wort Herz gewählt. Was verstehst Du unter Herz? fragte er Karln. Wenn Du sagst, mein Herz klopft mir? Oder wenn die Leute sagen, es ist mir so beklommen ums Herz? — Karl errieth,

daß es dann etwas in seinem Körper bedeute — einen Theil der Eingeweide, durch welchen das Blut in dem Körper in Umlauf gebracht wird.

Aber man sagt auch oft von einem Menschen, er hat viel Herz, oder auch, er ist beherzt, zuweilen auch, er ist herzhaft, wenn er sich vor Gefahren nicht fürchtet. Was heißt es da? Muth.

Ferner sagt man: Man kann niemanden ins Herz sehen. Man kann nicht wissen, wie er gesinnt sei, und wie ers meine. Oder: Er meint es im Herzen doch nicht so, wie er spricht. — Er stellte sich zwar lustig, aber im Herzen that es ihm doch wehe! — Hier heißt es also, die verborgenen Gesinnungen und Empfindungen, welche jemand nicht so leicht bekannt lassen werden will.

Ferner sagt man: Dieser Mensch hat ein gutes Herz — und jener ein böses. Er hat ein aufrichtiges Herz gegen mich. Hier meint man vorzüglich das Wohlwollen, das jemand gegen Andre hat; die Theilnahme an Anderer Glück und Unglück. Wenn jemand ganz gleichgültig bleibt bei der Freude und bei dem Kummer seiner Mitmenschen, so sagt man: Er ist ein Mensch ohne Herz; er hat kein Gefühl und nimmt also an nichts Theil. — Er hat ein weiches Herz; er hat ein recht zartes Gefühl; er empfindet sehr leicht mit, was Andere angeht. Man nennt das auch wol Gemüth — man sagt von einem Menschen: Er hat ein gutes Herz, oder er hat ein gutes Gemüth; und versteht einerlei darunter, — die Willigkeit nemlich, Andern gefällig zu sein, zu helfen und zu dienen, Theil zu nehmen an ihren Schicksalen. — Doch versteht man auch oft unter dem Worte Herz den ganzen Willen eines Menschen, gern das Gute oder das Böse zu thun. Man sagt: Sein Herz ist verdorben, er ist ein Mensch von schlechtem Herzen; oder sein Herz ist redlich.

Der Vater sagte ihm noch, daß dies Wort noch sonst manches bedeute, als Zuneigung zu jemanden, und Vertrauen, z. B. wenn man sagt: Der Mensch besitzt mein ganzes Herz; oder, ich kann kein Herz zu ihm fassen; — daß man aber immer etwas darunter verstehe, was die Gesinnungen und Empfindungen des Menschen angehe.

Gut.

Herr Ernst gab Karln noch ein Beispiel verschiedener Bedeutungen an dem Worte **gut**. Auch unter diesem Worte verstehst Du gar mancherlei, sagte er. Wenn wir spazieren gehen wollen, sagst Du: Ei, das ist gut — Du sprichst, das schmeckt gut — und Du sagst, heute ist gut Wetter. Du verstehst darunter, was Dir **angenehm** ist.

Aber Du sagst auch, die Feder ist gut, das Messer u. s. w. sobald Du sie gebrauchen kannst, wie sie gebraucht werden sollen; die Feder ist gut, wenn sie schön schreibt; das Messer, wenn es scharf schneidet — sie sind Dir also **nützlich** oder **brauchbar**. Man sagt: Eine gute Arznei, ein guter Wagen, ein gutes Papier u. s. w.

Du sagst zur Mutter, wenn Du um etwas bittest: Mutter, sei so gut — zuweilen sagst Du auch, sei so gütig, und das ist ganz einerlei. Einen Menschen, welcher gegen Andere sehr gütig, oder gutherzig ist, nennt man einen guten Menschen.

Du handelst gut, wenn Du immer thust, was Deine Pflicht ist, wenn Du fleißig, aufmerksam, gehorsam, verträglich u. s. w. bist — ich sage dann: Du bist ein guter Junge. **Gut** heißt also hier das, was unserer Pflicht gemäß ist, was die Pflicht von uns verlangt.

Das gebieterische Mädchen.

Ein kleines Mädchen begegnete den Mägden im Hause sehr unbescheiden. Was es von ihnen forderte, geschah in einem gebieterischen Tone. Da hieß es: **Gebt mir das, gebt mir jenes! thut mir dies, holt mir das! das will ich nicht!** und so weiter.

Sie beschwerten sich endlich darüber bei ihrer Mutter. Diese befahl ihnen also, nichts von alle dem zu thun, was ihr Töchterchen haben wollte, wofern es nicht bittweise geschähe.

Mein kleines Mädchen erwachte den nächsten Morgen. Sie rief, man sollte sie aus dem Bette nehmen. Kein Mensch aber that es. Sie schimpfte, sie schrie, sie weinte; desto weniger geschah es. Endlich bat sie: Liebe Christine,

ich bitte Sie, nehme Sie mich heraus! und Christine that es. Kaum hatte sie diesen Dienst von ihr erhalten, so fing sie im vorigen Tone an: Zieht mir Schuh und Strümpfe an! schnürt mich ein! gebt das Halstuch her! Nichts erfolgte, und sie mußte sich allezeit aufs Bitten legen, wenn etwas geschehen sollte.

Kaum war sie endlich mit Mühe und Noth angekleidet, so lief sie weinend zur Mutter; aber diese wies sie mit der Ruthe zurück. Da sie sich nun nicht weiter helfen konnte, und ihr kein Mensch mehr ungebeten etwas that, sah sie die Nothwendigkeit ein, dem Gesinde artig zu begegnen. Dieses machte sich nun eine Freude daraus, zu thun, was sie wünschte; und bald ward sie es so gewohnt, daß sie sich jetzt schämen würde, etwas gebietend zu fordern, was sie bittend leichter erhalten kann.

Die schlimmste und beste Art, klug zu werden.

Zwei Knaben gingen einmal in einem Garten spatzieren, in welchem ein Bienenstock war. Der Gärtner gab ihnen die Warnung, sie sollten den Bienenstöcken nicht zu nahe kommen, damit sie nicht gestochen würden.

„Mich hat noch niemals eine Biene gestochen!" sagte der eine Knabe und ging dreist hinzu; aber ehe er sich's versah, hatte er einen Stich bekommen, der ihn nicht wenig schmerzte.

So ward dieser durch Schaden klug; der andere hingegen war es durch Lehre geworden. Welcher von beiden war wol der Verständigste?

Der Pfau.

Sieh jenen Pfau, wie stolz ist er
In seinem Schweif von bunten Rädern!
Gebrüstet tritt er da einher;
Doch worauf ist er stolz? — Auf Federn?

Und sollt' ich stolz auf Kleider sein,
Auf solcher eiteln Ehre Zeichen,
Auf Farben, Band und Edelstein:
So würd' ich stolzen Pfauen gleichen!

Lebensgeschichte des jungen Allwill.

Der junge Allwill hatte wohlhabende Eltern und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen. Sie suchten ihm aber früh fromme Gesinnungen einzuflößen und sagten ihm besonders sehr oft, daß er sich allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen müsse. Der junge Allwill merkte sich das, obgleich er damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es entstand ein Krieg, wo Allwills Eltern so unglücklich waren, daß ihnen ihr Haus abgebrannt und fast alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in die traurigsten Umstände und behielten nur so viel übrig, um äußerst nothdürftig davon zu leben. Der junge Allwill mußte nun einen schlechten Rock anziehen und mit geringer Kost vorlieb nehmen, auch außer der Schulzeit seinen Eltern arbeiten helfen. Manche von seinen Mitschülern verachteten ihn wegen seiner Armuth und schlechten Kleidung. Dies schmerzte ihn freilich; allein er dachte an die Rede seiner Eltern, man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meine und alle unsere Schicksale zu unserm Besten lenke. Nun wurde auf einmal sein Herz ganz leicht, und er fühlte in dem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner Mitschüler und nahm gern mit geringer Kost vorlieb.

Als er schon ein alter Mann war, sagte er oft, er danke Gott für die Unglücksfälle, die er ihn schon in seiner Jugend habe tragen lassen; denn die Arbeit und geringe Kost hätten seinen Körper gesund und stark gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, Beleidigungen zu ertragen, ohne auf Rache zu denken; ja dadurch und wegen seiner schlechten Kleidung, sei sein

Stolz, der ihn würde unglücklich gemacht haben, verscheucht worden: er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig werden lassen.

Der junge Allwill war fleißig und machte seinen Eltern viel Freude. Das versüßte ihnen einigermaßen den Kummer über den Verlust ihres Vermögens. Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabende mit einander spatzieren gingen, sagten sie zu ihm: „Wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben und können Dir nichts hinterlassen. Aber siehe, der Gott, welcher die Bäume mit jungem Laube bekleidet und das Gras auf dem Felde erquickt, wird auch für Dich sorgen!“ — Allwill war äußerst bewegt und konnte sich bei dieser rührenden Rede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben seine Eltern kurz nach einander; und man fand kaum so viel, als zu ihrem Begräbniß erforderlich war. Für den jungen Allwill blieb nichts übrig. Er war anfangs ganz untröstlich. Als er aber bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm vor zwei Monaten gesagt hatten. Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, sagte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde: so wird er sich auch meiner annehmen! — Was er gedacht hatte, geschah; noch an demselbigen Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, denen sein Elend zu Herzen ging, entschlossen, sich seiner anzunehmen. Sie ließen ihn zu sich kommen und versprachen ihm, gemeinschaftlich für seinen Unterhalt zu sorgen. Allwill dankte mit gerührtem Herzen; und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er sich noch vor einigen Stunden am Grabe seiner Eltern von Allen verlassen wähnte und erkannte es, daß Gott gerade während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hätte. Er warf sich nieder auf seine Knie und dankte Gott mit Freudenthränen.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen, hoffnungsvollen Menschen an Kindesstatt anzunehmen. Er lernte den jungen Allwill nach und nach besser kennen und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich

Und sollt' ich stolz auf Kleider sein,
Auf solcher eiteln Ehre Zeichen,
Auf Farben, Band und Edelstein:
So würd' ich stolzen Pfauen gleichen!

Lebensgeschichte des jungen Allwill.

Der junge Allwill hatte wohlhabende Eltern und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen. Sie suchten ihm aber früh fromme Gesinnungen einzuflößen und sagten ihm besonders sehr oft, daß er sich allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen müsse. Der junge Allwill merkte sich das, obgleich er damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es entstand ein Krieg, wo Allwills Eltern so unglücklich waren, daß ihnen ihr Haus abgebrannt und fast alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in die traurigsten Umstände und behielten nur so viel übrig, um äußerst nothdürftig davon zu leben. Der junge Allwill mußte nun einen schlechten Rock anziehen und mit geringer Kost vorlieb nehmen, auch außer der Schulzeit seinen Eltern arbeiten helfen. Manche von seinen Mitschülern verachteten ihn wegen seiner Armuth und schlechten Kleidung. Dies schmerzte ihn freilich; allein er dachte an die Rede seiner Eltern, man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meine und alle unsere Schicksale zu unserm Besten lenke. Nun wurde auf einmal sein Herz ganz leicht, und er fühlte in dem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner Mitschüler und nahm gern mit geringer Kost vorlieb.

Als er schon ein alter Mann war, sagte er oft, er danke Gott für die Unglücksfälle, die er ihn schon in seiner Jugend habe tragen lassen; denn die Arbeit und geringe Kost hätten seinen Körper gesund und stark gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, Beleidigungen zu ertragen, ohne auf Rache zu denken; ja dadurch und wegen seiner schlechten Kleidung, sei sein

Stolz, der ihn würde unglücklich gemacht haben, verscheucht worden: er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig werden lassen.

Der junge Allwill war fleißig und machte seinen Eltern viel Freude. Das versüßte ihnen einigermaßen den Kummer über den Verlust ihres Vermögens. Einstmals, da sie an einem schönen Frühlingsabende mit einander spatzieren gingen, sagten sie zu ihm: „Wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben und können Dir nichts hinterlassen. Aber siehe, der Gott, welcher die Bäume mit jungem Laube bekleidet und das Gras auf dem Felde erquickt, wird auch für Dich sorgen!“ — Allwill war äußerst bewegt und konnte sich bei dieser rührenden Rede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben seine Eltern kurz nach einander; und man fand kaum so viel, als zu ihrem Begräbniß erforderlich war. Für den jungen Allwill blieb nichts übrig. Er war anfangs ganz untröstlich. Als er aber bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm vor zwei Monaten gesagt hatten. Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, sagte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde: so wird er sich auch meiner annehmen! — Was er gedacht hatte, geschah; noch an demselbigen Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, denen sein Elend zu Herzen ging, entschlossen, sich seiner anzunehmen. Sie ließen ihn zu sich kommen und versprachen ihm, gemeinschaftlich für seinen Unterhalt zu sorgen. Allwill dankte mit gerührtem Herzen; und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er sich noch vor einigen Stunden am Grabe seiner Eltern von Allen verlassen wähnte und erkannte es, daß Gott gerade während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hätte. Er warf sich nieder auf seine Knie und dankte Gott mit Freudenthränen.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen, hoffnungsvollen Menschen an Kindesstatt anzunehmen. Er lernte den jungen Allwill nach und nach besser kennen und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu sich

kommen, ging mit ihm allein auf ein Zimmer und lie ihn sich an seine Seite setzen. Darauf ergriff er sein Hand und sagte mit freundlichem Blicke: „Allwill! — Du bleibst bei mir! —“ O, mein Vater! rief Allwill au und warf sich zu seinen Füßen. „Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tage an bi Du mein Sohn! Ich verspreche Dir meine ganze väter liche Liebe und zweifle nicht, daß Du mir durch Deine kindlichen Gehorsam und durch Deine gute Aufführun Freude machen wirst. —“ Der junge Allwill konnte nichts antworten. Er zerfloß in Thränen der Freude und Dankbarkeit und sahe nun noch mehr, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen sei.

Er wurde jetzt wieder besser gekleidet, als seine meisten Mitschüler, die nun wieder seine Freundschaft suchten; es fiel ihm nicht ein, sich wegen der Vergangenheit zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu sein; sondern er blieb eben so demüthig, freundlich und bescheiden, als er in seinen dürftigen Umständen gewesen war; weil er wohl wußte, wie wenig man auf den Besitz äußrer Vorzüge rechnen könnte.

Er hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; aber er blieb standhaft und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner Jugend auf Widerwärtigkeiten vorbereitet war. Er arbeitete fleißig und erwarb sich so viel, daß er nicht nur sich selbst und seine Familie versorgen, sondern auch noch fremden Menschen viel Gutes thun konnte. Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis pflegte er oft zu sagen: „Drei Dinge haben mich nicht gereuet, daß ich gebetet, gearbeitet und Gott nicht verlassen habe! Darum hat er mich auch nicht verlassen.“

Das Sterbebette.

Als der kranke Theophilus (Gottlieb) merkte, daß er ganz schwach ward, ließ er den Arzt noch einmal zu sich kommen und fragte ihn mit Fassung, auf wie lange er ihm noch Hoffnung geben könne. Dieser befühlte seinen Puls, zuckte die Achseln und sagte: „Freund, nur auf ..nige Stunden können Sie sicher rechnen!“

Dies schreckte den Theophilus gar nicht. Er drückte ihm zärtlich die Hand und bat ihn, sich zu entfernen. Hierauf mußten alle seine Kinder um sein Bett treten. „Ich sterbe, sagte er zu ihnen mit bebender Stimme. Nun ist alle Lust dahin, die ich auf der Welt genossen habe; und wenn ich jetzt Kaiser wäre, so würde ich nichts aufbringen können, was mich erquickte. Aber das erquickt mich, daß ich eingehe in ein besseres Leben, was mein Gott allen geben wird, die seine Wege zu wandeln suchten. — Ich hinterlasse Euch wenig. Gott wird dies wenige segnen, weil ich ihn gefürchtet und niemals einen ungerechten Heller in mein Haus gebracht habe. Ich hinterlasse Euch die guten Lehren, welche ich Euch immer gegeben habe. Sie sind mehr als Gold werth. Befolget sie, so wird es Euch wohl gehen. Sie werden Euch bei Widerwärtigkeiten trösten und im Tode stärken."

Seine Kinder zerflossen beinahe in Thränen. Theophilus aber blieb gefaßt. Er hob seine zitternde Hand in die Höhe und sprach: „Der Gott, der mich mein Lebelang ernährt hat, sei Euer Versorger! Sein Geist leite Euch auf dem Wege der Gottseligkeit und lasse mich Euch alle im Himmel wieder finden!"

Nun sank er kraftlos auf das Kissen zurück. Seine Augen waren gen Himmel gerichtet, seine Lippen bewegten sich, als wenn er betete, und das letzte Wort, welches man noch von ihm verstehen konnte, war — Jesu, nimm meinen Geist auf! In diesem Zustande lag er noch eine Viertelstunde. Dann röchelte er und starb.

Seine Kinder standen einige Minuten wie betäubt da. Ihre Augen waren auf den erblaßten Vater gerichtet, der mit einer so ruhigen Miene da lag, als ob er schlummerte. Endlich unterbrach der älteste Sohn das Stillschweigen. „Geliebte Brüder, laßt uns in seine Fußtapfen treten! Kommt, laßt uns Gott um Beistand dazu bitten und es uns einander vor seinem Angesichte versprechen! — O, dann können wir einst auch so ruhig sterben, als unser guter Vater. Dann kann er einst uns im Himmel erwarten."

Sie thaten es und gaben einander die Hände mit der Versicherung, niemals Gott und die Tugend zu verlassen. Sie hielten ihr Wort, und des Vaters Segen ruhte auf ihnen.

Sophiens Besserung.

Sophie war die einzige Tochter reicher Eltern. Sie hatte den großen Fehler an sich, daß sie Keinem gern etwas zu Gefallen that. Und doch bildete sie sich ein, daß alle andere Leute schuldig wären, ihr zu dienen. Ihre Eltern waren sehr betrübt darüber, denn sie dachten: Unsere Sophie wird nicht gut, und also auch nicht glücklich werden. Wenn man nicht gefällig und freundlich ist, so kann man sich mit dem größten Reichthum nicht alle Hilfe von Menschen verschaffen und freuet sich nie über gefällige Menschen, denn man denkt, man habe sie ja bezahlt.

Sie reiseten einmal allein über Land. Da sie wegfahren wollten, sagte der Vater zu den Bedienten und Mägden: So wie Sophie sich gegen Euch betragen wird, also benehmt Euch wieder gegen sie.

Nicht lange nachher sagte ein Bediente: Liebes Sophiechen, leihen Sie mir doch Ihre Scheere! ich will nur diesen Bogen Papier damit beschneiden. Geht! antwortete Sophie, ich bin nicht schuldig, Euch meine Scheere zu leihen. Der Bediente ging und merkte sich das.

Bald darauf wollte ein anderer den Tisch aus der Stube tragen und sagte: Liebes Sophiechen, wollen sie wol so gütig sein, mir die Thüre aufzumachen? Thut es selbst! antwortete Sophie, ich kann darum nicht aufstehen. Der Bediente that es, behielt aber auch ihre Rede.

Eine Weile darauf sagte die Köchin: Liebes Sophiechen, schenken Sie mir doch einen Bogen Papier, ich brauche ihn, um Kuchen darauf zu backen. Mein Papier, antwortete Sophie, brauche ich selbst; geht zum Krämer und kauft Euch etwas! die Köchin ging, aber sie vergaß ihre Worte nicht.

Nun war es Mittag. Sophie wollte essen und klingelte, daß man den Tisch decken sollte. Es kam keiner. Sie klingelte von neuem; wieder umsonst. Endlich ging sie unwillig hinaus und sagte zu dem Bedienten, der ihr begegnete: Warum hört Ihr denn nicht? Ihr sollt den Tisch decken! Johann sah sie von der Seite an und antwortete: Ich bin nicht schuldig, für Sie zu decken, und ging davon. Sie wandte sich darauf zu dem andern Bedienten und wie-

erholte ihren Befehl; aber Andreas antwortete: Decken Sie selbst; ich kann deswegen nicht in die Stube gehen. Voll Verdruß über die unerwartete Begegnung, holte sie das Tischgeräth und deckte den Tisch. Aber nun war noch kein Essen da. Sie rief der Köchin zu, welche eben über den Hof ging, die Speisen aufzutragen. Aber die Köchin antwortete: Gehen Sie zum Krämer und kaufen sich Essen. Wollte Sophie nun nicht hungern, so mußte sie sich schon entschließen, sich etwas Brod und Butter zu kaufen. Aber die Hausthür war verschlossen. Sie befahl den Bedienten, sie zu öffnen; aber die Bedienten sagten, sie wären es nicht schuldig, und ließen sie stehen.

Es war ein schöner Nachmittag, und alle Leute aus dem Hause waren in den Garten gegangen. Sie wollte ihnen nachfolgen; allein die Gartenthür war verschlossen, und auf ihr Verlangen, hineingelassen zu werden, wurde ihr geantwortet, sie möchte die Thür selbst aufmachen! Weinend ging sie wieder zurück in ihr Zimmer und wußte nun vor Hunger und langer Weile nicht zu bleiben.

Erst eine Stunde nachher trat Johann zu ihr ins Zimmer und bat, ihm ein wenig ihren Bleistift zu leihen. Sophie holte einen tiefen Seufzer und gab ihm, was er verlangte! Liebes Sophiechen, sagte darauf Johann, indem er sie liebreich ansah, kann ich Ihnen wieder worin dienen? Ach! antwortete sie, und die Thränen traten ihr dabei in die Augen, mich hungert so sehr! Sein Sie ruhig, sagte Johann; ein Dienst ist des andern werth; und so lief er hin und erzählte den übrigen Hausleuten, daß Sophie zur Einsicht gekommen wäre. Den Augenblick waren alle bereit, ihr wieder zu dienen; die Köchin machte geschwind einige Speisen warm, und die Bedienten trugen sie ihr auf.

Da fühlte Sophie, wie thöricht sie vorher gehandelt hätte, und wie nöthig es wäre, selbst gefällig zu sein, wenn man Gefälligkeiten von Andern erwarten wollte.

Sophie wurde freundlich und gefällig; und die Eltern und alle andere Leute freuten sich über die Veränderung. Sie wurde aber auch ihres Lebens mehr froh; denn die Freundlichkeit Andrer läßt sich nicht mit Gelde erkaufen, sondern nur durch eigne Güte gewinnen.

Sophiens Besserung.

Sophie war die einzige Tochter reicher Eltern. Sie hatte den großen Fehler an sich, daß sie Keinem gern etwas zu Gefallen that. Und doch bildete sie sich ein, daß alle andere Leute schuldig wären, ihr zu dienen. Ihre Eltern waren sehr betrübt darüber, denn sie dachten: Unsere Sophie wird nicht gut, und also auch nicht glücklich werden. Wenn man nicht gefällig und freundlich ist, so kann man sich mit dem größten Reichthum nicht alle Hilfe von Menschen verschaffen und freuet sich nie über gefällige Menschen, denn man denkt, man habe sie ja bezahlt.

Sie reiseten einmal allein über Land. Da sie wegfahren wollten, sagte der Vater zu den Bedienten und Mägden: So wie Sophie sich gegen Euch betragen wird, also benehmt Euch wieder gegen sie.

Nicht lange nachher sagte ein Bediente: Liebes Sophiechen, leihen Sie mir doch Ihre Scheere! ich will nur diesen Bogen Papier damit beschneiden. Geht! antwortete Sophie, ich bin nicht schuldig, Euch meine Scheere zu leihen. Der Bediente ging und merkte sich das.

Bald darauf wollte ein anderer den Tisch aus der Stube tragen und sagte: Liebes Sophiechen, wollen sie wol so gütig sein, mir die Thüre aufzumachen? Thut es selbst! antwortete Sophie, ich kann darum nicht aufstehen. Der Bediente that es, behielt aber auch ihre Rede.

Eine Weile darauf sagte die Köchin: Liebes Sophiechen, schenken Sie mir doch einen Bogen Papier, ich brauche ihn, um Kuchen darauf zu backen. Mein Papier, antwortete Sophie, brauche ich selbst; geht zum Krämer und kauft Euch etwas! die Köchin ging, aber sie vergaß ihre Worte nicht.

Nun war es Mittag. Sophie wollte essen und klingelte, daß man den Tisch decken sollte. Es kam keiner. Sie klingelte von neuem; wieder umsonst. Endlich ging sie unwillig hinaus und sagte zu dem Bedienten, der ihr begegnete; Warum hört Ihr denn nicht? Ihr sollt den Tisch decken! Johann sah sie von der Seite an und antwortete: Ich bin nicht schuldig, für Sie zu decken, und ging davon. Sie wandte sich darauf zu dem andern Bedienten und wie-

n Küchenjunge und verdiene so viel, als er König." Wie viel verdient der König? fragte udwig. „So viel, als er braucht," gab Stephan r Antwort — „und ich verdiene eben so viel." Das enügsame Herz und die freimüthige Antwort Stephan's efielen dem Könige sehr, und er machte ihn zum Kammerdiener.

Der ehrliche Knabe.

Als Ernst August, Herzog von Braunschweig und Bischof zu Osnabrück, einst in Venedig war, sprach ihn in armer Knabe um ein Almosen an. Der Herzog sagte u ihm, er habe kein klein Geld. Der Knabe erbot sich, ort zu gehen und ihm wechseln zu lassen. Dem Herzoge däuchte dies lächerlich. Um des Knaben los zu werden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn behalten würde. Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die für den Dukaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog, gerührt und voll Verwunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld; sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen und beförderte ihn mit der Zeit zu einer Ehrenstelle.

Das ehrliche Mädchen.

Ein Mädchen war einmal von ihrer Mutter in die Stadt geschickt worden, ein paar Dutzend Eier zu verkaufen. Sie wickelte das dafür gelösete Geld, ungefähr zwölf Stüber, in ihr Schnupftüchelchen. Als sie bald an ihrem Dörfchen war, wollte sie das Geld noch einmal überzählen: und siehe, das Schnupftüchelchen mit dem Gelde war fort! Man kann leicht denken, wie ihr zu Muthe ward. Sie konnte nach dem Verluste nichts anders von ihrer Mutter, als die schärfste Züchtigung für ihre Unachtsamkeit erwarten und getrauete sich kaum, nach Hause zu gehen. Sie beschloß also, den Weg wieder zurück zu machen, in Hoffnung, es wieder zu bekommen.

Ihre Bemühung war lange vergebens. Endlich ka ein Herr geritten, der sie weinen sah und nach der U sache fragte. Sie erzählte sie ihm sehr rührend. Er ri ihr zu: Sei ruhig, mein Kind, ich hab' es unweit de Stadt gefunden! — Das Mädchen hüpfte vor Freuden aber wie ward ihr zu Muthe, als er ein schönes, seidene Schnupftuch heraus zog und sagte: Da mein Kind, hi ist es! — Nein, mein Herr! antwortete sie, wie käme i zu einem so prächtigen Tuche? Das meine war ein klei nes, weißes Tüchelchen, kaum drei Stüber werth. Ach wäre kein Geld darin gewesen, so wollte ich mich ga nicht darüber grämen: aber es war auf ein Paar Tag für mich und meine Mutter für Brod darin. — Nun so ists dieses gewiß, versetzte er; denn es war ein Stück Geld darin. Hier zog er einen Dukaten heraus. — Sieh, ich habe den Knoten aufgebunden; dies stack darinnen, ich will es wieder hineinschlagen: es kann niemanden, als Dir gehören. Da! — Das Mädchen betheuerte ihre vorige Rede noch mehr und fing an zu weinen, da er ihr nicht glauben wollte.

Endlich, da sie sich durchaus weigerte, es für das ihrige zu erkennen, sagte er: Nun, wenn es nicht Dein ist, so verdienst Du doch, es zu haben. — Hier ist das Deinige, weil es Dir zugehört. — Er zog hier das Ihrige hervor, das er gefunden hatte, und warf es ihr zu — dies aber verdienst Du Deiner Ehrlichkeit wegen. Hättest Du gesagt, es wäre Dein Verlornes, so hättest Du vielleicht weder das eine, noch das andere bekommen, weil Du gelogen hättest. Bleib' Dein ganzes Leben so ehrlich, denn Ehrlichkeit kommt nie zu kurz und wird immer am Ende belohnt. — Man kann sich vorstellen, wie froh das gute Kind war, da sie nun nebst ihrem eigenen auch noch das seidene Schnupftuch mit dem Dukaten von dem edelmüthigen Reiter bekommen hatte. Sie kam mehr nach Hause geflogen, als gegangen, und die Mutter drückte sie an ihr Herz, daß sie sich durch die Hoffnung eines reichen Gewinnstes nicht hatte verleiten lassen, die Wahrheit zu verläugnen.

Die Belohnung der kindlichen Liebe.

Ein berühmter Feldherr war in seiner Jugend Page an dem Hofe Friedrichs des Einzigen. Außer den Nachtwachen, die er im Vorzimmer des Königs für sich selbst thun mußte, that er noch manche für andere Pagen, und das Geld, welches er von ihnen dafür bekam, schickte er seiner armen Mutter.

Einst, da der König nicht schlafen konnte und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er nach dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedene Male; aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf, geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob hier kein Page ist. — Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzend, und einen Brief, bei dem er eingeschlafen war, vor ihm liegen. Der König nimmt den Brief und lieset darin den vortrefflichen Anfang:

„Meine beste, geliebteste Mutter!

„Jetzt ist es nun die dritte Nacht, daß ich für Geld die „Wache habe. Beinahe kann ich's nicht mehr aushalten. „Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Reichs„thaler für Sie gespart und verdient habe, und diese schicke „ich Ihnen hiebei.“ —

Der König gerührt durch das gute Herz dieses edeldenkenden Jünglings, ließ ihn schlafen, legte ihm seinen Brief wieder hin, holte zwei Rollen Dukaten, steckte ihm in jede Tasche eine und legte sich wieder zu Bette.

Wie erschrack der Page bei seinem Aufwachen, als er aus dem Gelde, welches er in seiner Tasche fand, merkte, der König habe ihn schlafend gefunden! So bald er ihn am Morgen sah, bat er ihn demüthigst, ihm sein Schlafen zu verzeihen und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der große König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit, ernannte ihn gleich nachher zum Officier und schenkte ihm noch eine Summe, um sich dafür Alles, was er zu seiner neuen Stelle brauchte, anzuschaffen.

* * *

Wenn ein König hier schon die Tugend so reichlich belohnten; wie sehr wird nicht der König aller Könige auch

— die hier nie bekannt gewordene, verborgne Tugen einst zu belohnen wissen!

Bruderliebe.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns, mit Name Dorwei zu London, in England, war in seine Jugend sehr liderlich und seinem Vater sehr ungehorsa gewesen, weswegen dieser ihn auch in seinem Testament enterbte. Nach dem Tode seines Vaters ging er in si und fing ein besseres Leben an. Er murrte nicht, daß i sein Vater von der Erbschaft ausgeschlossen hatte, sonde sprach mit Ehrfurcht von ihm und äußerte: Er ha recht gethan; ich habe es verdient.

Sein einziger, jüngerer Bruder erfährt seine Reue und Besserung und seinen Aufenthalt zu Edinburg, in Schottland. Voll Freude schreibt er ihm auf das zärtlichste, er mögte in aller Eile zu ihm nach London kommen, und übermacht ihm das Reisegeld. Der ältere Bruder erscheint. Sogleich umarmt ihn der jüngere auf das zärtlichste, und erklärt unter Freudenthränen: „Mein Bruder! Durch das Testament, was du hier siehest, hat mich unser Vater zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt. Allein er hat gewiß nur den ungerathenen Sohn, der Du damals warst, enterben wollen, und nicht den gebesserten Menschen, der Du jetzt bist. Hier gebe ich Dir also den Theil, der Dir gebührt.“

Gute Kinder sind der Schmuck ihrer Eltern.

Cornelia, die Tochter des großen Scipio und Gemahlin des Consuls Sempronius, zweier berühmter Römer vor Christi Geburt, war einmal in Gesellschaft Römischer Damen, welche mit Edelsteinen, goldnem Schmuck und Putz ein großes Gepränge machten. Man bat die Cornelia, doch auch von den ihrigen etwas zu zeigen; und die Römerin ließ sogleich ihre Kinder kommen, welche sie in allen Tugenden zum Ruhme des Vaterlandes sorgfältigst erzogen hatte.

Sie zeigte sie ihnen mit den Worten: „Da sehet ihr meinen Putz, meine Pracht, meine Kleinodien und besten Kostbarkeiten!“ — Gewiß, gute Kinder sind der Stolz ihrer Eltern! Im Herbste ihres Lebens blühen dann den glücklichen Eltern die schönsten Blumen, — wohlgerathene, allgemein geschätzte Kinder; aber böse Kinder sind die Schande und das Verderben der Eltern.

Das Vogelnest.

In einem dichten Busche hatte
Ein Vögelchen sein Nest gebaut,
Und froh sang ihm sein lieber Gatte
Manch Liedchen, eh' der Tag noch graut.

Bald waren Junge in dem Neste.
Nun trug es ohne Rast und Ruh,
Aus allen Gegenden das Beste
Zu ihrer Nahrung liebreich zu.

Nichts glich der Freude und dem Glücke,
Das unser Vögelchen empfand,
Wenn es zu seinem Nest zurücke
Kam und die junge Brut noch fand.

Doch bald entriß ein böser Junge
Ihm unbarmherzig Ruh' und Lust!
Er kam und nahm in vollem Sprunge
Das Nestchen, so er längst gewußt.

„O Räuber, schrie es, meiner Kleinen!
Gib, gib mir die geliebte Brut!
Kannst Du so hart, so grausam meinen,
Daß mir dein Raub nicht wehe thut?

Taub bei des armen Vogels Klagen,
Nahm er das Nest und sprang davon.
Doch kaum hatt' er es weggetragen,
So starb die arme Brut auch schon!

O, liebes Kind! bei Andrer Schmerzen
Fühlt edles Blut Barmherzigkeit.
Stets glüh' in Deinem weichen Herzen
Heiß das Gefühl der Menschlichkeit.

Die zwei Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Baue eines Hauses Steine zutragen; unter dem Haufen befand sich ein außerordentlich großer, welcher dessen ungeachtet auch fortgeschafft werden mußte. Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so schob er ihn immer zurück und trug erst die kleinern weg. Nun beunruhigte ihn bei der ganzen Arbeit beständig der Gedanke, daß er den großen, schweren Stein noch wegschaffen müßte. Endlich that er dies mit vielem Verdruß.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen! Er suchte zuerst den allergrößten aus; und weil er einmal wußte, daß es nicht anders sein konnte, so trug er ihn vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer ward: denn er freuete sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinen Steine kommen würde. Nun ging ihm alles gut von statten, weil er das Schwerste überwunden hatte. —

Welchem Arbeiter wollet Ihr nun gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt versparte? Oder dem, der mit dem Schwersten anfing? —

Mittel, um mit seiner Arbeit fertig zu werden.

Man fragte einen Mann, der in seinem Amte weit mehr that, als sein Vorgänger, wie er dieses mache. Er antwortete: „Weil ich das niemals auf morgen verschiebe, was ich heute thun kann."

Der thörichte Handwerksmann.

Ein Handwerksmann wollte gern Meister werden;

es fehlte ihm aber an Baarschaft zu seiner ersten Einrichtung. Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Reichsthaler, daß er dafür Meister werden und sich das Nöthige anschaffen sollte. Wer war nun froher, als der Handwerksmann! Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet und rechnete schon aus, wie viel er wol in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könnte.

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause und dachte: Du mußt Dir doch von Deinem Gelde auch etwas zu gute thun! — Unterweges wollte zwar sein Gewissen aufwachen und ihm sagen, es wäre noch nicht die Zeit, wo er sich etwas zu gute thun dürfte, sondern er müßte erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit zurückzahlte, und er dürfte also für jetzt noch keinen Heller ohne die höchste Noth davon ausgeben. — Allein, dachte er, wenn ich nun einen halben Reichsthaler daran verwende, mich einmal zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Reichsthaler übrig. Das ist doch noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen."

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! — Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben. Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, das er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Reichsthaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch — wie er sagte — nun gerade noch neun und neunzig Reichsthaler übrig behielte. Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Reichsthaler nach dem andern angriff und ihn eben so, wie den ersten durchbrachte. — Denn — dachte er — es ist ja nur Ein Reichsthaler! ich werde doch noch genug übrig behalten. — So dachte er aber immer und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Reichsthalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete. Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen

Theile derselben viel zu gering schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er nun in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust mehr zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht recht froh werden, so bald er bedachte, daß sein Geld von Tag zu Tage immer mehr auf die Neige ginge, und daß er niemals seinen Zweck erreichen könnte; weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmal hundert Reichsthaler vorschießen würde, die er nun so liderlich verschwendet hatte. Als nun sein Geld aufgezehret war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten vergangen. Er war des Lebens überdrüssig, weil er nichts als eine erschreckliche Zukunft vor sich sah. Mitten in seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber und ward ihr Mitglied. Er starb durch die Hände des Scharfrichters. — O hätte doch dieser Elende das erste Mal der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben und wäre nicht in das Wirthshaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lockte! Er könnte jetzt in seiner Werkstatt ruhig sitzen und im Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben.

Sparsamkeit ist nicht Geiz.

Zwei Leute aus einem Dorfe, das mit der völligen Aernte durch den Blitz eingeäschert war, wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, eine Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie eines Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, wie er dem Knechte es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen und nicht ins Trockne gebracht hatte. O weh, der Mann ist genau! — sprach einer zum andern — hier wird es nicht viel geben!

Nun ward der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen gleich ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab und noch versprach, eben so viel

an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter während des Frühstücks, das sie mit ihm einnehmen mußten, zu gestehen, daß seine Mildthätigkeit ihnen unerwartet wäre, da sie ihn wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten.

„Liebe Freunde! — war seine Antwort — eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig sein zu können."

Ueberwundene Reize zum Diebstahl.

Auf einem Schlosse im jetzigen Königreich Hannover reinigte ein Kaminfegerjunge aus Hamburg früh Morgens einen Schornstein, der durch ein Kamin auf das Wohnzimmer der Edelfrau führte. Es fiel ihm ein, weiter hinunter zu steigen, um das Zimmer zu besehen. Da er merkte, daß niemand darin war, so stieg er wirklich hinab. Als er nun in dem Zimmer allein zu sein glaubte, besah er genau alle Kostbarkeiten und Verzierungen. Er trat an den Nachttisch, über welchem eine goldene mit Diamanten besetzte Repetiruhr hing. Mit bebender Hand nahm er sie herunter, betrachtete sie neugierig, — und kam in Versuchung, sie zu stehlen. „Nimm sie nur mit, dachte er, die Dame, der sie gehört, ist ohnehin reich genug; was liegt ihr daran, ob sie die Uhr hat oder nicht? — Du bist ein armer Junge und mußt Dich kümmerlich behelfen; wenn Du diese Uhr verkaufst, kannst du viel Geld dafür bekommen und ein glücklicher Kerl werden."

Aber, sagte er halblaut, ich würde doch ein Dieb, und im Katechismus steht: Du sollst nicht stehlen; denn die Diebe kommen nicht in den Himmel.

Wieder ward sein Wunsch stärker: Du möchtest doch die Uhr haben; dann würdest Du ein reicher Mensch. — Wer weiß, daß Du sie genommen hast! Du machst Dich gleich durch den Schornstein fort und zur Stadt hinaus.

Wankend, wie das noch unverführte Herz oft zwischen Tugend und Laster steht und noch nicht entschlossen ist,

was es wählen soll, stand der Knabe da, — gereizt zu Diebstahl durch den Gewinn, den er durch die Uhr zu langen hoffte, und zurückgehalten von demselben durch das Andenken an seinen Katechismus und an die Ermahnungen, die er vor Kurzem bei Ablegung seines Glaubensbekenntnisses von dem Pfarrer erhalten hatte.

Von neuem reizte ihn der Gedanke: — Ei, erfährt doch keiner, daß du die Uhr genommen hast! — Aber sprach er bei sich selbst, Gott weiß es doch, daß Du ein Dieb bist; und mein Gewissen würde mich in meinem ganzen Leben nicht ruhig bleiben lassen! Nein! ich mag die Uhr nicht haben! — Er hängte sie wieder [illegible], stieg das Kamin und ging von seiner Arbeit nach Hause, der Meinung, daß niemand ihn im Zimmer bemerkt habe.

Aber gehört und gesehen hatte ihn eine Dame, die neben dem Zimmer noch im Bette gelegen, und deren Schlafkammerthür etwas offen gewesen war. Sie ließ noch an eben dem Tage den ehrlichen Jungen zu sich rufen, rühmte seine Ehrlichkeit und ermahnte ihn freundlich, fernerhin gottesfürchtig und ehrlich zu sein.

Auch an die Nachkommen muß man denken.

Ein Landmann rottete von einem wüst liegenden, nur mit Haide und kleinem Gesträuche bewachsenen Platze das Gesträuch aus und bepflanzte ihn mit jungen Eichen und Buchen. — Sein Nachbar tadelte ihn deswegen und sprach: „Ihr hättet ja von dem Gesträuche noch mehr Nutzen, als von diesen jungen Bäumen, wovon Ihr ja in Eurer ganzen Lebenszeit keinen Vortheil zu hoffen habt.“

Muß man denn — antwortete der Landmann — nur immer auf den gegenwärtigen Nutzen sehen und nicht auch auf die Nachkommen denken! — Wie sehr wird für sie mein Gut verbessert sein, wenn es über 25, 50 oder 100 Jahre anstatt dieses elenden Gesträuchs mit einem holzreichen Walde pranget.

Der König und der Bauer.

Ein gewisser König ritt einmal vor einem Acker vorbei,

auf dem ein schon etwas bejahrter Bauersmann pflügte. „So fleißig?“ rief der leutselige Monarch dem Bauer zu: „gehört der Acker, auf dem Du hier so emsig arbeitest, Dir?“ — Nein, Herr, antwortete der Ackersmann, welcher den König nicht kannte, ich pflüge ihn für Lohn. — „Und wie viel bekommst Du denn für Deine Arbeit?“ — fragte er weiter. — Acht Groschen, antwortete der Bauer. — „Aber wozu, wenn ich fragen darf, wendest Du denn die acht Groschen an?“ — Wozu ich sie anwende? das will ich dem Herrn gleich sagen: Zwei Groschen sind für mich und mein Weib zur Nahrung; mit zweien zahle ich Schulden; zwei lege ich auf Zinsen und zwei verschenke ich.

Der König fand die Antwort des Bauern räthselhaft und forderte von ihm eine Erklärung. Der Bauer gab sie ihm folgendermaßen: Was die zwei ersten Groschen zu meiner Nahrung betrifft, das versteht sich von selbst. Mit den zwei andern, mit denen ich Schulden bezahle, hat es diese Bewandniß: Ich habe zu Hause noch Eltern, die ihres hohen Alters wegen nichts mehr verdienen können. Weil sie mich nun in meiner Jugend ernährt und erzogen haben, so bin ich ja schuldig, sie nun auch zu ernähren; und die Schuld trage ich täglich mit zwei Groschen ab. Das dritte Paar Groschen, von denen ich sagte, daß ich sie auf Zinsen lege, wende ich auf die Erziehung meiner zwei Kinder, in Hoffnung, daß sie mich, wenn ich nicht mehr arbeiten kann, auch ernähren werden. Mit den letzten zwei Groschen aber, die ich verschenke, ernähre ich aus brüderlicher Liebe meine beiden armen und kränklichen Schwestern.

Der König war sehr vergnügt über den braven, edeln Bauer, der mit aller Anspruchslosigkeit und heitern Laune von der Verwendung seines Lohns gesprochen hatte und bezeigte ihm seine herzliche Zufriedenheit. Nach einigen Tagen wurde dem Bauer bekannt gemacht, daß ihm der König durch ein kleines Jahrgeld beistehen wolle, seine sonderbaren Schulden zu verringern und sein Kapital für Zeit und Ewigkeit zu vermehren. Da erst erfuhr der gute Mann, wer mit ihm geredet hatte.

Der zurechtgewiesene Tadler.

Sohn! mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes mächtig Wort,
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Ganz vollkommen. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür
Und kunstrichtet Gott in ihr.



So ein Thor war jener Mann,
Den ich Dir nicht nennen kann.
Der, als er am schwachen Ranken,
Einen Kürbis hangen sah,
Groß und schwer, wie Deiner da,
Den Du selbst gezogen hast,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: Nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen;
Manchen Kürbis, gelb und weiß,
Reih' bei Reih' in gleichem Raume,
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch, am starken Eichenbaume!

Also denkend geht er fort
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche, lagert sich
Längelang in ihren Schatten
Und schläft ein. . . .
Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber, als er schläft, entsteht

In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gelispel. Starke Weste
Schütteln ihre vollen Aeste,
Und es stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen
Reifer Eicheln von dem Gipfel!
Viele liegen auf dem Grase;
Aber eine fällt gerade
Dem Kunstrichter auf die Nase.

Plötzlich springt er auf und sieht,
Daß sie blutet. Dieser Schade
Geht noch an, denkt er und flieht
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbis tragen sollte.

Traf ein Kürbis mein Gesicht,
Sprach er, nein, so lebt ich nicht.
O wie dumm hab' ich gedacht,
Gott hat alles wohl gemacht.

Der bestrafte Geizhals.

Ein Geizhals hatt' einst einen Affen. . . .
Ein Geizhals sein, und sich den anzuschaffen?
Kaum glaub ich das: — doch ja!
Gesellschaft kostet Geld, und Menschen können stehlen:
So war zum Zeitvertreib dafür der Affe da.
Vor diesem durft' er nichts verhehlen,
Er mochte wuchern oder zählen.
Der schwatzte nichts, und kurz, er war nach seinem Sinn . . .
Beim Ausgehn ließ er einst das Schreibpult offen stehn;
Wo ihn der Affe hatt' im Golde wühlen sehn.

Petz, der den Haufen Geld erblickte,
Und den die Langeweile drückte,
Sann sich, zum Zeitvertreib, ein kleines Spielwerk aus:

Er holt' ein Goldstück nach dem andern,
Und ließ zum Fenster frisch hinaus.
Die Louisd'or und die Dukaten wandern.
Das war ein Lärmen um das Haus!
Wer laufen konnte, lief; und bald ward vom Gedränge,
So breit die Straße war, der Platz doch viel zu enge.
Rips! Raps! „Herr Petz, mir auch ein Stück!"
Man haschte, sprang und fiel, und wem zum guten Glück,
Eins in die Hände flog, dem kam es hoch zu stehen.
Ei, welche Lust, dies Schauspiel anzusehen!

Indessen kam Herr Harpagon zurück. —
Hilf Himmel! Wer? Wie? Wo? Was gibts für Unglück hier?
O weh! — mein Geld! — komm ich hinauf zu Dir,
Du Dieb! so soll Dein Blut . . .
Hier schwieg er: denn ihm schloß die Lippen seine Wuth.

Herr, sprach ein alter Mann, Herr mäßigt Eure Hitze!
Das Geld ist Euch, wie Ihm, und Ihm, wie Euch nichts nütze.
Der Affe wirft es weg; und Ihr? Ihr sperrt es ein.
Wer mag von Euch der Klügste sein?

Das Glück und die Sicherheit des Mittelstandes.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an die Wälder zu beschauen
Und hatte Lust sich anzubauen.
Ein edler Trieb: denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Geldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König!
Dergleichen Nester giebt es wenig.
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerschlag verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war;
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert,
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut in niedriges Gesträuche;
So scheu macht ihn der Fall der Eiche!
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mal davon zu ziehn.

Da baut er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht zu nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst Du vom Himmel es erbitten,
So sei Dein eigner Herr und Knecht:
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Der Lügner.

Ein böser Schalk stellt sich oft lahm
Und rief, er hätt' ein Bein zerbrochen;
Doch wenn ihm der zu Hülfe kam,
Den er um Beistand angesprochen,
So war der Dank alsdann: er wies
Die Zähne dem, der sich betrügen ließ.

Dies Spiel hatt' er schon oft getrieben,
Bis er sein Bein einst wirklich brach
Und jammernd auf der Gasse lag.

Da weint er: Helft mir doch ihr Lieben!
Ich schwör's bei jenem Sonnenlicht,
Ich spaße, glaubt mir, diesmal nicht. —
Wo ist das Mitleid denn geblieben?
So helft mir doch, mir armen Mann,
Und laßt mich nicht so lange liegen!
Doch jeder Nachbar schreit, so laut er kann,
Such' einen Andern zu betrügen!

* * *

So kommt der Lügner öfters an:
Auch selbst alsdann glaubt man ihm nicht,
Wenn er einmal die Wahrheit spricht.

Der gute Jüngling.

Ein alter, schwacher Mann,
Der schon sechs Dutzend Jahre zählte,
Grub einstens, weil ihm Wasser fehlte,
Und stöhnte, wenn er grub, und traf kein Wasser an.

Ein Jüngling kam von ungefähr
Und sah den Alten zitternd stehen,
Und traurig in die Grube sehen.
Gib, sprach er, guter Greis, mir diese Schaufel her,
Und leg' Dich dort zur Ruh! Ich will bald Wasser haben.
Ich bin noch jung und kann wol besser graben.

Der Alte gab sie ihm und sah ihn dankbar an
Und sprach: O, daß ich Dir's nicht lohnen kann!
Der Jüngling grub und traf bald Wasser an,
Und fand zugleich dort einen Schatz vergraben.
Sieh, guter Alter! sieh, was ich gefunden habe,
Indem ich dort nach Wasser grabe;
Da, nimm es hin, es ist mir lieb, daß ichs gefunden habe. — —
„Nein, dies verdient der Trieb, dem Schwachen beizustehen,
Der Dir im schönen Herzen wohnet,
Ich freue mich, daß ichs gesehen,
Wie Gott Dein gutes Herz belohnet!“

Andenken an Gott.

Der berühmte Reichskanzler von Schweden, Graf Oxenstierna, ein sehr kluger, erfahrner und gelehrter Mann, legte seine Bedienung nieder und lebte ganz einsam.

In seiner Einsamkeit besuchte ihn der englische Gesandte Whitlok, zu dem er beim Abschiednehmen sagte: „Ich habe viel in der Welt erfahren und manche vergnügte Stunde darin gehabt. Aber die Kunst zu leben habe ich nicht eher verstanden, als jetzt. Ich danke meinem Gott, daß er mir Zeit gönnet, ihn und mich selbst kennen zu lernen. Mein einziges Vergnügen, was mir werther ist, als Alles in der Welt, ist, daß ich die Liebe Gottes betrachte und mit einem gerührten Herzen erkenne, und daß ich in diesem herrlichen Buche lese. (Bei diesen Worten legte er die Hand auf die Bibel.)

Sie mein Herr, fuhr er fort, sind jetzt in der besten Blüthe Ihrer Jahre, stehen in großer Gunst bei Königen und Fürsten, werden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht und verrichten diese mit völliger Gesundheit und Munterkeit. Aber alles dies verläßt Sie einmal. Alsdann werden Sie meine Worte ganz verstehen und wahr finden; alsdann werden Sie erkennen, daß mehr Weisheit, Wahrheit, Trost und Vergnügen bei einem einsamen Leben sei, worin man seine Gedanken aus den Zerstreuungen der Welt sammelt, an Gott denket, zu ihm betet und die Bibel lieset, als an allen Höfen und bei allen Gunstbezeigungen der Großen."

Ehrerbietung gegen den heiligen Namen Gottes.

Von dem berühmten Naturkundigen Robert Boyle, der schon in seiner Jugend sehr ernst, bedachtsam, und ein vortrefflicher, frommer Jüngling war, erzählt der fromme Bischof Burnet unter andern Folgendes:

„Er hatte die tiefste Ehrfurcht gegen Gott, den Gott des Himmels und der Erde, dergleichen ich an keinem andern Menschen wahrgenommen habe. Er gedachte niemals des Namens Gottes, ohne in seiner Rede unter sicht-

barer Erhebung seines Herzens inne zu halten. Hierin war er so beständig, und seine Ehrfurcht vor Gott so anhaltend, daß einer seiner Freunde, der über zwanzig Jahre mit ihm umgegangen war, versicherte, daß er sich nicht entsinnen könnte, dies ehrfurchtsvolle Bezeigen vermißt zu haben."

Bei seinem ehrerbietigen Betragen gegen Gott bemühte er sich auch, in seinen Gesprächen und durch seine Thaten bei Andern die Ehrfurcht gegen das große majestätische Wesen zu befördern und ihnen von der Größe, Allmacht, Weisheit und Güte Gottes richtige Kenntnisse beizubringen. Darum ließ er auf seine Kosten Bibeln und andre vortreffliche Bücher drucken und sie unter arme unwissende Leute austheilen. Er that dies nicht allein in England und Irland; sondern schickte sie auch nach Arabien, Ostindien und Amerika, um sie dort an Türken und Heiden zu verschenken.

Wahrheitsliebe.

Herbert von Cherbury hat die Geschichte seiner Jugendjahre mit liebenswürdiger Offenherzigkeit aufgezeichnet. Freimüthig beschreibt er darin die Fehler und Tugenden seiner Kindheit und erzählt unter andern Folgendes:

„Ich erinnere mich, daß ich wegen mancherlei Unarten bestraft worden bin; aber nie wegen einer Lüge. Ich hatte von Natur Abscheu vor aller Falschheit und ich bekannte es frei, wenn ich gefragt wurde, ob ich dies oder jenes, worüber man mich in Verdacht hatte, wirklich begangen hätte. Lieber wollte ich für meine jugendlichen Vergehungen Strafe leiden, als meine Seele mit einer einzigen Lüge beflekken. Und ich kann es mit Wahrheit behaupten, daß ich von meiner ersten Kindheit an bis auf diese Stunde, nie mit Vorsatz eine Unwahrheit geredet habe."

Duldung.

Die Araber, ein von Abraham durch seinen Sohn Ismael abstammendes Volk, haben in ihrem Koran

folgende, obschon ungewisse, dennoch lehrreiche Erzählung von Abraham.

„Es begab sich, daß Abraham saß in der Thür seiner Hütte, da die Sonne untergehen wollte. Und siehe, ein alter Mann kam aus der Wüste und lehnte sich auf seinen Stab. Und Abraham stand auf, ging ihm entgegen und sagte ihm: Kehre bei mir ein, ich bitte Dich, und wasche Deine Füße und bleibe hier die ganze Nacht, und des Morgens früh magst Du aufstehen und Deinen Weg gehen. Und der Mann sagte: Nein, ich will unter diesem Baume bleiben. Abraham aber nöthigte ihn sehr. Er kehrte bei ihm ein, und sie gingen in die Hütte. Und Abraham ließ ungesäuertes Brod backen, und sie aßen. Und als Abraham sahe, daß der Mensch Gott nicht dankte, sagte er zu ihm: Warum verehrst Du nicht den höchsten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde?

Der Mann antwortete und sagte: Ich verehre Deinen Gott nicht und rufe auch seinen Namen nicht an; denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der allezeit in meinem Hause bleibt und mich mit allen Dingen versorget. Und Abrahams Eifer entbrannte wider den Mann. Er stand auf und fiel ihn an und trieb ihn wieder in die Wüste hinaus. Da rief Gott dem Abraham und sagte: Wo ist der Fremdling? — Abraham antwortete und sprach: O Herr! er wollte Dir nicht dienen und Deinen Namen nicht anrufen; darum habe ich ihn von meinem Angesicht in die Wüste gestoßen.

Und Gott sprach: Habe ich mit ihm diese 189 Jahr Geduld gehabt und ihn ungeachtet seiner Empörung wider mich genähret und gekleidet; konntest Du denn nicht, der Du selbst ein Sünder bist, Eine Nacht mit ihm Geduld haben! — Und Abraham folgte der göttlichen Stimme, rief den Alten zurück und führte ihn in sein Haus und begegnete ihm so freundlich und leutselig, daß er ihn dadurch bewog, den Glauben an den wahren Gott anzunehmen.“

Kurzsichtigkeit der Menschen in Beurtheilung der Wege der göttlichen Vorsehung.

Eine mündlich fortgepflanzte Erzählung.

Als Moses einst vor Gott auf einen Berg hintrat
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm der Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesem Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis, gebückt an seinem Stabe, schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht;
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst Du inne werden,
Wie in der Welt sich Alles billig fügt.
Denn wiß', es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Der größte Thor.

Ein leichtsinniger Fürst hatte unter seinen Räthen einen, mit dem er sehr vertraut umging, und von dem er sich Manches sagen ließ, das ein anderer nicht zu sagen wagen durfte. Einst sprach er zu ihm, er möchte gern wissen, wer der größte Thor wäre, und gab ihm darauf einen Stock, mit dem Befehle, ihn demjenigen zu geben, den er dafür hielte. — Der Rath nahm den Stock und behielt ihn lange, ohne ihn abzugeben.

Etliche Jahre nachher ward der Fürst krank. Sein Rath besuchte ihn. Da ihm der Fürst sagte, daß er ihn bald verlassen müßte, so fragte er: „Und wohin willst Du denn?“ — In eine andere Welt, antwortete der Fürst. — Und wann willst Du wiederkommen? Etwa innerhalb vier Wochen?“ — Nein! — „Innerhalb eines Jahres? — Nein! „Wann denn?“ — Niemals! — „Und womit hast Du Dich auf eine so weite Reise und zu Deinem Aufenthalte an dem Orte, wohin Du reisest, versorget?“ — Mit nichts!

„Wie, mit gar nichts?“ — versetzte der Rath: — „Da, nimm meinen Stock! Bist Du im Begriff, auf ewig wegzureisen, und hast keine Anstalt gemacht, noch dafür gesorget, wie Du in der andern Welt, von der Du niemals zurück kommen wirst, glücklich und vergnügt leben könnest? — Da! nimm hin meinen Stab; denn einer solchen Thorheit macht sich kein Verständiger schuldig. Du bist der größte Thor, den ich kenne! Ich habe keinen größern gefunden, als Dich!“ —

* * *

Herr! lehre Du uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!

Mäßigung.

Dion, ein Weiser, ging einmal durch eine Gasse, wo ihm ein muthwilliger Bube begegnete, der ihn ausschalt und mit bösen Lästerreden bis in sein Haus verfolgte. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube, ob er denn nichts antworten wollte. — Nichts! sagte der weise Dion.

Eben so gab Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: „Ich mag mich nicht in einen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat, als der Ueberwinder."

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwei Soldaten, die draußen standen, sehr schimpflich und boshaft von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf und sagte zu ihnen: „Wenn Ihr so von mir reden wollet, so gehet n[illegible]stens auf die Seite, daß ich es nicht höre."

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser wurde einmal gefragt, was das Schwerste, und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete er, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste aber ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmal einen jungen Menschen, der ihm begegnete und nur für Kleiderpracht eingenommen war, sehr höflich. Der Mensch aber ging stolz vorüber und dankte ihm nicht einmal.

Die Freunde des Thales meinten, das müßte er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Manne, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten. Aber Thales fragte sie: Ist es mir schimpflich, daß ich höflicher, als jener bin? —

Die kindliche Liebe.

Elisabeth Bargmann, die Tochter eines Kothsassen (oder Köthers) in Lauenburg, stand bei guten Herrschaften in einem vortheilhaften Dienst: aber sie verließ ihn aus zärtlicher Liebe zu ihren achtzigjährigen Eltern und zog zu ihnen, um sie in ihrem hohen Alter und in ihrer Armuth zu verpflegen. Da sie deren Kothen sehr verfallen fand, verwandte sie ihren erworbenen Dienstlohn sogleich zur Ausbesserung. Ein Jahr nachher wurde die kleine Wohnung durch eine Feuersbrunst völlig in Asche gelegt, und die Unglücklichen retteten nichts, als ein paar Bettstücken. Die Tochter miethete darauf sich und ihren Eltern eine kleine Wohnung, kaufte sich einen Weberstuhl, weil ihre beiden mit abgebrannt waren; und durch Weben, wie durch andere Handarbeit ernährte sie nun viele Jahre lang mit zärtlichster kindlicher Liebe ihren kränklichen und fast lahmen Vater nebst ihrer blindgewordenen Mutter. Sie ermüdete nicht in ihrer kindlichen Treue, sondern fuhr fort, ihre nothleidenden Eltern mit der größten Gelassenheit und Freundlichkeit zu lieben, zu hegen und zu verpflegen.

Wie jede wahre Christenthat gewiß auch andre hervorbringt, so hat auch dies schöne Beispiel kindlicher Liebe viele Menschenfreunde ermuntert, die fromme Tochter zu unterstützen und ihr reichliche Beiträge zur Wiederaufbauung ihres abgebrannten Häuschens zu senden, wozu sie ihrer Armuth wegen alle Hoffnung verloren gegeben hatte.

Einen Beweis ihrer guten, ehrlichen Denkungsart gab sie auch dadurch: — Fast alle Beiträge zu ihrer Unterstützung wurden dem königlichen Amte zu Lauenburg überschickt. Aus Zelle wurde ihr selbst eine Pistole eingehändigt, die sie aber gleich ihrer Obrigkeit überlieferte, um auch dies Geld zur Erbauung eines Kothens für sie aufzubewahren; sie sagte aber dabei: „Weil der liebe Gott mich durch gute Menschen so reichlich segnet, so bitte ich, mir einen halben Gulden von dem Gelde zu besserer Pflege meiner armen kranken Eltern zu geben; ich will es immer ehrlich anzeigen, wenn ich zu ihrer Pflege etwas brauchen werde.“

Verehrungswürdige, fromme Seele! **Wie oft wohnt die größte Tugend in armseligen Hütten!**

Der Ostindische Wilde

Ein alter katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Berufe nach Ostindien unter die Wilden begeben hatte, sie besser und glücklicher zu machen, erzählte folgende Geschichte:

Einst gegen Abend kehrte ich mit meinen Hausgenossen von einem Spatziergange zurück, und wir hörten an der Oeffnung des Waldes Klagetöne; gingen ihnen nach und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. Ach! sagte er endlich, heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf und hoffte, nach meiner Heimath zu kommen. Nun hab' ich mich verirrt; es wird dunkel, ich bin müde, nun mufs ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen oder wilde Thiere oder meine Feinde mich in der Nacht umbringen. Ach, mein armes Weib und meine Kinder!

Uns jammerte seiner. Ich bat ihn, mitzugehen. Aber Du kennst mich nicht. „Ich brauche Dich nicht zu kennen," sagte ich, „komm!" und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager, dicht an meinem Bette, so dafs wir nur eine dünne, leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin.

Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstände. Ich erschrack und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm unrecht! Ich werde es nie vergessen. Er war niedergekniet und betete, ungefähr mit folgenden Worten: O Gott! ich danke Dir, dafs auf meinem Wege die Sonne geschienen hat; ich danke Dir, dafs mich keine Schlange gestochen, dafs mich kein wildes Thier angefallen hat, dafs meine Feinde mir nicht begegnet sind. Ich danke Dir, dafs dieser gute Fremde gekommen ist und mich in seine

Hütte geführet hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde oder seine Nachkommen reisen: so gib ihnen auch die Sonne, so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren und vor ihren Feinden. Und wenn sich einer verirret, und am Wege liegt, so lafs auch einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nehme!

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Ostfriesland nach Holland gingen, gröfstentheils um daselbst in der Ernte zu arbeiten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan und hielten sich da fest. Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubnifs, sich an seinen Fufs zu hängen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fände. Der Bauer verstattete es, und der Jude wurde nebst manchem der Uebrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen und den Namen seines Dorfs auf, dankte seinem Lebenserhalter und versprach, ihm, so bald er könnte, thätig zu zeigen, dafs er erkenntlich wäre. „Reise hin, in Gottes Namen, sagte der Bauer; ich that, was ein Mensch dem andern thun mufs. Danke nur Gott, der uns vom Tode erlöset hat.“

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugnifs seiner edlen Denkungsart war, und schickte Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und fünfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat. Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah. „Nun, Gott vergelts dem Juden! sagte er weinend. Nun tadle mir einer die Juden und schelte sie, der solls mit mir zu thun haben!“

Noch grösser ward seine freudige Bestürzung, als ihm der Amtmann die fünfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: „Nein, Gott! das bin ich nicht werth für ein bischen Baumeln am Beine! O Gott! segne ihn und mache alle Juden selig!"

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und seinen Kindern aufs rührendste beim Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beide einen Danksagungsbrief an den edeln Juden, der dem ersten nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

* * *

Welches Menschenherz empfindet nicht die edle Dankbarkeit dieses Juden! — Möchten doch diese armen, ohne Vaterland umher irrenden Fremdlinge überall christlich behandelt werden! —

Dankbarkeit gegen die Lehrer.

Ein Bauerknecht in Jütland hatte sein ganzes zusammen gespartes und durch Arbeit erworbenes Vermögen seinem Prediger geliehen. Das Geld hatte verschiedene Jahre gestanden, ohne daß Zinsen gefordert oder bezahlt wären. Nun starb der Prediger. Seine Verlassenschaft wurde in gerichtliche Behandlung genommen, und der Bauer vorgeladen, sein Geld in Empfang zu nehmen. Man bot ihm Kapital und Zinsen. Allein so bald er das Kapital erhalten, gab er die Schuldverschreibung heraus und ließ die Zinsen liegen. Man wollte ihn überreden, das anzunehmen, was ihm mit Recht zukäme. „Nein, sagte er, das soll den Kindern unsers seligen Predigers geschenkt sein; Sollte ich Zinsen nehmen von einem Manne, der mir so viel Gutes gelehret hat?"

Der amerikanische Wilde oder die beschämte Hartherzigkeit.

Ein Indianer kam auf einer fehlgeschlagenen Jagd,

von Hunger und Durst sehr entkräftet, an die Plantage eines reichen Virginiers, den er an der Thür seines Hauses stehen sah. Er nahete sich ihm und bat wegen seines großen Hungers um ein Stück Brod. Der Pflanzer gebot ihm, sich fort zu machen und versicherte ihm, er sollte Nichts haben. — „Willst Du mir — bat der Indianer — denn wol ein Krüglein Deines Biers geben?“ — „Nein, sagte der Pflanzer, hier ist nichts für Dich zu holen!“ — „Ach! antwortete der Wilde — ich bin so ganz ermattet; gib mir denn nur einen Trunk frischen Wassers!“ — Packe Dich fort, Indianischer Hund! — schallte die grausame Antwort zurück; — und damit mußte der arme Wilde weggehen.

Nach einigen Monaten geschah es, daß der Pflanzer auf der Jagd sich von seiner Gesellschaft verirrte und den rechten Weg nach Hause nicht wieder finden konnte. Der Abend überfiel ihn, als er noch immer mühselig im Walde umher irrte. Endlich entdeckte er eine indianische Hütte. Er ging darauf zu und fragte den Eigenthümer, ob er ihm wol den Weg nach seiner Plantage jenseit des Waldes weisen wollte. — Der Weg ist zu weit, antwortete der Indianer, und es ist diesen Abend für Dich zu spät, um dahin zu gelangen; doch, wenn Du in meiner geringen Hütte übernachten willst, so sollst Du mir willkommen sein!“ — Darauf bot er seinem Gaste einiges Wildpret und was er sonst hatte, zur Erquickung an und freuete sich, daß es ihm so gut schmeckte. Dann spreitete er einige Thierhäute auf den Boden und ersuchte ihn, auf denselben seine Ruhe zu nehmen, mit der Versicherung, daß er ihn des folgenden Morgens früh aufwecken und ihm den Weg weisen wollte.

Des Morgens machten sie sich auf. Der Indianer brachte seinen Gast durch den Wald bis auf den Weg, den er ferner gehen mußte. Als sie aber im Begriffe waren, von einander Abschied zu nehmen, ging der Wilde einige Schritte voraus, kehrte sich darauf plötzlich um, sah dem Pflanzer starr ins Gesicht und begehrte von ihm zu wissen, ob er ihn nicht mehr kennte. — Der Pflanzer stand vor Scham und Schrecken bestürzt, indem er in seinem freundlichen Wirthe und treuen Begleiter den vor einiger Zeit von ihm so hart behandelten Indianer wieder

erkannte. Er läugnete solches nicht ab und bat auf alle mögliche Weise wegen jener Härte um Entschuldigung. — Der Indianer — viel zu großmüthig, ihm das im geringsten entgelten zu lassen — bat ihn nur um Folgendes: „Wenn künftig wieder ein schmachtender Indianer zu Dir kommt, der Dich um einen Trunk Wassers bittet, so sage doch nicht wieder: Packe Dich fort, Indianischer Hund.“ — Uebrigens wünschte er ihm eine gute Reise, und ein Jeder ging seines Weges.

Wie leicht ist hier zu unterscheiden, welcher von diesen beiden das meiste Recht auf den Namen eines Christen hatte!

Die belohnte Gutherzigkeit eines armen Officiers.

Vor mehreren Jahren ward ein rührendes Beispiel von dem guten Herzen eines armen Oestreichischen Officiers bekannt. Dieser wackere Mann hatte eine Familie von zehn Kindern. Kaum hate er Brod genug für dieselben; und dennoch nahm er ein Findelkind, das vor seiner Thür lag, in sein Haus auf und ließ es eben den Unterhalt, wie seine eignen Kinder genießen. Dem menschenfreundlichen Kaiser Joseph dem Zweiten, der in sein Haus kam, sich selbst nach seiner zahlreichen armen Familie zu erkundigen, antwortete er, da ihn dieser wegen jenes aufgenommenen Kindes befragte: „Als es vor meiner Thür lag, konnt' ich mich nicht entschließen, die unschuldige Kreatur hülflos zu lassen; ich dachte, es würde sich noch wol mit meinen Kindern satt essen; meine selige Frau nahm es selbst auf und sagte: Dies einzige wird unsere Last eben nicht groß vermehren.“

Gott lenkte des guten Josephs Herz, daß er dem edeldenkenden Manne so wohl für dies fremde Kind, als für ein jedes von seinen eigenen zehn Kindern ein jährliches Gnadengehalt beilegte.

Der wohlthätige Kaufmann.

Ein Herr kam vor einigen Jahren in dem härtesten Winter zu einem der reichsten Kaufleute in Paris. Er

[v]erwunderte sich sehr darüber, daß er in keinem von [s]einen Zimmern Tapeten fand, da er doch ein so reicher [M]ann war. Er fragte ihn, warum er die Wände nicht [m]it Tapeten beschlagen ließe, die im Winter wärmer [h]ielten. Der rechtschaffene Kaufmann führte ihn in ein Zimmer, in welchem eine unglückliche Familie wohnte, die von ihm ernähret wurde. Sehen Sie, antwortete er, diese Elenden, die ich lieber als meine Wände bekleide!

Der großmüthige Kaufmann.

K** ist ein Kaufmann in Z**, der mehr versteht, als zu seinem eigenen Gewerbe gehört, welches er vollkommen inne hat und mit Ehrlichkeit treibt. Die Stunden außer dem Comtoir widmet er dem Lesen nützlicher Bücher und der Unterhaltung mit christlichen Freunden. Mit seinem Vermögen macht er keinen verschwenderischen Aufwand. Er sagt weder durch übertriebene Pracht, noch mit seinen Mienen, daß er ein reicher Mann sei. Seine Wohlthaten verkündigen seinen Reichthum. Er gibt einer beträchtlichen Anzahl armer Leute, welche Alter und Krankheit zu arbeiten hindern, ihren Unterhalt. Er nimmt öfters eine Waise auf und läßt sie erziehen; und bezahlt für Kinder unbemittelter Eltern das Schulgeld, damit sie in die Schule gehen können. Er hilft armen Handwerksleuten, schießt ihnen Geld vor, sich mit den nöthigen Materialien zu versorgen; und wenn sie es wohl angewendet haben, nimmt er keine Interessen.

Folgendes Beispiel bestätigt vorzüglich, wie gut er denkt. Er hatte vor dem Thore einen Garten angelegt, der ihm zum Vergnügen gereichte und vielen Armen Arbeit verschaffte. Hinter seinem Garten hatte ein Ackersmann ein Stück Land liegen, welches er wenig nutzte. K** wollte es ihm abkaufen und ihm zahlen, was er verlangte. Der Ackersmann aber gab ihm eine ungesittete Antwort. Nach einigen Jahren kam dieser Mann von selbst und bot K** seinen Acker zum Verkauf an. Der Kaufmann wunderte sich, erfuhr aber, daß der Mann durch Mißwachs und andre Unglücksfälle in Schulden gerathen wäre. Er be-

diente sich nicht der Noth des Armen zu seinem Nutzen: sondern gab ihm viel mehr Geld, als er für den Acker forderte, und als er werth war. Ueberdies lieh er ihm noch einige hundert Thaler ohne Zinsen, damit er sich wieder helfe. Der Ackersmann ging mit Thränen der Freude von ihm weg, indem er ausrief: Wie soll ich das vergelten! — Da ich helfen kann, antwortete der Menschenfreund, so thue ich jetzt nicht mehr, als meine Schuldigkeit.

K** hat niemals davon geredet; aber der Ackersmann selbst hat diese großmüthige Handlung ausgebreitet und von der Güte geredet, die er durch seine ehemalige grobe Antwort nicht verdient hätte. K** hat oft versichert, daß er den Reichthum bloß deswegen schätzte, weil er ihm das Vergnügen, wohlthun zu können, gewährte und ihm ein Mittel würde, die Thränen der Elenden zu trocknen, oder in Freudenthränen zu verwandeln. Dann erst ergötzte ihn sein Geld, wenn er sich mit dem Gedanken niederlegen konnte, daß er durch dessen Hilfe wieder einen Menschen von seinem Kummer befreit hätte.

Der edelmüthige Erretter.

Bei einer Ueberschwemmung des Flusses Adigo in Oberitalien riß die Fluth eine Brücke zu Verona bis auf den mittelsten Bogen weg, auf welchem ein Haus stand. Man sah vom Ufer die armen unglücklichen Leute ihre Hände ausstrecken und um Rettung flehen. Indeß rissen die Wellen immer ein Stück nach dem andern aus den Pfeilern unter dem Bogen heraus. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr bot der Graf Polverini einen Beutel mit hundert Louisd'or demjenigen an, welcher das Herz hätte, mit einem Nachen den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Niemand wollte es wagen, weil die Gefahr zu groß war. Endlich erbot sich ein Landmann, der von ungefähr dazu kam, die Unglücklichen zu retten. Beherzt schritt er zu dem gefährlichen Unternehmen. Er rief den wehklagenden Eltern und Kindern Muth zu und kämpfte durch den reißenden Strom hindurch. Er kam mit seinem Boote glücklich hinüber und rettete die ganze Familie.

Der edelmüthige Graf gab ihm nun die versprochene

Belohnung; aber eben so edelmüthig schlug der edle Landmann sie aus und sagte: Ich verkaufe mein Leben nicht; meine Arbeit ernährt meine Frau und Kinder. Gebt dies Geld lieber der armen Familie, die es nöthiger hat, als ich. Mit diesen Worten kehrte er sich um und verlor sich unter die Menge.

Der gutthätige Landmann.

Ein reicher Landmann im Kanton Zürch, der den benachbarten Bauern ansehnliche Summen vorgestreckt hatte, lud seine armen Schuldner während einer Theurung, da die Jahrszinsen eben fällig waren, zu sich ein. Sie erschienen alle mit schwerem Herzen, da sie glaubten, er wollte die Zinsen von ihnen einfordern. Der Tisch war gedeckt; der Wirth empfing sie freundlich und liebreich; aber dennoch war weder Appetit noch Fröhlichkeit unter den Gästen. „Ich sehe wol, liebe Leute, sagte der Wirth, warum Euch das Essen nicht schmecken will; aber hier habt Ihr eine Arznei, die Euren Magen schon stärken wird." Er gab ihnen darauf einen Zettel, der eine unterschriebene Quittung für ihren Jahrszins enthielt, den sie damals nicht ohne die äusserste Anstrengung hätten abtragen können. — Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen und ließen sichs darauf wohl schmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert.

Die edle Erstattung.

Ein Zürchischer Landmann zwischen sechszig und siebenzig Jahren, der sich durch Fleiß und gute Wirthschaft ein beträchtliches Gut erworben hatte, dachte darauf, bei zunehmender Schwachheit seines Körpers alle seine Sachen in Richtigkeit zu bringen und stieß bei dieser Beschäfti-

gung auf die alte Rechnung eines Zimmermeisters, der ihm vor vielen Jahren eine große Menge Holz verkauft, oder ein Haus gebauet hatte.

Auf den ersten Blick, den er gleichsam im Vorbeigehen darauf warf, ahnete er, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein wäre; rechnete nach und fand, daß sich der Zimmermann um neun Karolinen zu seinem Schaden verrechnet hatte. „Guter Gott, wie hat sich der ehrliche Mann geirret! — Ist es möglich, daß ich beim Empfange der Rechnung einen so großen Fehler übersehen konnte! — Wie leid thut mirs, daß ich ihm, Gott weiß es, unwissend, viel zu wenig bezahlte und diesen Fehler erst jetzt, vier und vierzig Jahre nach seinem Tode, bemerke; doch Gott Lob, daß ich ihn jetzt noch bemerke und noch vergüten kann! Seine Kinder und Kindeskinder leben noch. Diesen gehört schleunige Erstattung.“ — — Gedacht, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr von Hause kommen konnte, einen Freund, diese Summe mit den Interessen den Hinterlassenen zuzustellen. —

Redlicher Mann, welch ein Strahl der Billigkeit und Gerechtigkeit leuchtet aus Deiner That hervor! — Nicht jeder hat Gelegenheit groß, aber jeder Gelegenheit, gerecht zu handeln.

Beispiel fester weiblicher Herzensgüte.

Als in einem Kriege die Hessischen Truppen im Hildesheimischen die Winterquartiere verließen, blieb ein kranker Zugknecht, nicht weit von Woltorf, einem Dorfe in der Gegend des Städtchens Peine, hilflos liegen. Ein levitisch denkender Bauer sah seinen Hilfe fordernden Zustand und — ging vorüber.

Zufälliger Weise erzählte er es in einem andern Hause dieses Dorfs. Mann! sagte gleich die Frau vom Hause zu ihrem Ehemann, was dünket Dich, wollen wir den elenden Menschen heimholen und ihm helfen, so gut wir können? Er ist doch ein Mensch!

Behrens, ihr Mann, wollte nicht sogleich einwilligen, weil, wie er sagte, zu befürchten wäre, das ganze Haus möchte voll Ungeziefer und Hautausschlag werden.

Da er ähnliche Einwendungen mehr machte, überredete sie ihn, daß er der ganzen Gemeine Anzeige machte und zum Besten des elenden und schmachtenden Kranken Vorstellung that. Aber alle seine guten Vorstellungen wurden einhellig verworfen. Kaum hörte dies die gutherzige Wehrens von ihrem Manne, als sie ihn aufs neue um Hilfe für den Verlaßnen dringend und anhaltend bat. — O, sagte sie, nun müssen wir helfen! — Du weißt doch wol, daß es der liebe Gott befohlen hat. Will Keiner sich des Menschen annehmen, so wollen wir barmherzige Samariter sein. Geh, hol' die Pferde, und spann' sie vor den Wagen und bring' den Menschen herein ins Haus!

Der Mann konnte nicht mehr widerstehen, und der Kranke wurde also herein geholt. Man zog ihm gleich reine Wäsche und Kleidung an und vergrub seine zerrissenen Lumpen. Es wurde auch alsobald ein Arzt gerufen, der ihn in Kurzem völlig heilte. Als die edle Wehrenin, welche lutherisch war, hörte, der Kranke wäre ein Katholik, so schickte sie ungesäumt nach Peine und ließ einen katholischen Geistlichen von daher zu ihm holen. Kurz; sie pflegte den Geretteten so gut und unermüdet, daß er wieder ein tüchtiger Arbeiter ward. Aus Dankbarkeit diente er noch fünf Jahre treulich auf ihrem Hofe.

Diese brave Frau ist im Jahr 1778 gestorben.

Der gewissenhafte Tagelöhner.

In einem ansehnlichen Hause arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen, rechtschaffenen Mannes hatte. Einst spaltete er in kurzen Wintertagen Holz. Als der Abend herein brach, gab ihm der Hausherr seinen Tagelohn und zwar so viel, als er sonst in längeren Tagen bekam. Er zählte das Geld und sprach; Es ist zu viel! so viel habe ich heute nicht verdient; auf die Antwort, es sollte ihm doch gegeben werden, nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, jemanden im Hofe Holz spalten.

Es wird jemand hinaus geschickt, zu sehen, wer dies sei und siehe, es ist der alte ehrliche Tagelöhner, der auf die Frage, warum er jetzt diese Arbeit verrichte, zur Antwort gibt: „Ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich verdient hatte; den will ich nun verdienen."

Die Antwort kam ganz aus der Seele eines ehrlichen Tagelöhners. — Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit konnte er in seinem Stande nicht geben.

Die wohlthätige Dienstmagd.

Eine sehr alte Wittwe im Anhaltischen wurde durch mehrere unverschuldete Unglücksfälle in die äußerste Armuth gesetzt und von einem reichen Anverwandten ganz verlassen. In dieser Noth warf eine geringe Magd, welche sie bei sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, was diese Person von ihrer Herrschaft während ihres vormaligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu zeigen. „Nein," sagte sie daher auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen, „ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war. Lohn brauche ich nicht, denn ich habe mir von Ihrer Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt; und außerdem noch fünf und zwanzig schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Ich kann nähen und stricken. Erhält mich der liebe Gott nur gesund, so will ich schon für uns Beide Brod schaffen."

Die arme Wittwe war äußerst gerührt und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste dankbar an. Es hielt auch Wort und ernährte zwei Jahre lang die Wittwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erste starb.

Die Treue des edelgesinnten Mädchens ist schon hier nicht unbelohnt geblieben. Kurz vor dem Tode der Wittwe war ihr reicher Anverwandter gestorben, und ihr, der nächsten

Verwandtin, fiel sein ganzes Vermögen zu. Diese Hilfe kam zwar jetzt zu spät; denn die gute Wittwe war schon seit einigen Monaten krank und bereits so schwach, daß sie auch nicht einmal durch ein Testament über diese Erbschaft etwas verordnen konnte. Sie starb also; und da sie keine Verwandten hinterließ, so fiel die ganze Erbschaft der fürstlichen Kasse zu.

Glücklicher Weise aber hatte der Fürst von dem edelmüthigen Verfahren der Dienstmagd Nachricht erhalten. „Eine solche That," sprach er, „darf nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll die ihrige sein!" Sie erhielt sie, und Alle, die davon hörten, freuten sich über den Edelmuth des Fürsten und über das gute Mädchen.

Das wohlthätige Kind.

Vor einigen Jahren brannte nahe bei der Stadt B. ein ganzes Dorf ab, indem bei einem heftigen Sturm das Feuer mit unbegreiflicher Schnelligkeit ein Haus nach dem andern ergriff, ehe die Nachbarn zur Rettung herbei eilen konnten. Einige achtzig Menschen, und darunter schwache, gebrechliche Greise und Matronen, unmündige Kinder und arme Tagelöhner, verloren in einer einzigen Stunde ihre Wohnungen, ihre Kleidung und alle ihre Habseligkeiten. Gott, was war das für ein Jammer, diese Unglücklichen mit ihren armen, zum Theil kranken Kindern, von Kälte erstarrt (denn es war spät im Herbste), seufzend und weinend in der Irre umherlaufen und ängstlich ein Obdach suchen zu sehen!

Der rechtschaffene Pfarrer dieses unglücklichen Dorfes, der selbst Alles verloren hatte, war nicht so sehr auf seine eigene Rettung bedacht, als vielmehr darauf, wie er den Unglücklichen, die um ihn her jammerten, schnelle Hilfe verschaffen könnte. Er ging daher auf den benachbarten Dörfern umher und suchte die Abgebrannten bei mitleidigen Leuten unterzubringen; er sammelte in der Nähe und in der Ferne Geld, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke ein und ließ eine rührende Erzählung von dem schrecklichen Brande in den Zeitungen abdrucken.

Seine Bemühungen waren auch nicht vergebens. Von

allen Seiten kamen ihm ansehnliche Beiträge an Geld und Lebensmitteln zu, und der redliche Mann theilte Alles mit eben so großer Freude, als Gewissenhaftigkeit und Vorsicht unter die Abgebrannten aus. Unter andern kam auch ein Knabe aus einem benachbarten Dorfe zu ihm. Schüchtern trat er in die Stube und sagte: Ich hätte wol eine große Bitte an Sie, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie es nicht übel nehmen wollten. Sage mir nur, antwortete dieser freundlich, womit ich Dir helfen kann, ich will es recht gern thun. Ach nein, helfen sollen Sie mir nicht, erwiederte der Knabe; ich bitte nur, daß sie dies Geld und diesen alten Rock für die armen Abgebrannten annehmen wollen; es ist freilich nur sehr wenig, aber ich habe nicht mehr, und ich möchte doch gern für unsere verunglückten Nachbarn etwas thun, denn sie jammern mich sehr. Meine Schwester meinte zwar, mit einer solchen Kleinigkeit dürfte ich nicht kommen, die könnte ja doch nur wenig oder gar nichts helfen; aber ich konnte es doch nicht lassen, hieher zu gehen und es Ihnen anzubieten. — Du hast ganz recht gethan, liebes Kind, sagte der Pfarrer, und Thränen der Rührung standen ihm dabei in den Augen. Eine jede Gabe, die aus gutem Herzen gegeben wird, hat ihren Werth, und also auch die Deinige. Bleibe immer bei dieser guten Gesinnung, und sei redlich bemüht, das Gute nach Deinen Kräften zu befördern; dann wirst Du stets ein fröhliches Herz haben, und Gott wird es Dir wohl gehen lassen Luk. 21, V. 1 — 4.

Der Freund in der Noth.

Höre, liebe Mutter, sagte der kleine Hartmann, als er eines Tages aus der Schule nach Hause kam: dem kleinen Niklas, der keinen Vater und keine Mutter mehr hat, geht es sehr traurig. Er ist sehr krank geworden, und die bösen Leute, welche ihn zu sich genommen haben, lassen ihn in einer abgelegenen Kammer ganz allein liegen, ohne ihn zu warten und zu pflegen; das jammert mich sehr und ich möchte wol den armen kranken Niklas recht oft besuchen, wenn Du es erlauben wolltest.

Sehr gern, mein Sohn, antwortete die Mutter, denn ist recht und gut, dafs Freunde sich einander in er Noth beistehen, aber sei auch dabei vorsichtig und rkundige Dich zuvor, ob die Krankheit Deines Freunes nicht ansteckend, und für Dich also keine Gefahr abei zu besorgen sei. Sogleich lief Hartmann hin, m sich zu erkundigen, und brachte die Nachricht, dafs ie Krankheit nicht ansteckend wäre.

Nun ging er alle Tage zu seinem kranken Freunde, afs stundenlang bei seinem Bette, holte alles herbei, as er bedurfte, und brachte sogar einige Stunden des chts bei ihm zu. Als Niklas sich wieder erholte, s ihm Hartmann aus guten Büchern etwas vor und rachte ihm stärkende Speisen, welche er sich von seiner guten Mutter erbeten hatte. Einer seiner Mitschüler sagte einst zu ihm: Du bist doch ein rechter Thor, dafs Du stundenlang bei dem kranken Niklas *sitzest!* ich würde mich dafür bedanken. Würde es Dir nicht sehr wohlgefallen, antwortete Hartmann, wenn Du krank und von allen Menschen verlassen wärest, und ein Freund nähme sich Deiner an, spräche Dir Trost zu und pflegte Dich?

Niklas wurde bald wieder gesund und dankte seinem Freunde Hartmann mit inniger Rührung für seinen liebreichen Beistand. Wie wollte ich mich freuen, sagte er, wenn ich Dir auch etwas zu Liebe thun könnte, guter Hartmann: aber ich bin arm und weifs auch nicht, womit ich Dir eine Freude machen kann.

Nach einiger Zeit kam Hartmann eines Tages in sein kleines Gärtchen, welches er sich auf dem Hofe selbst angelegt und eingerichtet hatte. Wie erstaunte er, als er alles Unkraut ausgerauft, die kleinen Beete sorgfältig umgegraben, geharkt und mit schönen Blumen besetzt fand. Er konnte gar nicht begreifen, wie as zugegangen wäre, denn noch den Abend zuvor ar er in seinem Gärtchen gewesen. Anfangs dachte r, seine Eltern hätten ihm dieses Vergnügen gemacht, ber weder sie, noch die Leute im Hause wufsten etwas davon. Endlich erfuhr Hartmann von einem Nachbar, dafs der dankbare Niklas die Blumen früh am Morgen gebracht und eingesetzt hätte. Seit dieser

Zeit lebten beide in der herzlichsten Freundschaft und hätten wol ihr Leben für einander gelassen, wenn sie jemals in diesen Fall gekommen wären.

Der Barmherzige.

Kunz und Klaus gingen an einem sehr kalten Wintertage mit einander über Feld. An der Straße fanden sie einen unbekannten Menschen im Schnee liegen, welcher fest zu schlafen schien.

Kunz hatte Mitleiden mit ihm, und aus Besorgniß, daß er erfrieren möchte, näherte er sich ihm, um ihn aus dem Schlafe zu wecken. Aber so viel er ihn auch rüttelte, so erwachte er doch nicht. Den kannst Du lange rütteln, rief Klaus lachend, er wird nicht aufwachen; er ist betrunken; laß den Kerl liegen und komm! es ist kalt. Nein, antwortete Kunz, so unbarmherzig kann ich nicht sein! Wie leicht könnte der arme Mensch erfrieren! und mag er immerhin betrunken sein, er ist ein Mensch, und zwar ein hilfsbedürftiger Mensch; ich will thun, was ich kann, um ihm das Leben zu retten. Nun, so mache, was Du willst, rief Klaus unwillig, ich mag nicht länger hier stehen und frieren; und damit ging er weiter.

Kunz bedeckte nun eiligst den Schlafenden mit Schnee, weil er gehört hatte, daß der Schnee wärme, und lief dann so schnell als möglich nach dem nächsten Dorfe, um einen Wagen zu holen. Glücklicher Weise fand er auch gleich einen menschenfreundlichen Bauer, der eben aus der Stadt gefahren kam, und mit dessen Hilfe er den halbtodten Fremden sehr bald ins Leben brachte. Fröhlich wanderte er nun nach Hause.

Ein guter Denkspruch ist ein Freund in der Noth.

Valentin, ein junger Bauer, der gute Sohn eines bösen Vaters, hatte noch bei Lebzeiten desselben den äußerst verschuldeten und vernachlässigten Ackerhof übernommen, um seiner Mutter ein ruhiges Alter zu verschaffen.

Der arme Valentin hatte eine große Last auf sich geladen. Mit Kummer erwachte er am Morgen, mit Sorgen legte er sich Abends zur Ruhe. Er hatte nicht einmal so viel Geld, um Korn zur Aussaat zu kaufen, oder die Bestellung seines Ackers zu bezahlen. Zwar hatte ein Nachbar aus Mitleiden sich erboten, ihm einen Theil seines Ackers bis zur Besäung zu bestellen; aber woher sollte der arme Valentin das Geld nehmen, um Saatkorn zu kaufen? Er sann hin und her. Zu borgen war ihm bedenklich, denn wovon sollte er wieder bezahlen, da die Schuldenlast schon jetzt so groß war?

Vielleicht, dachte er endlich, findest Du Vorrath bei einem Hamster. Er suchte und fand glücklich die Vorrathskammer eines Hamsters und in derselben so viel Weizen, als er bedurfte. Noch waren die Körner unversehrt und zum Keimen geschickt. Von Einer schweren Sorge war nun der arme bekümmerte Valentin frei. Freudig verkündigte er seinen Fund dem Nachbar, der sogleich bereit war, ihm die Saat unterzueggen. Jetzt begab er sich auf seinen Acker, um die Saat auszustreuen.

Er Thal es unter Thränen, denn wie traurig war noch immer seine Lage! „Was wird aus Dir, aus Deiner alten Mutter, Deinen Brüdern und Schwestern werden, dachte er bei sich selbst, wenn die Saat nicht gedeihen sollte! Vielleicht wäre es besser, Du dientest bei guten Leuten, als daß Du ein Ackergut besitzest, dessen Schuldenlast Dich zu Boden drückt!“ Auf einmal wurde er heiter und faßte Muth, denn ihm fiel ein tröstlicher Denkspruch ein, den er in den Knabenjahren gelernt hatte. Dieser Spruch hieß: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten“ oder mit andern Worten: Wer mit Sorge und Kummer eine Unternehmung anfängt, wird Freudenthränen weinen, wenn sie gelingt.

Valentin fühlte sich getröstet und gestärkt, indem er dachte: Auch meine Thränen können ja durch Gottes Güte in Freudenthränen verwandelt werden, wenn die Erndte kommt; ich will das Beste hoffen und thun, was ich kann. Täglich dachte er an seinen Trostspruch, und nun wurde er nicht wieder muthlos. Er hatte wirklich das Glück, eine sehr reiche Erndte zu machen, und bald half er sich wieder so weit, daß er ein Pferd anschaffen konnte. Damit be-

arbeitete er den kleinen Acker, welcher noch unverschuld war, und im Winter that er damit Fuhren für Lohn. Das eine Pferd brachte ihm so viel ein, daß er bald ein zweites und endlich noch ein drittes anschaffen, eine Schuld nach der andern bezahlen und sich nach Verlauf einiger Jahre ganz von Schulden frei machen konnte.

Noch lebt der brave Valentin in einem hohen Alter und im Wohlstande, und nie spricht er von seinem ehemaligen traurigen Schicksale, ohne hinzuzufügen: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten."

Der Bienenstock.

Vater Biedermann hatte vier Kinder; sie hießen: Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen. Eines Tages sagte er zu ihnen: Hört, Kinder, wer von Euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn wecke, dem will ich ein rechtes Fest machen. Die Kinder horchten hoch auf. Was für ein Fest denn? lieber Vater, fragte Lotte. — Steh' Du nur zu rechter Zeit auf, ohne daß ich Dich wecke, so wirst Du erfahren, was für ein Fest es ist, sagte der Vater. — O, ich will gewiß noch vor sechs Uhr aufstehen, ohne daß Du mich weckest, rief Lotte. — Ich auch! ich auch! riefen Alle.

Jetzt schlug die Glocke zehn. Nun war es Zeit, zu Bette zu gehen. Sie sagten Alle dem Vater gute Nacht, und jedes Kind rief: Du sollst sehen, Vater, daß ich morgen früh um sechs Uhr aus dem Bette sein will. Nun legten sie sich zu Bette, und jedes sagte für sich, ehe es einschlief: Halb sechs Uhr! halb sechs Uhr! Bernhard schrieb sogar mit Kreide über sein Bette: Morgen um halb sechs Uhr steht Bernhard auf! — Da sah man recht, daß der Mensch Alles kann, was er recht ernstlich will. Kaum hatte es am andern Morgen ein Viertel auf Sechs geschlagen, so waren schon alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an und schlich leise zur Kammer hinaus, denn jedes glaubte, das erste zu sein. Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie Alle in der Wohnstube an. Guten Morgen! riefen sie freudig eins dem andern zu. Nun,

sagten sie, wollen wir doch sehen, was für ein Fest uns der Vater machen wird!

Sie gingen zum Vater! Ei! sprach dieser, wenn der Vater verspricht, den Kindern ein Fest zu machen, dann können sie alle früh aufstehen. Nun, ich halte Wort. Aber erst thut, Kinder, was alle gute Kinder thun, sobald sie aus dem Bette kommen. — Da reinigten sie das Haar, wuschen sich die Hände und das Gesicht und spülten den Mund mit frischem Wasser aus. Nun kamen sie wieder zum Vater, und Hannchen fragte ungeduldig: Machst Du uns nun ein Fest? — Das ist's! rief der Vater und warf jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Nase und dem Munde war ein Gitter von Drath, und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr etwas? sprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater schneidet gewiß Honig.

Richtig! sagte der Vater, gefällt Euch dieser Spaß?

O ja! o ja! riefen alle und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren; Karl ein Büschel Wermuth; von den Mädchen jedes ein langes Messer; der Vater selbst trug eine Gölte, und die Mutter folgte mit einem Siebe und einem paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an, und nun ging das Fest recht an. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von seinem Platze weg! dann nahm er ein Büschel Wermuth, das er auf die Kohlen gelegt hatte, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehen. Da zogen sich die Bienen zurück, und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, welches er in das Sieb legte, dann auch große Stücke Honig. Das war eine Freude! Nun trug man den Honig in die Stube; die Kinder folgten, und die Mutter holte Semmeln, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater ging fort und sagte: Kinder, nun mache ich Euch noch ein Fest, ich lasse für Euch Honig auf Semmeln streichen; aber nasche mir niemand!

Kein Kind naschte, außer — Hannchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm ein Stück Honig aus der Schüssel und steckte es in den Mund. Auf ein-

mal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwestern traten ängstlich um sie und fragten: Was fehlt Dir, Hannchen? Vater und Mutter liefen herbei und fragten: Was fehlt Dir? Aber Hannchen hielt den Mund auf und schrie, als wenn sie am Spieße stäke. Die Mutter sah in den Mund, und siehe da! ein Bienchen saß auf der Zunge, welches im Honig gewesen war, und hing mit dem Stachel an Hannchens Zunge. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte.

Die übrigen Kinder aßen ihre Semmeln mit Honig. Sie schmeckten ihnen sehr gut, und Karl sprach: Das Fest, welches uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte sah durch das Fenster, und sah Minchen, des Nachbars Tochter, gehen.

Das arme Minchen! sprach sie; ihr Vater hat keine Bienen und kann ihr keinen Honig auf Semmeln streichen. Liebe Mutter! willst Du Nachbars Minchen nicht auch ein paar Semmeln mit Honig geben?

Recht gern, mein Kind, sprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Minchen. Was für eine Freude das Mädchen hatte! Wie sie Lottchen dankte! und nun schmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal so gut.

Der Fischteich.

Herr Herbst hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun seinen Kindern eine Freude machen wollte, so ging er mit ihnen an den Teich; jedes nahm ein Stück schwarzes Brod mit, und dann brachen sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang und sahen zu, wie die Fische auf- und abschwammen, die Käfer die im Wasser leben, hin und her fuhren, hier und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte und — husch! — wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder nun oft: Wenn ich nur ein-

mal ein solches Thier fangen und in der Nähe sehen konnte! Herbst ließ es aber nie zu, daß ein Kind darnach griff. War dies wol recht? Ich glaube wol. Ein Kind ist kein Frosch und kein Fisch, die im Wasser leben. Wenn eins von ihnen in das Wasser fiele, so wäre es aus mit ihm.

Einmal sprach auch Herr Herbst: Wollen wir nach dem Teiche gehen? Ja! ja! riefen Alle und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus und kam zuerst bei dem Teiche an. Kaum war er da, so drehte er sich um und rief den andern Kindern zu: Karl! Hanne! Lotte! Der Vater macht einen Spaß! kommt geschwind herbei! Da lief Alles, was laufen konnte. Tausend, was war da! Das Wasser war aus dem Teiche abgelassen, und auf dem Boden wimmelte es von großen und kleinen Thieren. Hier zappelte ein großer Karpfen, dort ein Paar Schleien, die sich in dem Schlamme einzuwühlen suchten; Schmerlen Krebse, Frösche, Käfer, Larven u. s. w. bedeckten den Boden des Teichs; kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen! Eins rief: Vater! sieh den schrecklich großen Frosch! Ein andres: Lotte! Lotte! komm geschwind her und sieh den Krebs! Hannchen rief: O, wer holt mir den Käfer! Sieh, Bernhard! dort nicht weit von dem Karpfen! er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fing Bernhard an und sagte: Ach, lieber Vater, wenn Du uns eine rechte Lust machen willst, so laß uns in den Teich gehn! und alle stimmten bei! Lieber Vater, thu' es doch! da wollen wir Fische, Krebse und Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust sein!

Nun so gehet denn hinein! sprach der Vater; ziehet aber erst Schuhe und Strümpfe aus, leget die Oberkleider ab, in denen die Arme stecken, und streift das Hemd auf, damit ihr die Kleidungsstücke nicht schmutzig machet. Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen, hier ist ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr Frösche, Larven und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was für eine Freude war dies! Hundert und mehrmal zogen sonst die Kinder Schuh' und Strümpfe aus, wenn sie ins Bette gingen; so schnell wurden sie aber nie fertig, als diesmal. Kaum hatte es

er Vater gesagt, so war auch schon Alles fertig und
prang in den Teich. Das war eine Lust! so oft ein Klei-
nen Fisch, Frosch, Krebs oder eine Larve fing, jauchzt'
s und machte seinen Fang den übrigen kund.

Zwei Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust;
ann klatschte er in die Hände und befahl, daß sie nun
us dem Teiche kommen sollten. So schnell ging es aber
icht heraus, als hinein; jedes hatte noch etwas zu fangen;
ins rief: Nur den Krebs noch! das andere: Nur den
Schmerl noch, lieber guter Vater! Aber der Vater sagte:
ins! zwei! drei! und dies war das Zeichen, daß die
inder folgen mußten. Sie sprangen also heraus. Aber
ie sahen sie aus! über und über waren sie mit Schlamm
edeckt, und man konnte sie weiter riechen, als sehen.

Dies hatte die Mutter vorausgesehen, deswegen hatte
e andere Wäsche und Kleidung holen lassen. Der Vater
ihrte sie nun Alle zu einem Bache, wo sie ihre Füße,
ände, Arme und Gesicht waschen mußten. Dann nahm
des Kind seine Wäsche und Kleidung, ging in einen
usch und zog sich an. Jetzt waren sie alle fertig.

Nun Kinder! sprach der Vater, Ihr fingt heute viele
Thiere; haben sie Euch Schaden gethan?

Nein! sagten Alle.

Vater. Glaubt Ihr denn, daß ihnen in diesen Kör-
en und Töpfen wohl ist?

Bernhard. Das glaube ich nicht.

Vater. Nun so ist es auch nicht recht, daß wir sie
inge leiden lassen. Christoph! (so hieß der Fischer,
er das Wasser aus dem Teiche ließ) bringt alle die
hiere her, welche die Kinder fingen, daß ich über sie
ericht halte. Ihr, meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte
nd Hanne und Du, gute Frau, setzt Euch alle um mich
nd gebt Achtung, ob ich recht richte! Bernhard! wenn
t mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es Dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen;
enn diese schadet mir ja nicht.

Bernhard. Ja, die müssen wir tödten lassen, damit
ir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir
hadet, oder wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber

warum tödtet man denn den Wallfisch? Der schadet ja nicht, und man ißt ihn auch nicht.

Bernhard. Dies ist wol wahr; aber man nutzt doch sein Fett,

Lotte. Und das Fischbein.

Vater. Also haben wir zwei Fälle, in denen es recht ist, Thiere zu tödten: wenn sie uns im Leben schaden, oder wenn sie uns nützen, wenn sie todt sind. Nun laßt uns diese Thiere alle vor Gericht bringen und sehen, ob wir ein Recht haben, sie zu tödten. Hier stehen erstlich zwei Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein.

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke: Ja! Wir können sie essen, und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater. So ist es auch wol mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebsen? Möget Ihr sie wol essen?

Lotte. Versuch es nur, Mutter, und siede einige; Du sollst sehen, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun, so sollen sie alle sterben! Weil wir sie aber doch nicht alle auf einmal essen können, so sorgt dafür, Christoph! daß sie in den Kasten gethan werden, den ich für die Fische und Krebse habe. Die Mutter wird schon darauf sehen, daß sie nicht Noth leiden und täglich ihr Futter haben. Nun kömmt die Reihe an die Herren Frösche. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein! Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? Soll sie Euch die Mutter braten?

Hannchen. Fi! ich mag keinen Frosch essen. Willst Du, Lotte?

Lotte. Ich will Andern die Frösche lassen. Ich lobe mir dafür die Krebse.

Vater. Nun, so mögen denn die Frösche leben!

Eben so sprach man auch die Larven und die Käfer frei vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere eins, zeigte es den Kindern und sagte ihnen, wie es lebe, sich nähre und was es nütze.

Da dies vorbei war, sprach der Vater: Nun Kinder, weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden und durch ihren Tod nicht nützen; so gebt ihnen die Freiheit!

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun!

Nun ging es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin und leerten sie aus. Das war ein Spaß über alle Späße! die Kinder freueten sich alle, da sie diese Thiere im Teiche umherkriechen und hüpfen sahen.

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortging, fragte er den Bernhard: Haben wir diese Thiere wol in den Teich gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen! war Bernhard's Antwort. Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zustopfen, durch welches das Wasser abfloß, und bald fing das Wasser im Teiche wieder an zu steigen, und alle Thiere waren in dem Wasser lustig.

Nun ging es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel voll Krebse gekocht. Diese schmeckten den Kindern herrlich, weil sie sich zuvor ein paar Stunden in freier Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie alle: Wir danken Dir, Vater; Du hast uns heute ein rechtes Fest gemacht!

Die Raupenfeinde.

Der Amtmann Müller hatte einen guten alten Gärtner, der es sich herzlich sauer werden ließ, den Garten seines Herrn immer im besten Stande zu erhalten. Aber er konnte eben darum auch sehr verdrießlich werden, wenn alle seine Mühe zuweilen nichts half. Eines Tages — es war im Frühjahr — begegnete ihm sein Herr im Garten. Wie gehts? fragte der Amtmann. — Ach, es geht leider sehr schlecht, lieber Herr! antwortete der Gärtner mit einem sehr verdrießlichen Gesicht: ich habe nun alle Tage so fleißig die Raupen abgelesen und die Raupennester vertilgt! und da sind doch fast in allen Blüthen wieder Raupen! Wenn ich nur wüßte, wie ich die häßlichen Thiere alle auf einmal vertilgen könnte.

Der Herr. Lieber Mann, sei Er nicht verzagt! Murre Er nicht!

Der Gärtner. Wenn ich nur wüßte, woher sie kämen, und wie ich ihnen beikommen könnte! An meinem Fleiße sollte es nicht liegen.

Der Herr. Der Fleiß verhütet manchen Schaden, aber allein kann des Menschen Fleiß es auch nicht thun. Der liebe Gott richtet doch das Allermeiste zu unserm Nutzen ein. Er kennt nicht einmal alle seine Blüthenfeinde, lieber Freund. Ich will Ihm einige beschreiben, aber nicht, um Ihn muthlos zu machen.

Kennt Er denn die Frostschmetterlinge? Diese legen im November und December, mitten im Schnee, ihre Eier an die Stämme der Bäume, besonders zwischen die Gabeln der Zweige, wenn der Gärtner ruhig in seiner warmen Stube sitzt und an keine Raupen denkt. Die Raupen, welche aus diesen Eiern entstehen, sind gefährliche Blüthenfeinde. Man nennt sie Spannräupchen, weil sie sich zusammen spannen, einen Buckel machen und dann fortschreiten. Theer, mit Werch um die Stämme gebunden, ist das beste Mittel, sie zu fangen.

Der Gärtner. Das sollte man doch nicht denken, mitten im Schnee Schmetterlinge! Wie können sie denn die Kälte aushalten?

Der Herr. Sie halten sie aus. Die schnellfüßigen Raupen, die so geschwind laufen können, und die man Hasen nennt, schaden auch den Blüthen sehr. Nicht minder die Ringel- und Rennräupchen, wenn sie noch klein sind.

Der Gärtner. Ja! das weiß ich. Aber Ein Gast thut mir den meisten Schaden; ein grauer Rüsselkäfer. Wissen Sie dagegen kein Mittel?

Der Herr. Lieber Mann! das ist uns Menschen nicht möglich, alle diese kleinen Feinde zu vertilgen. Die Natur hat ihre gewissen Rechte, die wir ihr lassen müssen, und wobei unser Verstand und unsere Kräfte still stehen. Der Herr und Erhalter der Natur hat gewisse Einrichtungen gemacht, wobei wir unsere Ohnmacht erkennen und seine Weisheit bewundern müssen. Wir gehen, so weit wir kommen können, und dann haben wir unsere Pflicht gethan. Für das Uebrige, was wir nicht kön-

nen, hat der liebe Gott schon besser gesorgt, als wir denken. Wenn wir selbst alle Raupen vertilgen sollten, was wollten wir doch wol anfangen?

Die Eier der Stammraupenschmetterlinge in ihrem Pelzwerke können wir zur Noth wol vermindern; denn sie sitzen uns vor den Augen. Wir können sie bei Tausenden zerstören. Bei den Ringelraupen geht das schon nicht an.

Der Gärtner. Ich habe in meinem Leben schon viel gewagt; aber die Ringeleier sitzen gar zu hoch und an den dünnsten Reisern; wer mag da hinauf!

Der Herr. Sieht Er wohl! Zu denen können wir schon so nicht kommen, wie wir wünschen.

Allein nun will ich Ihm etwas sagen, was Ihn recht freuen wird. Eine fast unsichtbare kleine Fliege vertritt unsere Stelle. Diese wird nach Gottes weiser Einrichtung unser Freund, und ein geschworner Feind dieser Raupen.

Sie bohrt durch den festen Kitt durch, womit diese Eierchen verleimt sind, und legt in jedes Ei ihr eigenes Eichen. Klein genug! Wenn dann die kleine Fliegenmade auskommt, so frißt sie das auf, woraus die kleine Raupe geworden wäre. Also können dann aus diesen Eiern keine Raupen entstehen. Sie sind von kleineren Feinden zerstört. Er braucht also nicht in die höchsten Gipfel der Bäume zu steigen und wegen der Ringelraupen sein Leben zu wagen. Dafür schickt Gott eine kleine Fliege hin, die sie zerstört.

Der Gärtner. Nun, das ist doch wunderbar! Wer hier nicht Gottes Fürsorge siehet, der siehet sie nimmermehr. Ich fühle jetzt noch einmal so viel Vertrauen zu dem lieben Gott.

Der Herr. Eben so ist es mit den Rüsselkäfern, deren Larven die Blüthen ausfressen. Da diese gemeiniglich des Nachts ihre kleinen Eier daran legen, wie wollten wir sie abhalten! Wer weiß aber, was für Feinde diese wieder haben, die uns noch unbekannt sind.

In der Natur ereignen sich sonst noch andere Umstände, die den Blüthenraupen günstig sind, und die wir schlechterdings nicht in unserer Gewalt haben. Ist in der Blüthzeit zu trocknes, oder auch zu kaltes und regnichtes Wetter, das acht bis vierzehn Tage anhält, so wird das

Aufgehen der Blüthenknospen gehindert. Dann haben die kleinen Blüthraupen Zeit, sich einzunisteln. Wachsen aber die Blüthknospen schnell fort, so kommen die Blüthen den Raupen zuvor, und sie müssen davon bleiben. Wer kann das nun einrichten und nach seinem Gefallen machen? Kein König kann mit seiner ganzen Macht auch nur Eine Gattung von Blüthenraupen abhalten.

Der Gärtner. Darin haben Sie wol Recht; und ich freue mich, daß ich Gottes weise Einrichtung in der Natur immer mehr kennen lerne, je mehr ich darauf Achtung gebe.

Der Herr. Thue Er das Seinige, was einem fleißigen Gärtner zukommt. Für das Uebrige lasse Er Gott sorgen. Ist es nicht durch seine Schuld geschehen, so sei Er ganz ruhig, wenn Er auch Schaden leidet. Hat Er doch auf der andern Seite wieder Vortheil, wenn andere Sachen besser gerathen, als sonst. Der liebe Gott hat allezeit seine Absichten, wenn er in einem Jahre mehr Raupen entstehen läßt, als in andern. Man gönne ihnen, was Gott ihnen zutheilt. Er weiß ihnen doch zu rechter Zeit wieder Einhalt zu thun.

Der Gärtner. Sie sind mein Mann. Ich kann es gar nicht ausstehen, wenn die Leute wider Gott murren, wenn einmal mehr Raupen oder Feldmäuse da sind, als sonst.

Der Herr. Gemeiniglich murren auch nur die Faulen, die sich um nichts bekümmern und keine Hand anlegen, ein Raupennest wegzuschaffen.

Der Gärtner. Noch weniger kann ich es leiden, wenn die Leute sagen: Das ist wieder einmal eine rechte Strafe Gottes!

Der Herr. O, das ist sehr schlecht, von Gott so zu denken, der nichts zum Verderben der Menschen thut! Freilich ist es für schlechte Wirthe Strafe genug, wenn sie sich aus Faulheit ihr schönes Obst, was ihnen Gott schenken wollte, von den Raupen verderben lassen. Aber sie strafen sich selbst. Und da geht es denn ganz natürlich zu, daß sich öfters der fleißige Nachbar seinen Garten muß mit abfressen lassen, weil der andere zu nachlässig war und nicht zu rechter Zeit abraupen ließ. Wir wollen das Unsrige thun, lieber Freund, und dann den großen

Hausvater regieren lassen. Der weiß mehr Mittel gegen die Raupen, als wir. Der hat schon gesorgt, wie wei sie kommen sollen, und hat ihnen mehr Feinde zugeordnet als wir kennen.

Der Gärtner. O! sagen Sie doch, wie es damit ist. Das höre ich gar zu gern.

Der Herr. Da gibt es so viele Vögel, Käfer und andere Insecten, die den gefährlichsten Raupen, den Blüthraupen, gleich auf dem Fuße nachgehen und sie da wegholen, wohin wir nicht einmal kommen können. Ich will Ihm jetzt eine ganze Armee vorführen, welche wider die Raupen zu Felde geht. Die liebe Nachtigall thut gewiß das Ihrige redlich. Wie manches Räupchen und Würmchen holt sie weg und wird eben durch diese Lockspeise von den undankbaren Menschen gefangen.

Die Fliegenschnepper, Rothschwänzchen, Rothkehlchen, Bachstelzen, Finken, Spechte, Baumläufer, Fledermäuse — selbst unsere Sperlinge, die wir ja nicht ausrotten dürfen — das alles sind eifrige Raupenfeinde. Besonders holen die letztern die Blüthenraupen heraus wenn wir denken, daß sie Knospen abbrechen.

Der Gärtner. Ists möglich! Ach, so habe ich den guten Sperlingen schon oft unrecht gethan; denn wenn ich sie sehe, so hole ich gleich die Flinte.

Der Herr. So thut uns manches Thierchen eine Wohlthat, die wir als Schaden ansehen. Die Meisen, Zaunkönige und Goldhähnchen wissen die verborgensten Schmetterlinge, die wir nimmermehr finden würden, aufzuspüren und picken sie sorgfältig aus. Außerdem gibt es noch so viele große Baumwanzen und Erdkäfer, welche eben dies thun. Besonders wüthen die großen goldgrünen Käfer unter den Raupen; desgleichen die Wespen, die Schlupfwespen, welche ihre Eier in die lebendigen Raupen legen, da dann die kleinen Maden, welche daraus entstehen, die ganze Raupe inwendig ausfressen. Auch die Ameisen gehören zu den Feinden der Raupen; sie würgen unter ihnen, wie die Wölfe unter den Schafen. Was würden wir schwache Menschen gegen das zahllose Heer der Raupen ausrichten, wenn diese Raupenfeinde uns nicht so sehr unterstützten.

Der Gärtner. Gott sei dafür gedankt; er hat Alles wohl gemacht.

Der Herr. Ich denke immer so von dieser Sache. Wenn sich einmal, aller menschlichen Vorsicht ungeachtet, in einem Jahre die Raupen ungewöhnlich vermehren, so werden sich ohne Zweifel nach der Ordnung, welche Gott in der Natur festgesetzt hat, auch diejenigen Geschöpfe stark vermehrt haben, die sich von den Raupen nähren. Und dieser Gedanke bestätigt sich auch durch die Erfahrung; denn man hat bemerkt, daß wenn sich irgendwo die schädliche Grasraupe sehr vermehrt, sogleich große Schaaren von Saatkrähen sich dahin ziehen und sie vertilgen. Und welch eine weise, wohlthätige Einrichtung ist das! Ist es also nicht Sünde, über Gottes Ordnung zu klagen!

Dienertreue.

Emma, zuletzt Präsident von Liefland, war anfänglich Sekretär des Grafen Ostermann und mit in die Ungnade des Ministers so verwickelt, daß er, wie sein Minister, nach Sibirien geschickt wurde. Bevor man ihn arretirte, war sein Bedienter von ihm in Aufträgen aufs Land geschickt worden und wunderte sich, als er zurückkehrte, nicht wenig, daß sein Herr fort wäre. Er erkundigte sich scheltend, wohin er gegangen wäre.

„Er wird nun bald in Sibirien ankommen!“ sagte ihm eine Magistratsperson.

„Daß Dich! Mir hat er davon kein Wort gesagt, daß Dich! Hm! Können Sie mir nicht den Ort seiner Verweisung selbst sagen?“

„Es ist der und der.“

„Nun, so will ich noch heute Alles aufpacken und zu Felde machen. Ich werde da sein, ehe er sich's versieht.“

Da halfen keine Vorstellungen. Er verkauft, was und wie er kann, und kommt glücklich bei Emma in Sibirien an, um ihm die herbsten Vorwürfe wegen der raschen Abreise zu machen. Umsonst versucht es dieser, sich dagegen zu vertheidigen.

„Und was willst Du denn nun hier machen?“ fragte er ihn endlich.

„Schöne Frage! Sie bedienen!“

„Ich danke, Freund! Kaum habe ich so viel, als ich zu meinem Unterhalte täglich brauche.“

„Thut nichts. Ich habe Geld mitgebracht. Es ist zu Ihren Diensten. Und lange werden Sie überdies nicht hier sein.“

Emma brauchte ein Kleid.

„Sie sollens haben!“ sagte sein Diener. Und augenblicklich lief er zum Schneider.

„Wenn Sie mir einige Bedingungen eingehen wollen, so soll es Ihnen an nichts fehlen!“ sagte sein Bedienter.

„Und diese Bedingungen sind?“

„Sehen Sie, lange bleiben Sie nicht hier. Ich bin aber entschlossen, zeitlebens bei Ihnen zu bleiben. Gewähren Sie mir nur die Bedingung, bei jedem *neuen* Amte, daß Sie antreten, meine Löhnung um *50 Rubel* zu vermehren.“

Emma unterschrieb dies lachend. Einige Zeit darauf war die kleine Kasse des Dieners erschöpft.

„Thut nichts!“ sagte dieser lachend zu seinem *unmuthsvollen* Herrn. „Nun ist auch der Termin zu Ihrer Zurückberufung nahe.“

Und wirklich ließ sich die Kaiserin Elisabeth einen Monat später die Liste der Verwiesenen geben und sah mit Erstaunen, wie darauf mancher Sekretär, Verwandter und Günstling des gefallenen Grafen stand, dem man nichts, als diese Verbindung, Schuld geben konnte. Emma wurde zurückberufen und zum Assessor der Domainenkammer ernannt. Von da stieg er zum Domainenrath — zum Justizrath und so immer fort. Sein Fedor erhielt richtig stets neue 50 Rubel Zulage und hatte nun schon 500, als Emma den St. Alexanders-Rittersorden empfieng. Er forderte neue 50 Rubel. „Hm, meinte sein Herr, der Orden sei eine nichts eintragende Würde.“ Der Diener drohte trocken mit Klage, und Emma zahlte. Fedor starb, und wie erstaunte sein Herr, als er die Treue des Dieners noch jenseit des Grabes fortdauern sah. Ihn hatte der treue Diener zum Erben des ganzen, in seinem Dienste gesammelten, Kapitals eingesetzt, wozu selbst die Interessen sorgfältig geschlagen waren. Aber er war auch ein Muster der Treue im Leben gewesen. Jeden Morgen stand er auf und sah nach dem Wetter. War es

kalt oder naß, so ging er zu seinem Herrn ans Bette. Bleiben Sie liegen, sagte er dann, Sie können heute nicht ins Kollegium gehen. Das Wetter ist gar zu schlecht.

Manchmal folgte ihm Emma. Wenn aber nun dringende Geschäfte eine solche Bequemlichkeit nicht gut vertragen konnten, dann hatte er sein ganzes Ansehen, seine ganze Beredsamkeit nöthig, um seinen Fedor zu bewegen, ihn gehen zu lassen.

„Sie haben lange gearbeitet, sagte er oft. Lassen Sie nun Andere arbeiten. Sie werden alt, schwach und kränklich, sorgen Sie für Ihre Gesundheit."

Der Schein trügt.

Ein alter Unterofficier, der eine zahlreiche Familie hatte, lebte ungeachtet seiner großen Sparsamkeit und alles Fleißes seiner Frau und Kinder viele Jahre lang in den dürftigsten Umständen. Er hatte stets mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Oft fehlte es in der Haushaltung an trocknem Brode. Alle Mühe, die er sich gab, seine Umstände etwas zu verbessern, waren kaum hinreichend, ihn und die Seinigen vor dem Hungertode zu sichern.

Seit einem Jahre war einer seiner Kameraden, der sich mit ihm ehemals in gleicher Lage befunden hatte, in der Residenz zu einer Visitatorstelle gelangt, die, wie er ihm meldete, ziemlich einträglich war, so daß er und seine Familie ein sehr bequemes Leben führen konnten. Einst schrieb er, daß vor kurzem ein neuer Posten, wie der seinige, offen geworden, und daß ihn sein Freund vielleicht erhalten würde, wenn er sich persönlich bei den Behörden in der Residenz einfinden könnte.

Der Unterofficier machte sich flugs auf den Weg und suchte seinen alten Kameraden auf, der ihn auf's Freundlichste aufnahm und Nachmittags in einen öffentlichen Garten führte, um ihn dort mit einem Trunk Bier zu traktiren. Sie erblickten einen Tisch, an welchem sich nur ein einziger Gast von geringem Ansehen befand. Hier beschlossen sie, Platz zu nehmen. Da sie den Fremden höchstens für einen geringen Handwerksmann hielten, so thaten sich beide im Gespräche nicht den geringsten Zwang an.

Der Visitator unterrichtete seinen Freund ziemlich weitläuftig, was er zu thun, und an wen er sich vorzüglich zu wenden habe. „Hast Du schon um Deinen Abschied angehalten?“ fragte er ihn. Der Unterofficier verneinte es. „Nun, fuhr jener fort, das mußt Du auch jetzt durchaus nicht thun, wenn Du Dich nicht zwischen zwei Stühle setzen willst, — sieh, sie lassen Dich wahrlich mit 24 Thlr. Pension laufen und bekümmern sich nicht weiter um Dich, wenn sie Dich einmal los sind. Hast Du den Dienst in Händen, dann ist es jede Stunde noch Zeit dazu.“

Hierauf erzählte er ihm, wie hoch sich seine eigene jährliche Einnahme belaufe und bemerkte, daß man freilich zur rechten Zeit ein Auge zudrücken müsse. Er meinte, daß es gar arge Hechte im Acciscollegium gäbe, die, wenn sie etwas Ungebührliches erführen, sogleich mit Fortschicken da wären.

Der Unterofficier brach nun in folgende Worte aus: Ja, Bruder, ich wäre ein sehr glücklicher Mann, wenn ich den Dienst erhielt. Jetzt kann ich meine Kinder nicht einmal in die Schule schicken, und am Ende bleibt ihnen, wie ihrem Vater, nichts als der Soldatendienst übrig. Ich befände mich weit besser als Du, wenn ich Deine Stelle hätte. Ich bin eben so wenig ein Trinker und Spieler wie Du, und nun mußt Du wissen, daß meine Frau perfekt schneidert; sie macht die besten Frauenkleider in der ganzen Stadt, aber es ist leider dort nichts zu verdienen. Hier sollte sie wol Kundschaft finden. Meine Jungen, die mir alle aufs Wort folgen, müßten Professionen lernen, und die Mädchen, welche jetzt fleißig spinnen, müßten Nähen, Stricken und Alles lernen, was sie einmal brauchen könnten. Zum Schneidern würde sie die Mutter schon anhalten. Bei alle dem würde dennoch ein Nothpfennig übrig bleiben.

Da der Fremde auf Alles gar nicht zu hören schien, so rückte ihm der Unterofficier näher und schlug ihn vertraulich mit den Worten auf die Achsel: „Ja, ja, mein lieber Freund, ich sehe es wol, daß Sie ein Schneidermeister von hier sind, aber ich sage es gerade heraus, daß meine Frau auch schneidert, und wenn sie zehnmal hier aufgehoben werden sollte.“ — Von mir hat sie gewiß nichts zu fürchten, erwiederte der hagere, spitzige Mann lächelnd

— da ich bloß Mannsarbeit mache und mich mit Frauenkleidern gar nicht abgebe.

Da der Kriegsmann durch die heitern Aussichten, die sich ihm eröffnet hatten, sehr gesprächig geworden war, so betrug er sich gegen den vermeinten Schneidermeister ziemlich frei und erlaubte sich sogar einige Späßchen, die auf sein Gewerbe Bezug hatten, ohne daß dieser sie übel aufzunehmen schien. Der Visitator brach das Gespräch ab, um wieder auf die Hauptsache zu kommen, — „Morgen, — redete er seinen Freund an, — mußt Du zuerst zu dem Geheimen Accisrath B. gehen. Gegen die kleinen Herren, bei denen Du Dich zu melden hast, mußt Du so höflich, wie möglich sein. Bei einigen wirst Du spendiren müssen; da Du das jetzt nicht kannst, so mußt Du sie auf Deinen Dienst vertrösten, hinterdrein aber Wort halten; mache aber nicht etwa den dummen Streich, etwas von Erkenntlichkeit (hier machte er die Bewegung des Geldzählens) bei dem Geheimen Rath merken zu lassen, denn das soll ein gar schlimmer Fuchs — rein wie Gold — aber bisweilen bei sehr übler Laune sein; er würde Dich auf der Stelle fortjagen, wenn Du ihn etwas vom G e b e n merken ließest.

Hier hatte das Gespräch ein Ende. Der Fremde stand auf und entfernte sich mit einem freundlichen Gruße, und die beiden alten Kriegsgefährten begaben sich nach Hause.

Spiegelblank erschien am folgenden Tage der Unterofficier im Vorzimmer des Geheimen Raths und wunderte sich nicht wenig, als ihm der Kammerdiener, sobald er sein Anliegen erfahren hatte, sogleich in das Zimmer seines Herrn einzutreten befahl.

Man denke sich den Schreck des armen Mannes, als er hier den Geheimen Rath in der Gestalt des gestrigen Schneidermeisters erblickte, den er so dreist bewitzelt hatte. Er war nicht vermögend, einen Laut hervorzubringen.

„Ist Er, fragte ihn der vornehme Herr, der Unterofficier, welcher die offene Visitatorstelle sucht?“ — Ach, gnädiger Herr, — erwiederte der Gefragte mit bebenden Lippen, — der bin ich! — „Wie heißt Er?“ fuhr jener fort. Als er den Namen erfahren hatte, befahl er sogleich einem Sekretär, ihn aufzuschreiben. — „Es ist, redete den Erstaunten der großmüthige Geheime Rath an, —

wie ich gestern zufällig gehört habe, ein sehr armer Mann, aber ein braver Hausvater, der aus seinen Kindern brauchbare Menschen ziehen will; der aber durch seine Armuth daran gehindert wird. Es ist bereits Alles besorgt, der Vortrag kommt noch heute ins Kollegium; es ist kein Bittschreiben von Ihm nothwendig. Er ist Visitator, reise Er wieder nach Hause und wenn Er seinen Abschied hat, so komme Er mit seiner Familie her, um Seinen Dienst anzutreten. Wegen des nöthigen Reisegeldes melde Er sich beim Stabe Seines Regiments.

Zweierlei merke Er sich aber auf immer. Drücke Er nie alle beide Augen zu; sonst ist Er in Gefahr, mich nicht zu sehen, wenn Er unser Handwerk verpfuscht, — und: beurtheile Er den Mann nicht nach seinem Rocke!"

Ein Pferd von 58,000 Thaler.

Ein orientalischer Weiser erfand das Schachspiel. Ich will Dich köstlich belohnen, sagte der Schach, für dessen Unterhaltung und Belehrung er es ersonnen hatte. „Fordere, was Du willst!" Der Weise bat, er möchte ihm fürs erste Feld des Spiels eins, fürs zweite zwei, fürs dritte vier, und so für jedes folgende Feld die doppelt genommene Zahl des Vorhergehenden von Gerstenkörnern geben. Der Schach lächelte verächtlich. Er wußte nicht, wie der kluge Mann eine so kindische, alberne Belohnung verlangen konnte, und gab endlich seinem Magazinaufseher den Befehl, das Begehren des Weisen zu erfüllen. Doch dieser war noch nicht auf zwei Drittel der 64 Schachfelder nach der schrecklichsten Rechnung gekommen, als er athemlos, von Schweiß triefend, zum Schach kam und erklärte, so viel Gerste trage das ganze Reich nicht, als da herauskomme.

So erzählt die Sage. Und eine kleine Untersuchung muß wenigstens der Rechnung des Magazinaufsehers beipflichten. Eine auf Acten gegründete Thatsache sei dazu das Gegenstück.

Ein Edelmann kaufte 1717 ein Pferd und stellte darüber folgenden Wechsel aus:

Leipzig den 17. October 1717.

Gegen diesen meinen Solowechsel zahle ich an Herrn Joh. Heinr. Beiern binnen 24 Stunden, und zwar jede Stunde, deren 24, die erste einen Pfennig, die zweite zwei Pfennige, die dritte vier Pfennige, die vierte acht Pfennige, und also wieder bis zu Ende der 24 Stunden jede allezeit duplicirt, es mache auch an Thalern so viel, als es in Rechnung austrägt. Des Werths bin durch einen Pferdehandel wohl vergnügt rc. rc.

Joh. Karl von Eckenberg."

Der ehrliche Mann hatte sich durch die Zahl der Pfennige in den ersten vier Stunden täuschen lassen und geglaubt, einen herrlichen Kauf gethan zu haben, aber wie erschrak er, als er nun die ganze Summe in ihrer *) Progression wahrnahm und sie zahlen sollte. Sie betrug nicht weniger, als 58,274 Thaler 5 Gr. 3 Pf. zu folge der mühsamen Rechnung des vereideten, dazu gezogenen Stadtrechenmeisters Gottlieb John. Der Ueberlistete wurde, da er weder bezahlen wollte, noch konnte, arretirt, und die Sache von Rechtswegen erst 1731 völlig auseinander gesetzt, nachdem die Justiz den Wechsel für listig erschlichen und dadurch ungiltig erklärte. Merkwürdig ist die Sache schon darum, weil nur durch selbst versuchte Berechnung der Art die so ungeheure, aus Kleinigkeiten hervorgehende Summe in die Augen fällt, und sogar gute Rechner an der Möglichkeit derselben einen Augenblick zweifeln können. Ein Pferd auf obige Art nach seinen Hufnägeln (deren 28 sind) gekauft, könnte kaum ein Fürst baar bezahlen.

Die Weisheit weiß, was sie nicht weiß.

Der berühmte Duval, Bibliothekar Franz des I., antwortete oft auf die Fragen, die man an ihn that: Das weiß ich nicht! Ein Unwissender sagte ihm daher eines Tages: Der Kaiser bezahlt Sie ja für das Wissen! Duval antwortete: Der Kaiser bezahlt mich für das, was

*) steigenden Reihe.

ich weiß; wenn er mich für das bezahlte, was ich nicht weiß, so würden alle Schätze seines großen Reiches dazu nicht hinreichend sein!

Die vergebliche Angst.

M. Casaubonus war ein Gelehrter, in Genf geboren, und machte England zu seinem zweiten Vaterlande. Er starb 1671 in seinem 72. Jahre.

Dieser Mann erzählt folgenden Vorfall: Ich reiste, so schreibt er, mit meinem Sohne; wir waren zu Pferde, hatten ungefähr 20 Meilen *) zurückgelegt und befanden uns bei einer Dame, die zu meinen Verwandten gehörte, und die mich schon sonst immer sehr freundschaftlich aufgenommen hatte. Mitten in der Nacht, — mein Sohn und ich schliefen in einem Bette — als wir eben im besten Schlafe lagen, wurde ich auf einmal durch einen Knall, der von einer Flinte oder einem Pistol herzurühren schien und unter dem Bette fiel, aufgeweckt.

Ganz erschrocken weckte ich meinen Sohn auf und fragte ihn, ob er nichts gehört oder gefühlt hätte? Kaum hatte ich ihn dem Schlafe entrissen, so fiel ein zweiter Schuß und erschütterte das Bett mit eben der Gewalt, wie das erste Mal. Mein Sohn war dadurch so erschreckt worden, daß ich meine eigene Bestürzung vergaß, um mich mit der seinigen zu beschäftigen.

Während ich Alles aufbot, ihn zu beruhigen, fiel ein dritter Schuß, begleitet mit einem Geprassel, wie die beiden ersten Male. Ich würde auf der Stelle aufgestanden sein, wenn mich mein Sohn nicht zurückgehalten hätte, der mich mit seinen Armen umklammerte und mich beschwur, ihn nicht zu verlassen. Es verging wenigstens eine Stunde, vom dritten und letzten Schusse bis zu dem Augenblicke, wo mein Sohn wieder einschlief, und ich selbst schlief erst kurz vor Tages Anbruch wieder ein. Früh war mein Sohn vor mir aufgestanden, er blickte unter dem Bette umher und sah — nichts.

Ich verbot ihm, von unserm Abentheuer eher zu sprechen,

*) Englische Meilen, von denen 4 auf eine deutsche gehen.

als bis ich mich mit der Frau vom Hause, die ich als eine rechtschaffene und scharfsinnige Frau kannte, darüber verständigt hätte. Erst zum Mittagsessen kam sie in den Speisesaal. Ich ging zu ihr, und da ich sie mit ihren beiden Töchtern allein sah, so fing ich an, sie ganz sanft auf die Erzählung vorzubereiten, die ich ihr eben mittheilen wollte, damit sie nicht zu sehr dadurch angegriffen würde. Aber trotz dieser Vorsicht las ich auf ihrem Gesichte deutlich Unruhe, und als sie in dem Laufe der Unterhaltung in meinen Blicken etwas zu suchen schien, um sich zu ermuthigen und von einem Argwohn zu reinigen: so bemühte ich mich, ihrer Erwartung zu entsprechen und sagte ihr, es wäre mir diesen Morgen eingefallen, daß wol dieses Geprassel von einer Unordnung in den Sehnen und Stricken herrühren könne, welche dem Bette zum Tragen dienten.

Auf der Stelle heiterte sich ihr Gesicht auf und sie rief aus: Ja, so ist es! man hat dem Bette neue Tragriemen gegeben und sie so straff angespannt, daß der Mann, welcher sie aufzog, uns gleich sagte, er fürchte, daß sie reißen würden, wenn man das Bett beschwerte.

Kaum hatte sie diese Worte vollendet, so schickte sie eine ihrer Töchter ab, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, und diese bestätigte unsere Vermuthung. Die Sehnen waren an drei Stellen zersprungen. Wäre ich in meinem ersten Schrecken aus dem Bette aufgestanden und hätte das Haus verlassen, so würde ich, ohne die geringste Absicht zu haben, die Wahrheit zu verletzen, überall gesagt haben, dieses Haus sei von bösen Wesen bewohnt. Niemals würde ich mir eingebildet haben, daß ein solcher Knall die Wirkung eines zerrissenen Tragriemens sein könnte, und die Erschütterung, die ich bei jedem Knalle verspürte, und wodurch eben unser Schrecken so sehr gesteigert wurde, würde mir immer unerklärbar geblieben sein.

Seitdem ich nun aber den wahren Hergang der Sache weiß, sind mir mehrere ähnliche Erscheinungen vorgekommen. Ein sehr kleiner Faden macht, wenn er zerrissen wird, schon ein ziemlich starkes Geräusch; übrigens hätte ich unfehlbar überlegen sollen, daß ein Pistolenschuß auch mit Rauch und einem Geruche begleitet ist. Doch es ist

genug, um zu zeigen, daß es nicht immer hinreicht, Glauben zu verdienen, wenn man sagen kann: Ich habe es gesehen, oder ich habe es gehört!

Markus, der ehrliche Judenknabe.

Ein armer Jude in Dessau hatte einen Sohn, den er — weil ihm alle Mittel fehlten — von Jugend an auf seine Reisen mitnahm, um ihn zum Handel abzurichten. Das Waarenlager des Vaters war äußerst unbedeutend. Was Vater und Sohn mit sich trugen, war immer ihre ganze Habe. Sie mußten sich kümmerlich nähren, weil die Familie sehr zahlreich war. Wind und Wetter, Frost und Hitze Preis gegeben, irrten sie oft wochenlang umher, ehe sie ihren kleinen Waarenvorrath umsetzen konnten. — Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit waren der einzige Reichthum des Vaters. Immer hatte er bei seiner Armuth jeden Weg verabscheut, sich durch Wucher und List Reichthümer zu erwerben. Kaum gewann er den dürftigsten Unterhalt; dennoch suchte er die Grundsätze der Gewissenhaftigkeit auch auf seine Kinder fortzupflanzen, und der kleine Markus, sein Reise- und Handelsgefährte, war schon in seinem zarten Alter das glückliche Ebenbild seines redlichen Vaters.

Eines Tages mußte der letztere wegen Unpäßlichkeit in Wermsdorf, im Meißnischen, zurück bleiben, während sein zwölfjähriger Sohn in den umliegenden Dörfern seinen kleinen Vorrath von Waaren feil bot. Ein großes Schloß, von einer großen adelichen Familie bewohnt, bewog ihn, hier sein Glück zu versuchen. Die Frau vom Hause erblickte ihn kaum, als sie ihn in ihr Zimmer rief. „Was suchst Du hier, Kleiner? fragte sie ihn. Mit einer anständigen Dreistigkeit bot er ihr seine Waaren an, die in Hemdeknöpfen und andern Kleinigkeiten bestanden. — „Hast Du weiter nichts, mein Kind?“ fuhr die Dame fort. „Es ist Alles, gnädige Frau,“ antwortete der Knabe. „Gern wollte ich Dir etwas abkaufen — sagte sie, — aber ich kann alle diese Dinge nicht brauchen.“ „Haben die gnädige Frau nichts zu handeln?“ — fragte

er Kleine weiter. „Armer Junge — erwiederte diese — du wirst mir wol schwerlich viel abkaufen können."

Um dem kleinen Handelsmann indessen eine Freude zu machen, brachte sie aus einem Nebenzimmer einige Kleinigkeiten herbei, unter denen sich auch ein sauber gearbeitetes Kästchen von Nußbaumholz befand. Der junge Markus besah die Sachen und fragte nach dem Preis. Die Dame forderte sehr wenig, und der Handel wurde geschlossen. Markus eilte, froh über den guten Kauf, nach Wermsdorf zu seinem Vater. Die erhandelte Waare wurde auf die Seite gelegt, und beide legten sich zur Ruhe.

Markus erwachte früher, als sein Vater, und besah nun die gekauften Schätze genauer. Das Kästchen gefiel ihm vorzüglich. Es war mit Sammet ausgelegt, und sogleich entdeckte er darin zwei verborgene Schubfächer. Er zog eins heraus und erstaunte nicht wenig, als er eine Einfassung von vergoldetem Silber darin fand, welche ehemals ein Portrait enthielt. Seine Verwunderung stieg noch höher, als er es mit mehreren Diamanten besetzt fand. Einige hundert Thaler war der Fund sicher werth. Seine Freude war darüber sehr groß, aber bald fiel ihm ein, daß die Dame wol schwerlich ein so kostbares Kleinod um einen so geringen Preis würde gegeben haben. Ohne in diesem Falle seinen Vater erst um Rath zu fragen, sagte ihm sein eigenes Gewissen schon, was hier zu thun wäre. — Schnell packte er die gefundene Kostbarkeit ein und eilte dem Schlosse zu. Die Dame ward halb verdrießlich, daß der kleine Jude sie schon so früh wieder störte.... „Ich habe, gnädige Frau — redete er sie an — gestern mit Ihnen gehandelt, aber in dem erkauften Kästchen etwas gar Kostbares gefunden. Gewiß haben Sie es nicht gewußt, ich muß es Ihnen daher zurückbringen." Mit diesen Worten gab er ihr das Gefundene.

Lange blickte die erstaunte Frau den kleinen Markus an. Ueber eine so seltene Gewissenhaftigkeit war sie tief gerührt. Lange schon hatte man jenes Kleinod vermißt und sich endlich damit beruhigen müssen, daß es auf irgend eine Art entwendet worden sei. — Sie schloß den ehrlichen Knaben, wie ihren Sohn, in die Arme und fragte ihn nach seinem Namen und Geburtsort. Sie wollte ihn nicht wieder von sich lassen und versprach,

künftig in ihrem Hause für sein Glück zu sorgen. „Nein — sagte der Kleine — ich habe noch Brüder und Schwestern und muß handeln, wenn der Vater krank ist. Ich habe ja nur meine Pflicht gethat.“

Um indessen seine Ehrlichkeit zu belohnen, gab ihm die Dame ein Geschenk von zwanzig Thalern — eine für ihn ungeheure Summe — und die Versicherung, daß er stets Zutritt und Unterstützung im Hause finden sollte. Die schöne That wurde bald unter dem benachbarten Adel bekannt; und Markus konnte darauf rechnen, daß er jedesmal in dieser Gegend einen ansehnlichen Verdienst haben würde. — Der Knabe reifte zum Jüngling und Manne, und sein Handel breitete sich immer mehr aus. Viele adeliche Familien übertrugen ihm ihre Einkaufsgeschäfte, die er noch jetzt mit großer Pünktlichkeit und Billigkeit besorgt. Seit vielen Jahren ernährt er seine neunzigjährige Mutter in Dessau und läßt seinen ärmern Geschwistern reichliche Unterstützungen zufließen.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen; dennoch kannte er die Menschen sehr gut. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte; wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen!

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Rechenmeister, ein dürres, grämliches

ännchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer her und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer kuckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wol, Herr Till, das die Leute ihn hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich was! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh Du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich Du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da recht?

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der kuckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, wie meint Er wol, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt Du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehest Du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst Du hübsch bedächtig in Dich ein, wie der Andere. Erst sprichst Du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit Dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till, so hab' ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein ander Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an und schüttelte ihn, Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich nach dem andern! Künftig lege ich die Hände lieber in den Schooß und bleibe zu Hause.

Ach, nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß

Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehme, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau! wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau.

Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja, sieht Er! aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein Anderer gegangen, das war Herr Schall. Der mußte Haussorgen in seinem Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher und kuckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihn nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Wicht in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wol, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen hübsch in der Mitte.

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein ander Mal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger Herr Wills; der wollte zu einem kleinen Unternehmen Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wol, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht
rn. — Une damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so
ill ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das
nter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er
ann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt! — Obendrein? —

Es ist nichts; es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte
n meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein
ar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen; der
atte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte
n zum Thore hinaus.

Ei, das wäre, die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr
Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? —
Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen
etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn
anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem
Bankerutte verloren? — Ach was, sagte er wieder, es
ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein
Hunderter fünfe. Er saß in schönen Umständen, der
Mann; aber, wie gesagt, die einzige Redensart half
ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit
hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, daß
Er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber
Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich
hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Korn-
händler, Herr Tomm; der bauete von einer andern Re-
densart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude
und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, um's Himmels willen, die möcht' ich wissen! —
Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr
Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach,
viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da sah man,
wie ihm das Herz im Leibe lachte; ganzer hundert
Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was
ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach,
sagte er wieder, ich habe viel verloren, viel Geld, ganzer
fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der

Mann; aber wie gesagt, das ganze, große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt Ihm am besten? Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Ortsobrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills! Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Spielsucht.

Im Markgrafthum Baden lebte auf einem Dorfe, nicht weit von Basel, ein junges Ehepaar, das bei seiner Verbindung der Gegenstand des Neides aller Nachbarn, einige Jahre lang ein Vorwurf *) ihrer Schadenfreude, und endlich wieder ein Beispiel allgemeiner Erbauung war.

Der junge Mann kam frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Bauerngutes, welches ihm sein Vater in der vortheilhaftesten Verfassung hinterließ. Dieser hatte immer darauf gesehen, daß seine Kühe die schönsten im Dorfe, seine Klee- und Getreidefelder die fettesten, sein Weinberg und Baumgarten am besten unterhalten waren. Auf einen an einander gränzenden Feldern standen in langen

*) Vorwurf hier so viel als Gegenstand.

Reihen die schönsten Nuß- und andere Obstbäume, die inen beträchtlichen Ertrag gaben.

Jakob (so hieß der junge Bauer) sah sich nun rnstlich nach einer Gehülfin um; und da seine Wahl allein von ihm abhing, so folgte er seiner Neigung und heirathete ein hübsches Bauermädchen aus einem benachbarten Dorfe, das ihm von Herzen gut war. Rose (so hieß die junge Frau) war für ihr Hauswesen eben so wirksam und geschäftig, wie Jakob in Betreibung der Landwirthschaft. Alle Abend theilten sie einander mit, was sie den Tag über gethan hatten, und berechneten den daraus zu hoffenden Gewinn.

Rose hatte fünfhundert Gulden eingebracht; diese wurden zur Erlangung eines schönen Stücks Waldung angelegt, welche Jakobs Gute abging und eine sehr vortheilhafte Verbesserung desselben war. Statt daß andere Bauern des Sonntags in die Schenke gingen, während die Weiber und Kinder derselben zu Hause Wasser trinken mußten, blieb Jakob zu Hause bei seinem lieben Weibe und theilte mit ihr den Genuß irgend einer Erquickung, die sie sich ohne großen Aufwand verschaffen konnten. Er pflegte dann seines Obst- oder Küchengartens und beschäftigte sich mit seiner Baumschule, oder er nahm seine Rechnungen vor. Bald bekam er noch eine angenehme Beschäftigung; denn seine Rose gebar ihm einen wackern Jungen, den er gern auf seinen Armen umhertrug.

Jakob hatte von seinem Vater den gewiß erlaubten Stolz geerbt, der wohlhabendste, ordentlichste und thätigste Bauer im ganzen Dorfe zu sein. Jakob war nicht nur bemüht, diese Vorzüge in seiner Familie zu erhalten, sondern er glaubte auch, dieselben noch vermehren zu müssen. Der heimliche Neid der Nachbarn, die sich zuweilen laut über ihn her machten, daß er so zusammengeize und des ebens nie froh werde, spornte ihn nur noch mehr dazu n, auf Vergrößerung seiner Grundstücke und auf Veresserung seiner Umstände bedacht zu sein. Er schien in m Krapp-Bau *), bei dem sich die Elsasser Bauern so ohl befanden, ein untrügliches Mittel zu finden, das zu

*) Krapp ist ein Färbekraut.

14

diesem Ziele führe, und begab sich daher selbst in das Elsaß, um hinlängliche Kundschaft davon einzuziehen.

Hier ward er zu seinem Unglück mit Bauern bekannt, die von der Lotteriesucht angesteckt waren, und deren einer nicht lange vorher eine Terne gewonnen hatte. Jakob wurde dadurch hingerissen, sein Glück ebenfalls zu versuchen und verlor. Der Verlust war ihm unangenehm; und da er ihn nicht einbüßen wollte, so verstärkte er von Zeit zu Zeit seinen Einsatz. Zuweilen gewann er einmal einen Auszug, und dadurch wurde er immer aufs neue angefeuert. Seine Rose schien wenig von diesem Bereicherungsmittel zu hoffen und ließ es ihn merken, ohne sich darüber zu ereifern.

Da Jakob den Krappbau bei sich gleich im Großen einführte, so konnte der jährliche Ertrag von seinen Grundstücken nicht ansehnlich sein, weil er den Gewinn davon erst in vier Jahren zu erwarten hatte. Das Obst wollte einige Jahre hinter einander nicht gerathen, welches sonst einen erheblichen Theil seiner Einkünfte ausmachte. Er sahe sich also von Zeit zu Zeit genöthigt, etwas zu borgen, und gerieth unvermerkt in Schulden, die er, wenn ihm das Glück günstig sein würde, mit dem gehofften Gewinn, oder doch wenigstens mit seiner Krapperndte zu bezahlen gedachte. Er trieb demnach das Lotteriespiel immer ernsthafter, und nun mußte auch sein schönes Stück Waldung herhalten, um ihn in den Stand zu setzen, bei jeder neuen Ziehung immer mehr Nummern zu spielen, um wenigstens seinem bisherigen Verluste wieder beizukommen.

Lieber Jakob, sagte ihm Rose eines Sonntags, ich dächte, Du vergäßest das, was Du schon verloren hast, und setztest nicht mehr in die betrügliche Lotterie. Sieh, das Spiel hat Dich schon in Schulden gesteckt und wird Dich noch tiefer hineinbringen. Mir ist es immer, als könne es dem lieben Gott nicht gefallen, wenn man ohne Mühe und Arbeit reich werden will. Setze doch nicht wieder in die Lotterie, lieber Jakob! Unser schönes Holz hat sie schon verzehrt, und für den Krapp hast Du auch schon das meiste Geld weg. Du siehest ja, der liebe Gott will es nicht haben. Wir wollen schon sehen, wie wir durch Fleiß und Sparsamkeit unsern Schaden wieder ersetzen. Ich bin Dir immer gefolgt, folge Du mir auch einmal,

mein guter Jakob! Dabei streichelte sie ihm die Backen und bemühete sich, ihm das Herz leicht zu machen.

Jakob fühlte wohl, daß seine Frau recht hatte, aber er konnte seinen Verlust nicht so verschmerzen, daß er zum Ersatz das einzige Mittel, was ihm möglich schien, gänzlich hätte aufgeben sollen. Der Ehrgeiz oder vielmehr die falsche Scham vor seinen Nachbarn gab seinen Gründen vollends das Uebergewicht; doch gelobte er seiner Frau, nie wieder in die Lotterie zu setzen, wenn er nur einmal diese Scharte ausgewetzt hätte. Rose schlich sich traurig von seiner Seite und dachte mit schwerem Herzen an die ersten glücklichen Zeiten ihres Ehestandes.

Solcher Auftritte gab es mehrere. Rose veranlaßte sie nie von selbst, sondern nutzte bloß die Gelegenheiten, die sich ihr darboten, zumal wenn sie ihren Mann nachdenkend fand; und dann that sie immer freundlich dabei und ließ nie einen Vorwurf über ihre Lippen kommen. Dessen ungeachtet wich Jakob seiner Frau, so viel er nur konnte, immer mehr aus, und die Schenke, wo sein Hang zur Lotterie noch genährt wurde, war sein beständiger Zufluchtsort. Er nahm am Kartenspiel Theil, um sich zu zerstreuen, und vertrank oft so viel, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern einige Tage davon bequem hätte leben können.

Sein Einsatz in die Lotterie wurde immer mehr erhöhet. Er berechnete wol, was er gewinnen konnte, aber nie, was er schon verloren hatte, und was er noch verlieren könnte. Er träumte von Nummern, besetzte sie, fand sich getäuscht, träumte von neuem und ließ sich aufs neue täuschen. Darüber vernachlässigte er seine Wirthschaft; seine Obstbäume wurden von den Raupen abgefressen; seine Baumschule verwilderte; sein Weinberg blieb ungepflegt, und das Einkommen ward immer geringer.

Der Krapp war verspielt; von der Getreideerndte behielt er kaum den Samen übrig; er hatte schon ein ansehnliches Kapital auf das Gut geborgt und war außerdem schuldig, ohne zu wissen, wie er bezahlen könnte. Er sah ein, daß er zu Grunde ginge, wenn nicht bald ein Glücksfall erfolgte, aber er konnte nicht mehr zurück. Das arme Weib jammerte und weinte heimlich über die Verirrungen ihres Mannes, den sie immer noch liebte, und

arbeitete über ihre Kräfte, um nur das Nothdürftigste herbeizuschaffen. Sie litt sehr, da sie sahe, daß er zu Hause keine Ruhe mehr hatte und sich nur der Spielsucht und dem Trunke überließ.

Als ihm niemand mehr borgen wollte, so wurde das letzte Stückchen Holz vollends verkauft, so daß er nun selbst keins mehr hatte. Dann kam die Reihe an Stroh und Futter, ob er gleich desselben selbst sehr bedurfte. Endlich wurden ein paar Kühe auf den Viehmarkt getrieben, und nun kam es sogar an einige gute Kleidungsstücke, die der Frau gehörten; die gierige Lotterie verschlang das Meiste davon und gab nichts wieder von sich.

Gerade um die Zeit, wo die Umstände am traurigsten und verworrensten waren, kam Rose mit einer Tochter nieder. Man mußte Verschiedenes verkaufen, was beinahe unentbehrlich war, um nur die nöthigen Kosten zu bestreiten, und dennoch litt die arme Wöchnerinn fast am nothwendigsten Mangel. Sie raffte sich einige Tage nach ihrer Niederkunft wieder auf, um nur für die ersten Bedürfnisse zu sorgen, und von nun an war sie es fast ganz allein, die durch ihren unermüdeten Fleiß Mann und Kinder ernährte. Sie hatte, selbst in den letzten Zeiten, es ihrem Mann an nahrhafter Speise so wenig als möglich abgehen lassen und lieber selbst gedarbt. Jetzt konnte sie das, auch bei der größten Anstrengung, nicht mehr möglich machen, und Jakob, wenn er auch nichts darüber äußerte, schien wenigstens immer etwas Besseres zu erwarten, als aufgetragen wurde. Rose verlor dennoch ihre Sanftmuth nicht, aber es war ihr deutlich anzusehen, wie viel Mühe sie sich gab, ihren Kummer zu verbergen.

Eines Morgens rief Jakob seinem trefflichen Weibe noch unter dem Thorwege zu, er werde des Mittags nicht heim kommen; sie sollte ihm das Essen auf das Feld hinausbringen. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er seinen Weg fort und vertiefte sich in seine betrüglichen Spekulationen. Die gute Frau sann hin und her, wie sie ihrem Manne ein erträgliches Mittagsbrod bereiten wollte, aber sie konnte nichts erfinden. Die letzten Groschen waren gestern in der Schenke verspielt und vertrunken worden; die Vorräthe waren aufgezehrt; der Wirth borgte nicht mehr, und von den schadenfrohen Nachbarn, denen sie kaum in die Augen

sehen konnte, war auch nichts zu hoffen. In dieser verzweifelten Lage überließ sie sich eine Zeit lang ihrem ganzen Gram. Der Mittag rückte heran; sie machte den Kindern eine Mehlsuppe und säugte trostlos das kleine Mädchen, welches an der mütterlichen Brust sanft einschlief.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke in den Sinn, den sie mit Hastigkeit festhielt. Sie war nicht bloß Gattin, sie war auch Mutter, und Mutter von vier Kindern, die nun fast dem gänzlichen Mangel bloßgestellt waren. Vielleicht, dachte sie, wird er dadurch gerührt werden, und von seiner Spielsucht zurückkommen. Muthig unterdrückte sie die Empfindungen, die ihr Vorwürfe zu machen schienen, daß sie ihrem Manne ein so grausames Schauspiel bereitete. Mit bebender Eile, als wenn sie fürchtete, sie möchte ihren gefaßten Entschluß wieder bereuen, legte sie das schlafende Kind in das Körbchen, in welchem sie ihrem Manne gewöhnlich das Essen brachte und machte sich auf den Weg.

Jakob hatte sich schon einmal umgesehen, ob Rose noch nicht komme; endlich sah er sie mit dem bekannten Körbchen zwischen den Feldern herkommen. Seine Hoffnung, ein gutes Mahl zu erhalten, stimmte ganz mit seiner Eßlust überein, und beide zusammen verbreiteten eine gewisse Heiterkeit, die von Rosens schwermüthigem Ernste, mit dem sie sich näherte, gänzlich abstach. Schweigend setzte sie das Körbchen auf den Feldrand hin. Jakob nahm darneben sogleich Platz, zog seinen Hut ab und verrichtete sein Tischgebet. Aber welch ein mächtiges Erstaunen ergriff ihn, als er das Tuch von dem Körbchen wegzog und darin keine Speise, kein Getränke, sondern sein schlafendes Kind erblickte. — Mit stummer Empfindung sahe er zu seinem Weibe auf, die ihm in einiger Entfernung gegenüber stand und ihn mit starren überströmenden Augen anschauete. — Iß! sagte sie mit einem festen, und erschütternden Tone: Du hast noch größeres Recht daran, als der Hunger, der den armen Wurm ohnedies bald verzehren wird; ich habe sonst nichts mehr, was ich Dir zu bringen vermöchte. Du hast mir nichts weiter gelassen, wovon ich Dich und Deine Kinder sättigen könnte: Du hast gestern die letzten Groschen in der Schenke verthan, die noch auf einige Tage hingereicht hätten: sättige Dich nun an Deinem eigenen Kinde!

Jakob wurde hierdurch bis ins Innerste erschüttert. Mit stummen Entsetzen starrte er eine Zeitlang auf den Boden hin und sah den Abgrund vor sich, an den er sich und die Seinigen gebracht hatte. Plötzlich stand er auf und fiel seinem trefflichen Weibe um den Hals. O, vergieb mir, wenn Du kannst! Bei Gott! ich will nie wieder spielen; ich will Tag und Nacht arbeiten, um mich aus dem Unglücke herauszureißen. in das ich mich so blindlings gestürzt habe. Glaube nur, daß es mir ein Ernst ist, ich will Dir in Allem folgen! Ach, hätte ich es doch immer gethan!

Rose freuete sich ihres schönen Sieges und ließ ihren leidenden Mann nicht länger in Ungewißheit, ob sie ihm gänzlich verzeihe. Sie schlang ihre Arme feurig um ihn herum und überhäufte ihn mit Liebkosungen. O Jakob, rief sie gerührt aus, sieh, nun bist Du wieder mein! Ach seit langer Zeit warst Du es nicht mehr. Schon lange waren Deine Kinder so gut als verwaiset. Nicht wahr, lieber Jakob, Du willst nun wieder ihr Vater sein?

Jakob konnte diese Rede kaum ertragen; sie vollendeten seine plötzliche Sinnesänderung aus dem Grunde. Für Rosen war dieser Tag ein zweiter Hochzeittag, so sehr auch ihr häuslicher Zustand von jenem ehemaligen verschieden war. Es ward ihr auf einmal, als wenn ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. Mit ruhiger Heiterkeit suchte sie die trüben Wolken von ihres Mannes Stirn zu verscheuchen und ruhete nicht eher, als bis es ihr, in etwas wenigstens, gelungen war. Sie zeigte ihm, auf welche Weise sie sich bald wieder helfen könnten, und erheiterte dadurch sein durch Sorgen verfinstertes Gesicht nicht wenig.

Jakob hielt Wort, setzte nicht mehr in die Lotterie, ging nicht mehr in die Schenke und ward ganz wieder der arbeitsame und ordentliche Mann, der er sonst gewesen war. Rose gab ihm nichts nach, und die mühsamsten und ungewohntesten Arbeiten wurden ihr leicht. Nie erwähnte sie etwas von ihrer vorigen Lage, und wollte ihr Mann zuweilen davon anfangen, so hielt sie ihm den Mund zu und schäkerte mit ihm. Jakob wollte schlechterdings, daß sie alle Groschen in Verwahrung nähme, und sie that es eine Zeitlang; sobald aber die

erste dringende Schuld abgetragen werden konnte, bekümmerte sie sich nicht mehr um die Einnahme.

Es währte nicht lange, so konnte wieder eine Kuh angeschafft werden, und bald darauf die zweite. Die kleinen Schulden wurden zuerst getilgt, und hernach die größern, denn Jakob sammelte eifriger, als wenn er einen Schatz anzulegen hätte. Einige fruchtbare Wein- und Obstjahre setzten ihn in den Stand, einen großen Theil seiner Schulden zu bezahlen, und nun konnte er schon berechnen, wie bald sein Gut frei sein könnte. Nur seine Waldung konnte er sobald nicht wieder herstellen; ihr Anblick blieb ihm der einzige Vorwurf über seine Thorheiten.

So war allmählich das häusliche Glück dieser Familie durch Rosens sanftes und kluges Benehmen wieder hergestellt, ohne welches sie augenscheinlich zu Grunde gegangen wäre. Alle Nachbarn wurden dadurch erbauet; kein Mensch sprach mehr von Jakob und Rosen geringschätzig, und keine Nachbarin sahe Rosen mit schelen Augen an, wenn sie es sich schon zuweilen von ihrem Mann gefallen lassen mußte, daß er sie ihr als Muster einer guten Hausfrau aufstellte. Dies Beispiel beweiset, wie vielen Einfluß ein verständiges, sanftes und pflichtliebendes Weib auf Wohlstand und häusliche Glückseligkeit hat.

Das Gespenst an der Kirchthüre zu Soest.

Der im Jahr 1782 verstorbene Grenadier-Hauptmann des Wolfersdorfischen Infanterieregiments, Herr von Kettler, theilte einst folgendes ihm aufgestoßenes spukhaftes Abentheuer mit:

„Es war kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen schlesischen Krieges — so erzählt er — als Dienstgeschäfte zu Soest in Westfalen einst früh Morgens um drei Uhr mich, als visitirenden Unterofficier, über den dortigen Wiesenkirchhof führten. Ich war der Kirchthür noch nicht ganz nahe, als ich in derselben eine weiße Menschengestalt zu erblicken glaubte. Ich stutzte, faßte aber doch ein Herz und näherte mich ihr, in der Hoffnung, daß entweder Sinne oder Einbildungskraft mich hintergangen haben möchten. Allein je näher ich trat, um so

mehr überzeugte ich mich mit Hilfe des nächtlichen Schimmerlichts, daß ich es mit etwas Wirklichem zu thun hätte, und daß hier keine offenbare Täuschung obwaltete; denn ich konnte bereits die Theile des Kopfes, den Hals, den Rumpf, die Arme und die Beine einzeln deutlich unterscheiden. Selbst die schwarzen hohlen Augen, die vom Fleische entblößte Nase, die knöchernen Wangen, kurz Alles, was einem wirklichen Todtenkopfe ähnelte, erschien mir bereits als unverkennbar.

Von jetzt an lief es mir eiskalt über den Leib; ein unbezwingliches Grausen der Haut, ein haarsträubendes Entsetzen ergriff mich und hemmte nicht nur meine Schritte vorwärts, sondern gab ihnen auch — wie es mir vorkam — unwillkürlich eine entgegengesetzte Richtung; denn, aufrichtig gesagt, es war ein ungeheurer Umweg, auf welchem ich das unbegreifliche Schreckbild der Kirchthür umging.

Während ich so meinem anfänglichen Vorsatze untreu ward, und die rühmlich angefangene Untersuchung der Natur dieser entsetzlichen Erscheinung, gleichsam gezwungen, aufgab, zählte ich mir selbst in Gedanken alles dasjenige auf, womit ich mich überreden wollte, noch jetzt zur Untersuchung zurückzukehren. „Du bist ja in Deinem Berufe, dacht' ich; Du hast ja Waffen bei Dir, um Dich vor jeder Gewaltthätigkeit sicher zu stellen; Du bist Dir es selbst schuldig, Dich von der Richtigkeit dieses Gespenstes zu überzeugen; Du solltest den etwaigen Gaukler züchtigen, der Deinen Muth hier so wenig ehrenvoll für Dich berechnet hat; Du würdest gewiß um eine wohlthätige Erfahrung reicher, mithin fester in Deiner Ueberzeugung von der Grundlosigkeit aller übernatürlichen Erscheinungen."

Dies und noch mancherlei dacht' ich, und sagt' ich mir selbst; und dennoch blieb ich, was ich war, — unentschlossen und feigherzig. Ich ließ Kirchthür und Gespenst unberührt und ging meine Straße, unwillig über mich selbst, daß ich einer Pflicht zu genügen, mich zu schwach fühlte, und mich bisher für muthvoller und entschlossener gehalten hatte, als ich war.

So tyrannisirt uns selbst noch der Rest jenes entehrenden, schädlichen Vorurtheils, das mit der Ammenmilch

und mit dem albernen Geschwätze furchtsamer oder einfältiger Kinderwärterinnen in uns überging! —

Sobald der Tag grauete, und das herzeinflößende Licht des Morgenroths die Gegenstände erhellte und alle nächtlichen Truggestalten verscheuchte, vermocht' ich es endlich über mich, den Weg zur räthselhaften Kirchthür hin noch einmal zu machen. Ich hoffte nämlich, entweder den vermeinten Geist selbst, oder doch dessen hinterlassene Spuren noch vorzufinden. Wirklich betrog ich mich auch nicht in dieser Voraussetzung; denn ich fand noch die ganze Erscheinung. Sie war eine mit Kreide an die Kirchthür gemalte ganz weiße, menschenähnliche Gestalt, vermuthlich das Geschöpf eines Schulknaben. Was ich für die Todtenkopfsnase und die schwarzen hohlen Augen gehalten hatte, war das Schwarz des Thürgrundes, um welches her die Kreide das übrige an der Gestalt weiß gefärbt hatte.

Wie nun, wenn ich auch diese nur ein Paar Stunden verschobene Untersuchung nicht angestellt — wie, wenn ein absichtlicher Betrüger, oder ein Zufall das Trugbild vor der Untersuchung gänzlich verwischt hätte? — Wie oft mag man uns so mitspielen!!

Herablassung eines Kaisers.

Peter der Große, der im Jahr 1689 den Russischen Thron als Kaiser bestieg, war ein unternehmender Mann, der viele nützliche Kenntnisse des Auslandes selbst zu erlernen suchte, um seinen ungebildeten Unterthanen ein lehrreiches Beispiel zu geben. Zu diesem Zwecke reisete er nach Deutschland, Holland und England, machte sich hier mit den Künsten und Gewerben bekannt und verpflanzte solche auf den vaterländischen Boden.

Unter andern großen Städten besuchte er auch Amsterdam, wo er die Schiffsbaukunst erlernen wollte. Man bot ihm hier ein prächtiges Haus an, aber er wollte unerkannt bleiben, und bezog daher nur ein Häuschen an den Schiffswerften, (das noch jetzt unter dem Namen Vorstenborg, d. h. Fürstenburg, den Fremden gezeigt wird), kleidete sich wie ein holländischer Schiffszimmermann in eine kurze Jacke von rothem Fries und in weite

Beinkleider von weißem Leinen, ging selbst auf den Markt, um sich seine Lebensmittel zu kaufen, und kochte sie auf seinem kleinen Heerde. Darauf fing er an, alle Theile, die zu einem Schiffe gehörten, wie ein Lehrbursche selbst zimmern zu lernen, wo er sich's gefallen ließ, von seinem Meister ein Junge, auch wol ein dummer Junge genannt zu werden; und eben der Mann, der jetzt in seinem Häuschen Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer schrieb, kam im nächsten Augenblicke mit dem Beile in der Hand heraus auf die Werfte, spaltete Bretter, zimmerte Mastbäume, nagelte Bohlen an einander und knüpfte Seile und Segel.

So ließ er, der Gold und Purpur hatte, sichs nicht verdrießen, um seines Landes willen vom Thron herab in die Werkstätte zu steigen und freiwillig auf alle äußere Ehre, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten seiner Würde und seines Glanzes Verzicht zu leisten.

Muth und Ausdauer in Gefahren.

Christoph Kolumbus, aus Genua, ging im Jahre 1492 mit drei kleinen Schiffen und 90 Mann auf die Entdeckung des neuen Welttheils aus, den er auch fand, und der in der Folge Amerika genannt wurde. Anfangs hatte Alles guten Muth; aber als sie in das offene Meer steuerten, und schnell alles Land ihrem Blicke entschwunden war; als mehrere Tage, ja endlich Wochen verstrichen, ohne daß sich das erwünschte Land zeigte: da wurden auch die Beherztesten verzagt, denn Alle glaubten sich dem sicheren Tode Preis gegeben, und die rohen Matrosen drangen in Kolumbus Schiffs-Kajüte mit Vorwürfen und Drohungen, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehrte. Kolumbus aber blieb ruhig und unerschüttert, besänftigte die Zürnenden durch sein heiteres Vertrauen, indem er sich stellte, als ob er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden wäre, und verheimlichte ihnen, daß sie schon gegen 800 Seemeilen *) durchflogen hätten.

*) Eine Seemeile ist etwas kleiner als eine Landmeile: 4 Seemeilen betragen so viel als 3 Landmeilen.

Doch zuletzt war Alles vergebens; die Schiffsmannschaft wollte den Kolumbus ermorden, und nur der Gedanke, wer sie dann zurückführen sollte, hielt sie noch davon zurück. Da verlangte er von ihnen noch drei Tage Frist; sähe man dann kein Land, so wollte er umkehren. Sie gehen dies ein. Am folgenden Tage erreicht das Senkblei Grund; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren kommen angeschwommen, und Landvögel umflattern die Masten; aber die Sonne geht unter, und noch sieht man kein Land. Erwartungsvoll steht Kolumbus da, über das blaue Meer hinschauend, ob sich dem fernen Blicke nicht etwas zeigen werde. Endlich zwei Stunden vor Mitternacht sieht er in der Ferne ein Feuer, und — Land! - Land! erscholl es aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, Alle weinten vor Freude und baten knieend den Kolumbus um Vergebung. Darauf sangen sie Loblieder Gottes, und als der Morgen anbrach (Freitag den 12. October), da sahen sie — o wer beschreibt die Freude! — eine schöne, grüne Insel vor sich liegen. Mit Sonnenaufgang ruderten sie nun unter kriegerischer Musik an's Land, warfen sich betend nieder und küßten voll Dank und Freude den sichern Erdboden.

Es ging dem **Kolumbus**, wie es vielen Menschen geht, er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen, denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein Jeder eben so gut machen können. Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Kolumbus eines Tages zu Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Kolumbus nahm ein Ei und fragte: Wer von den Herren kann wol ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt? — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Kolumbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein, und das Ei stand. — Ja! riefen jetzt Alle, so hätten wir es auch machen können. — Aber, meine Herren, sagte Kolumbus lächelnd, warum **haben** Sie es denn nicht so gemacht? der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe.

Kriegerzeist.

In einer Schlacht, welche die Russen dem Feinde im Jahr 1799 in Holland lieferten, wurde einer von der Fahnenwache tödtlich verwundet. Er kam zu sich, und sein erster Gedanke war, dem Feinde die Fahne, die ihn zum Theil deckte, zu entreißen. Er zerriß sie, und steckte sie sich auf die Brust. Man brachte ihn ins feindliche Lazareth nach Frankreich als Gefangenen, seine Fahne blieb hier immer verborgen. Der General Sprengporten wurde nach Paris geschickt, über die gefangenen Russen zu unterhandeln. In seine Hände übergab der Soldat die kostbaren Reste. Der Monarch wurde von Sprengporten davon unterrichtet und belohnte den Krieger mit der Stelle des Fähndrichs dieser Fahne, die er so sorgfältig erhalten hatte.

Marie Eleonore Seibold.

Marie Eleonore Seibold, die Frau eines Dorfschullehrers in Pommern, hatte zwei Söhne, die in dem Preußischen Heere gedient und schon in dem Kriege des Jahres 1806 mit gefochten hatten. Der älteste war in einer Schlacht geblieben, und der jüngste, Christoph, der seinen Abschied erhalten, lebte als Besitzer eines Maierhofes, zwei Stunden von ihrem Dorfe, glücklich in dem Besitz eines guten Weibes. Sobald aber der König von Preußen 1813 die Vaterlandsvertheidiger zu den Waffen rief, eilte sie ungesäumt bei rauhem und stürmischem Wetter zu ihrem Christoph und forderte ihn auf, sich freiwillig den Reihen der Streiter anzuschließen. Der Sohn war bereit; nur seine junge Frau mochte in die schnelle Entfernung ihres Mannes nicht sogleich willigen. Aber mit Begeisterung rief die Mutter: Kinder, es geht für Gott, König und Vaterland! und der Sohn folgte.

Er ließ sich als reitender Landwehrmann anstellen, und die Mutter segnete ihn mit einem Abschiedskuß, indem sie zu ihm sagte: Kehre nie, oder kehre als braver Preuße zurück! Sie selbst brach sich die Zeit von ihrem Schlafe ab, um beim Schein der Lampe bis nach

Mitternacht aus dem an Linnenzeug ihr zugefallenen Erbtheil ihres erstgebornen Sohnes Wundfäden zu zupfen und Binden zu machen, die sie, um das Andenken desselben würdig zu ehren, einem Lazarethinspektor zustellte. Späterhin ging sie selbst zum Preußischen Heere ab, nachdem sie vorher ihr Testament gemacht hatte. Zwei Tage vor der großen Schlacht bei Leipzig kam sie an und erbat es sich sogleich, unentgeldlich Lazarethdienste übernehmen zu dürfen. Hier hatte sie denn auch das Glück, ihren Sohn Christoph wieder zu sehen; aber es war das letzte Mal; denn er starb nachher nicht weit von Leipzig den Heldentod für das Vaterland.

Auf die Nachricht, daß er gefallen sei, begab sie sich auf das Schlachtfeld, suchte und fand den Leichnam ihres Christophs, und nachdem sie ihm eine Ruhestätte bereitet, begab sie sich nach Halle, um die dort liegenden Verwundeten und Kranken zu pflegen. Aber immer angestrengt, wurde sie mehrere Wochen darauf von einem Lazarethfieber befallen und erlag der Ausübung ihrer Menschen- und Vaterlandsliebe. Kurz vor ihrem Tode bestimmte sie noch mündlich ihren letzten Willen dahin, daß von ihrem Nachlaß Bibeln und Gesangbücher für die arme Schuljugend ihres Orts angeschafft werden sollten. Der Kirchhof von Glaucha bei Halle bewahrt die Gebeine dieser hochherzigen Vaterlandsfreundin.

Treue.

In der Schlacht von Ligny am 16. Juni 1815, welche der bei Schönbund am 18. voranging, war es einer großen Anzahl Franzosen gelungen, in der Abenddämmerung um das Dorf herumzuschleichen und sich den Preußen in der Seite und sogar im Rücken aufzustellen. Fürst Blücher bemerkte dies und setzte sich an die Spitze einiger Regimenter, und sprengte tapfer gegen den Feind an. Dieser ließ die preußische Reiterei herankommen, öffnete plötzlich dem versteckten Geschütz einen freien Raum und schmetterte den Preußen einen solchen Hagel von Kugeln entgegen, daß die erschreckten Rosse zurückprallten und das Weite suchten. Das Pferd des Fürsten aber wurde von

einer Kugel durchbohrt, that in der Todesangst noch einige gewaltige Sätze und stürzte dann mit seinem hochbejahrten Reiter gewaltig zu Boden. In demselben Augenblicke brach die französische Reiterei hervor und setzte den Preußen grimmig nach.

Graf Nostiz, der Adjutant des Feldmarschalls, sah die Gefahr, in welcher der Feldherr schwebte, und fühlte es lebhaft, daß auf ihm nächst Gott alle Hoffnung des Sieges ruhte. Er sprang mit schneller Besonnenheit rasch vom Pferde, gab demselben einen Schlag, daß es davon lief, um alle Aufmerksamkeit der feindlichen Reiter von dieser Stelle abzuziehen, dann legte er sich neben den betäubten Greis, ihn mit seinem eigenen Körper deckend.

O der Treue! O der sich aufopfernden Vaterlandsliebe! Die feindlichen Reiter, sich um das, was am Boden lag, nicht kümmernd, jagten vorbei und drüber weg, so verblendet, daß sie den Sieg, der dicht vor ihren Füßen lag, nicht finden und aufreißen konnten.

Unterdessen hatte sich die preußische Reiterei zu einem neuen Angriffe gesammelt, donnerte heran, warf die französische Reiterei zurück; Nostiz rief Hilfe herbei, und der Mann, an welchem in diesen heißen Tagen des Vaterlands Rettung hing, war der Gefahr entronnen.

Einige Dichtungen.

Die Mücke und der Löwe.

Als der Löwe einst den Wald durchtobte, und alle Thiere vor ihm erschrocken flohen, forderte ihn eine kühne Mücke zum Zweikampf heraus.

Mit Hohngelächter nahm der Löwe denselben an; aber rasch flog die Mücke in seine Nasenlöcher und zerstach sie ihm dergestalt, daß er voller Wuth mit seinen eigenen Klauen sich zerfleischte und nach langem fruchtlosen Sträuben doch endlich gestehen mußte, er sei überwunden.

Denn auch Schwäche besiegt durch Geschicklichkeit oder List zuweilen den Starken; darum poche dieser nie auf seine Kraft!

Nicht wenig stolz auf ihren Sieg, schwang sich nun die

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schwan. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche umher. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben. Doch vergebens: er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte hatte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte. — Welche glückliche Zeit muß da gewesen sein! seufzte der Enkel. — Du schließest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte damals, statt des Feuerrohrs Pfeile und Bogen, und wir waren eben so schlimm daran, als jetzt.

Die Ceder auf Libanon.

Der König Hiram von Tyrus und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf dem Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter den duftenden Schatten des hohen Waldes einher, und Hiram freuete sich der weisen Reden des Königs von Israel. — Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden. Denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde unter einander. Und die Könige standen still und schaueten in die Ferne. Da

Das Krokodill, der Tiger und der Wandersmann.

Auf einem schmalen Wege, wo zur rechten Hand ein hohes Gebirge emporstieg, und zur Linken der Ganges floß, ging ein Wanderer. Plötzlich sah er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf sich zueilen. Um ihm zu entgehen, wollte er gradezu in den Strom sich stürzen und durch Schwimmen sich retten, so gut er könnte, als aus diesem ein Krokodill empor fuhr. — O ich Elender! rief der arme Wanderer, wohin ich blicke, ist der gewisse Tod. — Voll unaussprechlicher Angst sank er bei diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung und — fiel dem Krokodill in den Rachen.

Auch in der höchsten Gefahr verzweifle nicht! Oft dient zu Deiner Erhaltung, was im ersten Augenblick Deines Untergangs Vollendung schien.

Die zwei Pflugschare.

Von einerlei Gattung Eisen und auf eben derselben Werkstätte wurden zwei Pflugschare verfertigt. Einer davon kam in die Hand eines Landmanns, der andere wurde in den Winkel eines Schuppens geworfen, lag allda ruhig acht oder neun Monate lang und wurde mit Rost bedeckt. Jetzt erst erinnerte man sich seiner und zog ihn auch wieder hervor.

Wie staunte derselbe, als er seinen ehemaligen Bruder erblickte, und mit sich selbst verglich! Denn er fand ihn hell und spiegelglatt, ja glänzender noch, als er anfangs war. — Ist das möglich! rief der Verrostete aus, — einst waren wir einander gleich. Was hat Dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin? Eben diese Ruhe, erwiederte jener, war Dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdank' ich es, daß ich Dich jetzt übertreffe.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schwan. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche umher. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben. Doch vergebens: er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine *lächerliche* Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte hatte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte. — Welche glückliche Zeit muß da gewesen sein! seufzte der Enkel. — Du schließest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war *anders*, aber nicht *besser*. Der Mensch hatte damals, statt des Feuerrohrs Pfeile und Bogen, und wir waren eben so schlimm daran, als jetzt.

Die Ceder auf Libanon.

Der König Hiram von Tyrus und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf dem Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter den duftenden Schatten des hohen Waldes umher, und Hiram freuete sich der weisen Reden des Königs von Israel. — Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden. Denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde unter einander. Und die Könige standen still und schaueten in die Ferne. Da

werden, als ich besitze von Jugend auf, und ich weiß nun, daß Alles eitel ist unter der Sonne, und meine Seele hat Ekel an Allem.

So ging Baruch umher in schwermüthigen Gedanken, und betrübte sein Weib und sein ganzes Haus, so daß man sagte: Es plaget ihn ein böser Geist; darum dacht' er seinen Tagen ein Ende zu machen, daß er der Plage los würde.

Da vernahm Baruch, daß in der Stadt Memphis, im Lande Mizraim *), ein weiser Mann wohne, ein Prophet, dem Gott die Weisheit in das Herz gegeben, also, daß er zu rathen wisse in allen Dingen. Und Baruch beschloß, sich aufzumachen und seines Raths zu begehren. Und Baruch rief den treuesten seiner Diener, Namens Malchi, und sprach: Wohlan, rüste mir zwei Kameele und belade eines derselben mit Gold, Silber und edlen Steinen und den köstlichen Gewürzen Arabiens! Und Malchi that, wie ihm sein Herr geboten hatte. Baruch aber segnete sein Weib und seine Kinder und machte sich auf, er und sein Diener, und sie zogen von dannen über das Gebirge, durch die Wüste nach Mizraim

Also zogen sie mit ihren Thieren sieben Tagereisen und abermals sieben Tagereisen in der Wüste; aber sie erreichten das Land nicht. Denn der Engel des Herrn hatte sie mit Blindheit geschlagen, daß sie des Weges fehleten und wußten nicht links noch rechts. Und es durstete sie und ihre Thiere gar sehr. Denn es war kein Quell noch Brunnen in der Wüste weit und breit, und sie sammelten des Nachts den Thau in ihren Mänteln und saugten daran, ihre Lippen zu netzen. Da seufzete Baruch und sprach: Gäbe ich nicht gern alle Schätze, die das Kameel führet, und ihrer noch viel mehr aus meinen Gewölben in Damask um einen Becher des Wassers, das in meinen Gärten aus Marmor und Porphyr sprudelt, — und alle meine köstlichen Weine in meinen Kellern für ein Börnlein, das unsere Zunge laben möchte.

Also seufzte Baruch, und der Tag war sehr schwül, und die Hitze nahm überhand, und es durstete sie immer mehr, so daß ihre Seelen matt wurden. Da schlachteten sie eines ihrer Kameele; aber es war schier kein Wasser im

---

*) Mizraim oder Aegypten.

Nach einem langen stillen Nachdenken, während sie vor der zerschmetterten Ceder standen, sprach Hiram: Wenn man die Natur in ihrer furchtbaren Größe gesehen hat, dünket es beinahe thöricht, dem Herrn der Schöpfung einen Tempel bauen zu wollen. Wozu bedürfte er des Tempels von Menschenhänden gemacht? Nicht Er — antwortete Salomo — aber der Mensch bedarf dessen. Das unermeßliche Werk der Schöpfung beuget ihn nieder und gesellet ihn zu dem Staube, aus welchem sein Leib gebildet ward. Sein eigenes Werk — als ob es den Unsichtbaren, Allgegenwärtigen umschlösse und begränzte — soll ihn erheben. — Nicht das beinerne und fleischerne Gewölbe der Brust ist der Geist des Menschen. Hiram, auch wir sind göttlichen Geschlechts!

Die Könige schwiegen lange. Darauf sagte der Beherrscher von Tyrus: Ach, unser Königsleben gleichet dieser Ceder vor dem Wetter! — Wohl! erwiederte Salomo, es gleiche auch der Ceder nach dem Wetter! Vernimmst Du, Hiram, welchen Wohlgeruch sie jetzt, in ihrem Tode über den Wald verbreitet? —

Der Born der Genesung.

Zu Damaskus, im Lande Aaram, lebte ein Mann, Namens Baruch, der war im ganzen Lande berühmt wegen seines Reichthums, so daß die Leute sagten: Er heißet mit Recht Baruch, das ist verdolmescht, der Gesegnete. Denn er besaß die Schätze Indiens und Arabiens und wohnte in einem herrlichen Pallast; der Fußboden war von glänzendem Marmor, bedeckt mit köstlichem Teppich, und seines Reichthums war kein Ende. Dazu hatte ihm Gott ein edles Weib gegeben und sieben blühende Kinder. — Aber sieh! es war weder Friede noch Freude in seinem Herzen. Darum strebte er täglich den Glanz seines Hauses zu mehren und das Schöne mit dem Schönsten zu wechseln. Aber dennoch fand er nicht Friede in seinem Herzen und ward immer mißmuthiger, und der Schlaf entwich von seinen Augen.

Da sprach er in seinem Herzen: Was soll mir das Leben? Es kann mir nichts Besseres und Höheres

werden, als ich besitze von Jugend auf, und ich weiß nun, daß Alles eitel ist unter der Sonne, und meine Seele hat Ekel an Allem.

So ging Baruch umher in schwermüthigen Gedanken, und betrübte sein Weib und sein ganzes Haus, so daß man sagte: Es plaget ihn ein böser Geist; darum dacht' er seinen Tagen ein Ende zu machen, daß er der Plage los würde.

Da vernahm Baruch, daß in der Stadt Memphis, im Lande Mizraim *), ein weiser Mann wohne, ein Prophet, dem Gott die Weisheit in das Herz gegeben, also, daß er zu rathen wisse in allen Dingen. Und Baruch beschloß, sich aufzumachen und seines Raths zu begehren. Und Baruch rief den treuesten seiner Diener, Namens Malchi, und sprach: Wohlan, rüste mir zwei Kameele und belade eines derselben mit Gold, Silber und edlen Steinen und den köstlichen Gewürzen Arabiens! Und Malchi that, wie ihm sein Herr geboten hatte. Baruch aber segnete sein Weib und seine Kinder und machte sich auf, er und sein Diener, und sie zogen von dannen über das Gebirge, durch die Wüste nach Mizraim

Also zogen sie mit ihren Thieren sieben Tagereisen und abermals sieben Tagereisen in der Wüste; aber sie erreichten das Land nicht. Denn der Engel des Herrn hatte sie mit Blindheit geschlagen, daß sie des Weges fehleten und wußten nicht links noch rechts. Und es durstete sie und ihre Thiere gar sehr. Denn es war kein Quell noch Brunnen in der Wüste weit und breit, und sie sammelten des Nachts den Thau in ihren Mänteln und saugten daran, ihre Lippen zu netzen. Da seufzete Baruch und sprach: Gäbe ich nicht gern alle Schätze, die das Kameel führet, und ihrer noch viel mehr aus meinen Gewölben in Damask um einen Becher des Wassers, das in meinen Gärten aus Marmor und Porphyr sprudelt, — und alle meine köstlichen Weine in meinen Kellern für ein Börnlein, das unsere Zunge laben möchte.

Also seufzte Baruch, und der Tag war sehr schwül, und die Hitze nahm überhand, und es durstete sie immer mehr, so daß ihre Seelen matt wurden. Da schlachteten sie eines ihrer Kameele; aber es war schier kein Wasser in

*) Mizraim oder Aegypten.

ihm gefunden, woran sie sich laben möchten. — Da that Baruch seinen Mund auf und sprach zu Malchi: Ach, Du mein treuer Diener und Gefährte, habe ich Dich hiehin geführt, daß Du meinetwegen sterbest? Meinem Hause daheim war ich eine Plage in meinem Unmuth, und Dir nun, mein treuer Malchi, bin ich ein Engel des Verderbens in der Wüsten! Und dennoch duldest Du, wie ein Lamm, das seinen Mund nicht aufthut vor seinem Erwürger, und murrest nicht gegen Deinen Verderber, der für Deine Treue den Fluch über Dich bringet! Ach, Malchi, wie soll ich es Dir vergelten? — Also redete Baruch. —

Aber Malchi antworte und sprach: Wie sollt' ich meinem Herrn nicht gern folgen bis in den Tod? Hab' ich doch von Deinem Brode gegessen und von Deinem Weine getrunken bis auf diesen Tag. Hab' ich der guten Tage genossen, wie sollt' ich mich denn des bösen weigern? — Möchte der Herr nur Dich aus der Noth erretten und meine Seele zum Lösegeld nehmen. Bin ich doch der einzelne Mann; aber es trauren um Dich ein Weib und sieben Kindlein. — Und als Malchi diese Worte geredet hatte, da vermocht' er nicht ferner. Denn seine Seele wurde matt, und er sank nieder auf die Erde. Da brach Baruch das Herz, und er fiel auf sein Antlitz in seinem Jammer und weinete und sprach: Ach, Herr, Herr, Gott Himmels und der Erde, verderbe mich! denn ich bin nicht werth der Gnade, die Du mir erzeigt hast, und die Last meiner Sünden ruhet schwer auf meiner Seele! Darum verderbe mich, wie meine Thaten werth sind. — Und nachdem Baruch diese Worte geredet hatte, verstummte er und weinete sehr.

Siehe, da kam ein Rauschen von fern her aus dem Felsen, gleichwie das Rauschen eines Börnleins. Und Baruch erhob sein Haupt und horchte, also erhob auch das Kameel sein Haupt und neigte das Ohr zu dem Rauschen und nahete sich dem Felsen. Baruch aber sprach: Wird der Engel des Herrn denn ein Wunder thun und mitten in der Wüsten den Felsen öffnen, daß er uns vom Verderben errette? Also sprach Baruch und eilte hinzu, und siehe, an dem Fuße des Felsens, in der Tiefe, quoll ein Börnlein mit klarem Wasser, und es strömte h[illegible] und reinlich, und seine Gestalt war lieblich. Da fiel

Baruch von Neuem auf sein Antlitz und weinete und rief: Ach, Herr Gott, nun erkenne ich die Wahrheit, daß Du barmherzig bist und von großer Güte, und daß Du Wunder thust, obwohl ich Deiner Barmherzigkeit nicht werth bin!

Baruch aber trank nicht aus dem Börnlein, sondern brachte eilends eine Schale und füllte sie, und lief hinüber zu seinem Diener Malchi und wusch ihm die Schläfe und netzte seine Lippen. Da schlug Malchi die Augen auf und sahe seinen Herrn. Baruch aber fiel ihm um den Hals und weinete vor Freuden und rief: O Malchi, Du Freund meines Herzens; nicht mehr mein Diener! Ach! daß ich Dich gefunden habe! — — Siehe, der Engel des Herrn hat uns ein Börnlein gezeigt! Darum trink' und erquicke Deine Seele, auf daß Du lebest, und ich auch lebe! — Und nachdem Malchi getrunken hatte, ward seine Seele erquickt, und Baruch führte ihn zu dem Börnlein, und sie nahmen Speise von dem Kameele, die sie mitgebracht hatten, und setzten sich in die Kühlung des Börnleins, und aßen und tranken, und wurden satt.

Also tränkten sie auch ihr Thier und ruhten aus von ihren Beschwerden, und ihre Seelen wurden erquickt und gestärkt. Und sie blieben daselbst die Nacht bis an den andern Tag. — Als nun die Sonne aufging, sprach Malchi zu Baruch, seinem Herrn: Siehe, die Sonne ist aufgegangen. Willst Du, so füll' ich die Schläuche, und wir ziehen vorwärts zu dem Propheten im Lande Mizraim gegen Abend. Wir mögen nicht ferne mehr sein. — Da lächelte Baruch zu seinem treuen Diener Malchi und faßte seine Hand und sprach: Mein Bruder Malchi, nicht also! Siehe, der Herr hat mir die Weisheit gegeben, die ich gesucht habe. Wozu bedürfte es des Propheten in Mizraim? Wohlan, wir wollen gegen Morgen ziehen, des Weges, den wir gekommen sind. — Darauf füllten sie die Schläuche mit frischem Wasser, und tränkten das Kameel, und tranken selber, und segneten den Quell, der sie vom Verderben gerettet hatte, und zogen fröhlich ihre Straße.

Und als sie in der Heimath anlangten zu Damask, saß Thirza, das Weib Baruchs, vor den Thoren des Hauses sammt ihren sieben Kindlein unter den Palmen, und sie erschrak, als sie Baruch sahe und seinen Diener Malchi.

Baruch aber herzte sein Weib und seine Kindlein, und weinete vor Freuden. — Da erhob Thirza ihre Stimme und sprach: Gesegnet sei mir der weise Mann Mizraims, der Euch so bald wieder heim sendet, und gesegnet sei mir Baruch, mein Geliebter! denn siehe Deine Gestalt ist eine andere, und Dein Antlitz leuchtet mir, wie ein Engel des Friedens. Nenne mir doch den Mann Gottes, der den Frieden in Deine Seele zurückberufen hat, daß ich ihn segne!

Da lächelte Baruch und sahe sein Weib an, und erzählte alles, wie es ihm und Malchi begegnet war, vom Anfange an bis zu Ende. Darauf sprach er: Siehe, nicht ein Mensch und Prophet, sondern Gott selbst hat mich unterweiset. In der Wüste habe ich Demuth gelernt; im Börnlein hab' ich die Gnade des Allbarmherzigen und seine Güte erkannt und in meinem Diener einen Menschen und Freund gefunden! Und nun kehre ich erneut zu Euch zurück, und es wohnt der Friede in meinem Herzen, der köstlicher ist, denn Gold und Silber, und den mir meine Güter nicht zu geben vermochten.

Also redete Baruch, und sein Wandel war freundlich und schlicht und recht bis an das Ende seiner Tage. Aber von seinen Schätzen that er wohl im ganzen Lande weit umher, und ward kein Armer gefunden, dem er nicht half in seiner Armuth. Da sagten die Armen, denen er half: Wohl mag er mit Recht Baruch genannt werden; denn er ist ein Gesegneter des Herrn, und von ihm selber kommt Segen. — Er aber sprach: Siehe, auch dies hat mich das Börnlein gelehrt. — Und als ein Jahr verschwunden war, zog er hin zu dem Quell mit Malchi, seinem Freund, und Weib und Kindern, und weihete den Born und bauete darneben eine Herberge für die Pilger der Wüste. Den Quell aber nannte er Boor Refah, das heißet: Born der Genesung. Also heißet er bis auf den heutigen Tag.

Adam und der Cherub des Paradieses.

Als Abel in seinem Blute lag, und Adam bei dem Erschlagenen stand und weinete, da trat der Cherub des Pa-

ieies zu dem Vater des Menschengeschlechts und stellte
veigend sich neben ihn, und seine Stirn war ernst.
am aber erhob sein Angesicht und sprach: Ist das ein
d des Geschlechts, das aus mir entsprießen wird? Und
rd je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand ver-
sen, die Erde beflecken?
Der Cherub antwortete, Du sagst es: — Ach! mit
chem Namen wird man denn die schreckliche That be-
nnen? fragte Adam. — Mit einer Thräne im Auge
twortete der Himmlische, — Krieg. — Da schauderte
Vater des Menschengeschlechts, seufzete und sprach:
), warum mußte denn der Edle und Gerechte von der
nd des Ungerechten fallen? — Der Cherub verstummte.
Adam aber fuhr fort in seinen Klagen und sprach: Was
ibt mir denn nun in meinem Jammer auf der blutbe-
kten Erde? — Der Cherub antwortete und sprach: Der
ick gen Himmel! — Darauf verschwand er. Adam aber
nd bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne
fgegangen waren, da breitete er seine Arme empor
gen das Siebengestirn oder den Wagen und rief: O
glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels,
rum wandelt ihr so schweigend? Darf ein Sterblicher
Laut eurer Stimme vernehmen, o, so redet von dem
nde, das jenseits ist, und von Abel, dem Geliebten!
Da ward es noch stiller rings umher, und Adam warf
auf sein Antlitz und betete an. Und er vernahm in
nem Herzen ein leises Wort: Siehe, Abel Dein Sohn
et! — Da ging er getröstet von dannen, und seine
ele war still und voll Wehmuth.

Einige Einfälle des Paters a Sancta Clara.

Die besten Regenten.

Es entstehet die Frage, welches in einem Lande die besten
genten sein. Etwa die, die Wolfgang heißen? Nein.
der die Lampert heißen? Nein. Oder die Leonhard
ßen? Nein. Oder die Columban oder Aquilin heißen?
in. Alle diese sind zwar jägerische Namen, weil sie
was von Thieren haben; aber wisse, daß die besten Re-

genten in einem Lande seind diejenigen, welche Ernst heißen, welche Severin *) heißen, welche Hartmann heißen. Diese sind die besten, die mit Ernst das Böse strafen. Der Hahn krähet nicht allein, sondern er schlägt auch mit den Flügeln. In der Archon des Bundes war nicht allein das süße Manna, sondern auch die Ruthe Mosis **). Also wird nothwendig erfordert bei großen Herren und Regenten, welchen Gott das Schwert in die Hand gegeben, die strafende Justiz; sonst kann die Gutheit eine Narrheit genannt werden.

Werth der Leiden.

Viele Dinge werden durch Hin- und Herbewegen erhalten, welche sonst verdürben. Wenn man das Korn nicht wohl rühret, schwinget, schaukelt und lüftet, so verdirbt es. Ein Kleid, das man immerdar im Kasten aufsperrt, wird schabenfräßig. Das Eisen, wenn man es nicht braucht, wird rostig. Wenn man die Rebe nicht schneidet, so wird eine Hecke und ein Wald daraus. Preßt man die Trauben nicht aus, so verfaulen sie. Dennoch wundern wir uns, daß wir Menschen durch vielerlei Trübsale geübt und geschwungen werden.

Ursachen des Todes.

Gewiß ist es, daß durch die Bratspieße mehr erlegt werden, als durch den Degen, daß bei den Kuchelhäfen (Gefäße, in welchem Backwerke, Pasteten u. dergl. eingemacht werden) mehrere zu Grunde gehen, als in den Meereshäfen; daß der Krug mehrere hinrichtet, als der Krieg. Gewiß ist es, daß durch die Schüsseln mehrere umkommen, als durch die Schüsse; gewiß ist es, daß die meisten Todtengräber heißen Weinhold, und ihre Gesellen Trunkenbold.

*) Severin heißt: Strenge.

**) In der sogenannten Bundeslade, welche im ersten israelitischen Tempel, im Allerheiligsten aufbewahrt wurde, befanden sich, außer den zwei steinernen Gesetztafeln, noch ein Gefäß mit süßem Manna gefüllt, welches die Israeliten auf ihrem Zuge in der Wüste Arabiens genossen hatten und der Stab Arons, der ehemals die Gelegenheit eines Streites über die Priesterwürde geblühet hatte.

Von den Himmelskörpern oder dem Weltgebäude.

Unter dem Himmel verstehen wir hier den unermeßlich weiten Raum, der die Erde von allen Seiten umgibt, und der uns bei heiterem Wetter in einer angenehmen, blauen Farbe erscheint. In diesem undenkbar großen Raume befinden sich die Himmelskörper, das ist: die Sonne, der Mond und die Sterne. Auch unsere Erde, die als eine große Kugel, so wie alle Sterne, im freien Himmel schwebt, gehört mit unter die Himmelskörper.

Einige von diesen Himmelskörpern leuchten durch ihr eigenes Licht, ohne von andern Körpern erleuchtet zu werden, und sie bleiben am Himmel immer an derselben Stelle, ohne sich einander zu nähern oder von einander zu entfernen. Wir nennen sie deswegen Fixsterne (gleichsam angeheftete Sterne).

Zu diesen Sternen gehört auch unsere Sonne, welche uns bloß deswegen größer erscheint, weil sie uns weit näher als die übrigen Fixsterne ist. Um unsere Sonne, (wahrscheinlich auch um die übrigen Fixsterne) bewegen sich dunkle Himmelskörper, welche erst ihr Licht von der Sonne erhalten.

Einige von ihnen bewegen sich um die Sonne unmittelbar; andere aber bewegen sich während ihres Laufs um die Sonne zugleich um einen andern Himmelskörper (z. E. der Mond um unsere Erde), und diese nennen wir Monde oder Trabanten. Einige von denjenigen Sternen, welche sich unmittelbar um die Sonne bewegen, bleiben auf ihrer Bahn in einer ziemlich gleichen Entfernung von der Sonne, ohne sich ihr beträchtlich zu nähern oder sich von ihr zu entfernen; andere aber, und deren Zahl ist bei weitem die größere, kommen auf ihrer Bahn bisweilen der Sonne sehr nahe und gehen dann wieder in eine unermeßliche Entfernung zurück. Jene nennen wir Planeten, diese Kometen.

Die Kometen (Haarsterne) sind mehrentheils mit einem Schweife versehen, den man mit den Haaren des Kopfs

verglichen hat. Indessen haben nicht alle Kometen solche Schweife, sondern einige erscheinen blos als Scheiben, welche aber doch in eine Art von Nebel gehüllt sind. Dieser Schweif ist so dünn, daß man die Sterne durch ihn hindurch sehen kann. Bisweilen ist er sehr klein; bisweilen aber so groß, daß seine Länge fast den halben Himmel einnimmt. Er befindet sich allezeit an der Seite des Kometen, welche von der Sonne abgewendet ist. Mehrentheils ist er gerade; bisweilen auch gegen sein Ende gekrümmt oder wol gar getheilt.

Die Kometen sind eben so gut Himmelskörper, als die Sonne, die Planeten und die übrigen Sterne; und ihre Bewegung ist so regelmäßig, daß die Gelehrten die Wiederkunft von mehreren berechnen können. So wissen wir z. B., daß der merkwürdige Komet, welcher sich 1759 am Himmel zeigte, im Jahre 1835 wieder erscheinen wird, dessen Umlaufszeit 27,937 und einen halben Tag beträgt.

Die Erscheinung der Kometen kann also eben so wenig Krieg, Pest oder ein anderes Unglück beduten, als die Erscheinung des Mondes oder der Planeten. Viele Kometen haben sich auch am Himmel gezeigt, ohne daß ein Unglück erfolgt wäre; denn es erscheinen fast jährlich Kometen, welche aber für bloße Augen nicht sichtbar sind, sondern bloß mit Fernröhren beobachtet werden können.

Von der Sonne.

Die **Sonne** ist ein leuchtender Weltkörper oder eine erstaunlich große, glanzvolle Kugel und, nach der allgemeinen Behauptung der Sternkundigen, $1\frac{1}{2}$ Millionen mal größer, als unsere Erde, von welcher sie, in ihrer größten Weite, 21 Millionen Meilen entfernt ist. Mehr als 112 Erdkugeln, wie Perlen an eine Schnur gereiht, gehörten dazu, um den Durchmesser der Sonnenkugel darzustellen. Um sie bewegen sich die **Planeten**, also auch unsere **Erde**, welche ebenfalls ein Planet ist.

Die Täuschung, daß sich die Sonne zu bewegen scheint, kommt daher, weil wir gegen die Sonne mit jedem Augenblicke eine andere Stellung erhalten, und weil die Bewegung der Erde so sanft ist, daß wir sie gar nicht fühlen. Es geht uns wie Leuten, welche auf dem Schiffe sind, denen es auch vorkommt, als wenn sich das Ufer bewege.

Berge gibt. Dieses beweisen auch die großen Veränd-rungen, die auf seiner Oberfläche nahe bei den feuerspeienden Bergen von Zeit zu Zeit vorgehen. Einige Einsenkungen sind 30 Meilen im Durchschnitte groß, und einige von den Oeffnungen dieser Vulkane sind 3000 Klafter tief.

Der Mond ist auch mit Luft umgeben; sie ist aber viel feiner und dünner, als die Luft auf unserer Erde. Viele Vertiefungen auf dem Monde sind inwendig allenthalben schwärzlich und, wie Einige sonst glaubten, mit Wasser ausgefüllt; es können diese Stellen auch feste Theile sein. Die Oberfläche des Mondes scheint unfruchtbar zu sein; denn man hat weder Meere, noch Flüsse, noch Wolken (folglich auch keinen Regen) auf ihr entdeckt. Sie ist unserer Erdfläche sehr unähnlich. Auf unserer Erde sind ganze Reihen von zusammenhangenden Gebirgen; auf dem Monde aber viele einzelne hohe Berge und unzählige, ungeheure Vulkane. Wenn aber auch dort keine Bäume, kein Kraut, ja keine lebendige Geschöpfe anzutreffen sein mögen, die den Erdbewohnern gleichen: so läßt die Weisheit und Güte Gottes doch nicht erwarten, daß der Mond deswegen ganz öde sei. Die lebendigen Geschöpfe des Mondes müssen nur anders, als auf der Erde beschaffen sein.

Der Mond ist eine Kugel, welche 50 mal kleiner als die Erde, und über 50,000 Meilen von derselben entfernt ist. Seine Fläche ist sehr ungleich und höckerig. Die Ränder des erleuchteten Theils der Mondscheibe sind nie ganz glatt, sondern hie und da wie ausgezackt, und durch gute Fernröhre unterscheidet man überall Vertiefungen und Erhöhungen. Es hat also der Mond Gebirge und zwar sehr hohe und häufige Berge. Daher sieht man allemal nahe an dem Rande seiner Erleuchtung in den dunkeln Theilen hin und wieder eine Menge heller Punkte, welche nichts anders sein können, als Bergspitzen, die von der Sonne erleuchtet werden, ehe sie noch unten in der Ebene aufgegangen ist. Ja, die Sternseher haben sogar den Schatten dieser Berge beobachtet und die Größe derselben berechnet. Einige sind eine Meile hoch und also höher, als unsere höchsten Berge.

Die Mondfläche ist durch ihre sehr große Unebenheit zur Erläuchtung unserer Nächte vorzüglich geschickt. Wä

s mittlerweile ihre Nebenplaneten um dieselbe laufen d mit ihnen um die Sonne gehen. — Das Licht, das s durch die Sonne zufließet *), macht, daß wir die achen, die um uns sind, sehen können. Ohne dieselbe ürde die Welt finster und öde, und ein trauriges Be- ltniß werden. Die Wärme aber ist die Ursache er meisten Bewegung, und ohne dieselbe würde alles todt und erstarret sein. Sie ist daher zum Leben der Menschen und Thiere sowohl, als zum Wachsthume der Pflanzen unentbehrlich, welches man im Frühling an der rde siehet. Wenn sie dem Wasser und andern flüssigen örpern ganz entgehet, so werden sie in Eis verwandelt. Eine Sonnenfinsterniß entsteht, wenn der Mond n gerader Linie zwischen die Erde und die Sonne zu ste- en kommt, so daß wir die Sonne oder einen Theil der- lben nicht sehen können, sondern nur die dunkle Scheibe s Mondes. Sie kann sich nur zur Zeit des Neumon- des zutragen. Sie verursacht, wenn sie stark ist, eine Art Dämmerung, worin man bisweilen die Sterne sehen kann; ist aber von keinen nachtheiligen Folgen.

Von dem Monde.

Der Mond ist der Trabant oder der beständige Ge- fährte der Erde, welcher sie um die Sonne begleitet, und n sich selbst ein dunkler Weltkörper, wie die Erde. ußerdem ist er mit vielen größern und kleinern runden nd ringförmigen Flecken bedeckt, welche rings herum mit inem erhöheten hellen Walle umgeben sind und in der Mitte deutliche und nach dem Stande der Sonne verän- derliche Schatten zeigen, also Vertiefungen sind, die mit en Oeffnungen der feuerspeienden Berge auf der Erde die größte Aehnlichkeit haben. Ja, einige genaue Beobachter es Mondes haben sogar zu verschiedenen Zeiten helle Punkte wie Feuerfunken in dem Monde bemerkt, und es läßt ich nicht bezweifeln, daß es daselbst sehr viele feuerspeiende

*) Wir kennen keine schnellere Bewegung, als die Bewegung des Lichts; es legt seinen Weg von der Sonne bis zu uns, nämlich 21 Millionen Meilen, in 8 Minuten zurück. — Eine Kanonenkugel, welche gewöhnlich in jeder Sekunde 600 Fuß weit fliegt, müßte dazu 25 Jahr Zeit haben.

Berge gibt. Dieses beweisen auch die großen Verände-rungen, die auf seiner Oberfläche nahe bei den feuerspeienden Bergen von Zeit zu Zeit vorgehen. Einige Einsenkungen sind 30 Meilen im Durchschnitte groß, und einige von den Oeffnungen dieser Vulkane sind 3000 Klafter tief.

Der Mond ist auch mit Luft umgeben; sie ist aber viel feiner und dünner, als die Luft auf unserer Erde. Viele Vertiefungen auf dem Monde sind inwendig allenthalben schwärzlich und, wie Einige sonst glaubten, mit Wasser ausgefüllt; es können diese Stellen auch feste Theile sein. Die Oberfläche des Mondes scheint unfruchtbar zu sein; denn man hat weder Meere, noch Flüsse, noch Wolken (folglich auch keinen Regen) auf ihr entdeckt. Sie *ist* unserer Erdfläche sehr unähnlich. Auf unserer Erde sind ganze Reihen von zusammenhangenden Gebirgen; auf dem Monde aber viele einzelne hohe Berge und unzählige, ungeheure Vulkane. Wenn aber auch dort keine Bäume, kein Kraut, ja keine lebendige Geschöpfe anzutreffen sein mögen, die den *Erdbewohnern* gleichen: so *läßt* die Weisheit und Güte Gottes doch nicht erwarten, daß der Mond deswegen *ganz öde* sei. Die lebendigen Geschöpfe des Mondes müssen nur anders, als auf der Erde beschaffen sein.

Der Mond ist eine Kugel, welche 50 mal kleiner als die Erde, und über 50,000 Meilen von derselben entfernt ist. Seine Fläche ist sehr ungleich und höckerig. Die Ränder des erleuchteten Theils der Mondscheibe sind nie ganz glatt, sondern hie und da wie ausgezackt, und durch gute Fernröhre unterscheidet man überall Vertiefungen und Erhöhungen. Es hat also der Mond Gebirge und zwar sehr hohe und häufige Berge. Daher sieht man allemal nahe an dem Rande seiner Erleuchtung in den dunkeln Theilen hin und wieder eine Menge heller Punkte, welche nichts anders sein können, als Bergspitzen, die von der Sonne erleuchtet werden, ehe sie noch unten in der Ebene aufgegangen ist. Ja, die Sternseher haben sogar den Schatten dieser Berge beobachtet und die Größe derselben berechnet. Einige sind eine Meile hoch und also höher, als unsere höchsten Berge.

Die Mondfläche ist durch ihre sehr große Unebenheit zur Erläuchtung unserer Nächte vorzüglich geschickt. Wäre

ganz glatt, so würden wir im Monde, als in einem erhabenen Spiegel, blos ein sehr kleines Sonnenbild erblicken. Das Mondlicht ist gelblich weiß und dem Sonnenlichte ähnlich, nur viel matter. Eben so müßte einem Zuschauer, der im Monde stände, die Erde als eine gelblich weiße, leuchtende, große Scheibe erscheinen. Wenn wir die Seite des Mondes, welche die Sonne bescheinet, gar nicht sehen, so haben wir **Neumond**, welches geschieht, wenn er zwischen der Sonne und der Erde stehet, und uns seine dunkle Seite zukehret. Nach 7 Tagen sehen wir die Hälfte von der erleuchteten Seite zur rechten Hand und nennen es das **erste Viertel**. Sehen wir nach 14 Tagen die ganze erleuchtete Seite, so nennen wir ihn **Vollmond**; und alsdann steht er der Sonne gegenüber, und die Erde ist zwischen beiden. Nach 21 oder 22 Tagen zeiget sich uns die linke Seite halb erleuchtet, und da heißt er das **letzte Viertel**, welches allmählig abnimmt, bis sich der Mond ganz aus unserm Gesichte verliert. Von einem Vollmonde bis zu dem nächstfolgenden verfließen 29 Tage 12 Stunden; der Mond geht also täglich 48$\frac{3}{4}$ Minuten später, als den vorhergehenden Tag auf. — Beim zunehmenden Monde ist die erhabene Seite desselben nach Westen gekehrt; beim abnehmenden steht sie nach Osten.

Eine **Mondfinsterniß** entsteht zur Zeit des Vollmonds, wenn die Sonne den Schatten der Erde auf den Mond wirft, so daß er dadurch entweder ganz, oder zum Theil verdunkelt wird, welches alsdann geschiehet, wenn die Erde zwischen der Sonne und dem Monde steht, welches blos zur Zeit des Vollmonds geschieht. — Die Erde erscheint den Bewohnern des Monds 14 mal so groß, als uns der Mond. Sie haben eine Erdfinsterniß, wenn wir eine Sonnenfinsterniß, — und eine Sonnenfinsterniß, wenn wir eine Mondfinsterniß haben.

Von den Sternen.

Die Sterne sind insgesammt große Himmelskörper, die nur deswegen so klein scheinen, weil sie so weit von uns entfernt sind. Mit bloßen Augen werden derselben über 5000 am Himmel gesehen, durch die Fernröhre aber entdeckt man deren — besonders in dem weißlichen

Streifen am Himmel, der die Milchstraße genannt wird — eine ungeheure und zahllose Menge. Alle Sterne, die man nicht mehr mit bloßen Augen, sondern nur durch Fernröhre sehen kann, sind alle unbegreiflich weit von unserm Sonnensystem entfernt *). Man pflegt diese zwar nach ihrer scheinbaren Größe in Sterne von der ersten, zweiten u. s. f. herab, bis zur sechsten Größe einzutheilen; allein die einen scheinen uns nur wegen ihres hellern Schimmers, der vielleicht nur von ihrem uns etwas nähern Stande herkommt, größer zu sein, als andere.

Um die Sterne besser übersehen und merken zu können, hat man mehrere Sterne, die neben einander liegen, mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt. So nennt man eine Gruppe von Sternen, den Bär (den Himmelswagen oder den Pflug), eine andere die Krone u. s. w. Eine solche Gruppe von Sternen nennt man ein Gestirn oder besser ein Sternbild. Diese Sternbilder haben mit dem Gegenstande, welchen sie bezeichnen, oft sehr wenig Aehnlichkeit; sie erhielten diese Namen, um entweder das Andenken an gewisse merkwürdige Männer zu verewigen z. E. Orion, Friedrichs Ehre; oder um gewisse merkwürdige Erfindungen zu ehren, z. E. die Buchdruckerkunst, die Luftpumpe, oder sie sollten gewisse Sinnbilder der Natur sein, z. E. das Hundsgestirn, welches die Einwohner Aegyptens gleichsam wie ein wachsamer Hund auf die bevorstehende Ueberschwemmung des Nils aufmerksam machte.

Dieser Sternbilder gibt es ungefähr 100, deren 12 in den Thierkreis gehören, den die Sonne jährlich zu durchlaufen scheint, und die auch wohl die XII himmlischen Zeichen genannt werden.

---

*) Der nächste Fixstern ist 400,000 mal weiter als die Sonne von uns entfernt, und eine Kanonenkugel, die von der Erde geschossen würde, müßte, wenn sie nicht ermattete, 19 Millionen Jahre fliegen, ehe sie denselben erreichte. Das Licht von diesem Sterne würde erst in 6 Jahren 32 Tagen auf unsere Erde kommen, und viele Sterne haben wol Jahrtausende am Himmel gestanden, ehe ihre Lichtstrahlen zu uns gedrungen sind. Wie unermeßlich ist das Weltgebäude, und wie groß und mächtig ist Gott, der dieses schuf und erhält!

iese Sternbilder heißen: ♈ Widder, ♉ Stier, ♊ Zwillinge, ♋ Krebs, ♌ Löwe, ♍ Jungfrau, ♎ Wage, ♏ Scorpion, ♐ Schütze, ♑ Steinbock, ♒ Wassermann, ♓ Fische. — Und emnach sagen wir im Frühlinge, wenn Tag und Nacht leich ist: die Sonne tritt in den Widder; im Sommer, am längsten Tage: in den Krebs; im Herbste, wenn abermals Tag und Nacht gleich ist: in ie Wage, und im Winter, am kürzesten Tage: in en Steinbock. — Warum diese Sternbilder diese Namen haben, ist ungewiß.

Die Planeten sind insgesammt dunkle Körper, wie nsere Erde, die von der Sonne erleuchtet werden: denn nehmen, wie der Mond, an Licht ab und zu, und gehen um Theil, als dunkle Flecken, vor der Sonne vorüber. Die Alten nannten sie darum Planeten, d. i. Irr- und Wandelsterne, weil sie sich am Himmel hin und her bewegen, und sie daher viele Mühe hatten, die Ordnung ihres Laufs einzusehen. Und von diesen Planeten, deren jeder, von der Sonne bis zum Saturn hinauf, nach dem damaligen Wahne, allemal ein besonderes Jahr, und in jeder Woche einen besondern Tag regieren sollte *), haben auch die sieben Wochentage ihre Namen erhalten **).

*) Diese und ähnliche Abgeschmacktheiten, da die Planeten zu Regenten des Jahrs ꝛc. gemacht werden, und nicht nur auf die Witterung, sondern sogar auf Gesundheit und Krankheiten, auf Krieg, Frieden und theure Zeiten ꝛc. einen Einfluß haben sollen, findet man noch heut zu Tage als Volkstäuschung in manchen Kalendern! — Nur der Mond hat wegen seiner Nähe einigen Einfluß auf die Erde, z. B. auf die Ebbe und Fluth des Meers; die übrigen Planeten sind viele Millionen Meilen von uns entfernt: die Sonne aber ist kein Planet, sondern ein Fixstern.

**) Auch noch zu unserer Zeit pflegen, besonders auf einigen Gerichtsstuben, beim Anfange der Protokolle und dergl. die Wochentage nach altem Herkommen, in folgender Ordnung, und zwar in lateinischer Sprache also geschrieben und benannt zu werden: das Zeichen der Sonne ☉ heißt: Dies Solis oder Sonntag: ☾ Lunae oder Montag; ♂ Martis oder Dienstag; ☿ Mercurii oder Mittwoch; ♃ Jovis oder Donnerstag; ♀ Veneris oder Freitag; und ♄ Saturni oder Samstag.

Es gibt aber, so viel uns jetzt bekannt ist, und wie wir oben schon bemerkt haben, 11 Hauptplaneten, die sich in folgender Ordnung um die Sonne bewegen: ☿ Merkurius, ♀ Venus, ♁ Erde, ♂ Mars, Pallas, Juno, Ceres, Vesta, ♃ Jupiter, ♄ Saturnus, und ♅ Uranus, welche von 18 Nebenplaneten, Trabanten oder Monden begleitet werden.

Merkur ist der nächste Planet an der Sonne und ist bis auf die vier neuentdeckten Pallas, Juno, Ceres, Vesta, unter allen Planeten der kleinste, und 14 mal so klein als die Erde. Er hält sich in seinem Laufe immer nahe bei der Sonne, und kann daher nur selten, und bloß in der Abend- und Morgendämmerung gesehen werden.

Die Venus, ist beinahe so groß als unsere Erde; in ihrer scheinbaren Größe aber übertrifft sie alle Planeten unsers Systems, weil sie uns am nächsten ist. Sie ist von der Sonne nie weiter als ungefähr ¼ der Halbkugel des Himmels entfernt, daher sieht man sie nie in den Mitternachtsstunden. Weil sie in der Nähe der Sonne ist, so sieht man sie entweder gegen Abend und vor Mitternacht am westlichen Himmel, oder gegen Morgen gegen Osten. Sie führt den Namen Morgenstern, wenn sie vor der Sonne hergeht, und wird Abendstern genannt, wenn sie derselben nachfolget. Sie hat Flecken, die aber selten sichtbar sind, und Berge von mehr als 4 Meilen Höhe. Sie dreht sich in 23 Stunden und mehrern Minuten um ihre Axe, und der Tag auf der Venus ist von unsern Tagen an Länge wenig verschieden.

Nach der Venus folgt der Planet, den wir bewohnen, nemlich die Erde (mit ihrem Monde), wovon wir hernach besonders handeln werden. Ihre Entfernung von der Sonne beträgt 21, und der Umfang ihrer Laufbahn 131 Millionen Meilen. Sie legt auf derselben in jeder Stunde $4\frac{1}{10}$ Meilen zurück.

Mars, ist 6 mal kleiner als die Erde. Er hat große dunkle Flecken, aus welchen man seine Umdrehung erkennt, und nach deren Erscheinen und Verschwinden man diese auf 24 Stunden 40 Minuten bestimmt hat. Seine Größe beträgt nur den siebenten Theil unserer Erde. Auch auf ihm hat man Erhöhungen oder Berge durch gute Fernröhre bemerkt.

Auf den Mars folgen 4 Planeten, welche man erst im

sem Jahrhunderte entdeckt hat, Juno, Pallas, Ceres, Vesta.

Jupiter ist der größte unter allen Planeten, und über 400 mal so groß, als die Erde. Er führt beständig vier Monde, als Begleiter, bei sich. Man sieht auf dem Jupiter durch gute Fernröhre dunkle Streifen. Weil diese äußerst veränderlich sind, so ist es wahrscheinlich, daß sie aus der Atmosphäre dieses Planeten entspringen und Aehnlichkeit mit unsern Wolken haben.

Saturn erscheint dem Auge als ein bleicher unansehnlicher Stern. Er dreht sich in 10 Stunden einmal um seine Achse. Er ist 1400 mal so groß als unsere Erde. Um den Saturn geht ein Ring, welcher mit dem Planeten nicht zusammenhangt, sondern zwischen beiden ist ein beträchtlicher Raum. Beide bleiben aber immer gleich weit von einander entfernt. Nach neuern Entdeckungen ist dieses nicht Ein Ring, sondern es sind zwei Ringe, welche ebenfalls durch einen Raum von einander abgesondert sind. Diese Ringe sind dunkle Körper, denn sie werfen einen Schatten auf den Saturn. Außerdem hat der Saturn noch sieben Monde oder Trabanten zu Begleitern.

Uranus ist unter den bekannten Planeten der entfernteste, und er ist deswegen den bloßen Augen kaum sichtbar. Er ist 19 mal so weit als die Erde von der Sonne entfernt. Um seine Laufbahn zurückzulegen, braucht er fast 84 Jahre. Er ist 81 mal so groß, als unser Planet. Um ihn bewegen sich, so viel wir jetzt wissen, 6 Monde. Er hat zwei Ringe, die rechtwinklig auf einander stehen und ebenfalls undurchsichtig sind.

Dieses sind die Planeten, welche bis jetzt der Fleiß der Astronomen entdeckt hat; wahrscheinlich aber gibt es derselben noch mehrere, welche vielleicht in der Folge werden entdeckt werden. Außer diesen gibt es noch eine sehr große Menge von Kometen, welche ihr Licht, ihre Wärme und ihre Bewegung von der Sonne erhalten. Wie weise ist ihre Bahn gestellt, wie regelmäßig ihr Lauf! Man kann die Stellung eines jeden dieser Himmelskörper bis auf Jahrtausende berechnen, ohne um eine Minute zu irren, wie die jährliche Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse zeigt. In derselben Entfernung drehen sie sich um die Sonne, in welche sie bei ihrer Schöpfung gestellt

16 *

wurden. Käme die Erde der Sonne näher, so würde die Hitze alles versengen; würde sie von derselben entfernt, so würde vor Kälte alles erstarren.

Diese Himmelskörper haben mit unserer Erde mehr oder weniger Aehnlichkeit. Sollten diese großen Körper unbewohnt sein, da auf unserm Planeten fast jedes Blatt eine Menge von lebendigen Geschöpfen trägt, und fast jedes Thier eine kleine bevölkerte Welt ist? Unsere Erde ist gegen die ganze Schöpfung bloß ein kleiner unbedeutender Punkt, welcher auf dem Saturn und Uranus dem bloßen Auge nicht mehr sichtbar ist; und doch ist dieser kleine Punkt mit einer sehr großen Menge von Geschöpfen belebt; wie ließe es sich mit der Weisheit Gottes vereinigen, wenn die großen Himmelskörper keinen andern Zweck hätten, als bloß bei der Nacht unsern Himmel zu schmücken und unsern Augen ein glänzendes Schauspiel zu geben? Nein, da Gott weise ist, so müssen diese Körper bewohnt sein, und zwar mit vernünftigen und uns verbrüderten Wesen!

Wenn unsere Sonne mit so vielen Körpern umgeben ist, welchen sie Licht und Wärme spendet; sollten die Fixsterne, welche auch Sonnen, und zum Theil weit größere Sonnen, als die unsrige sind, einsam stehen? Nein, gewiß jeder hat seine Planeten und Monde; jeder leuchtet lebendigen und vernünftigen Wesen! — Schon von unserer Erde aus ist das Heer der Sterne unzählig, und doch sehen wir nur den kleinsten Theil derselben. Denn wenn wir auf den entferntesten Stern, der uns sichtbar ist, versetzt würden, so würden wir wieder eine ganz neue Welt von Himmelskörpern erblicken. Doch dieses Schauspiel ist zu erhaben und zu groß; der schwache Mensch kann es nicht fassen; er kann nur niedersinken und den anbeten, der dieses alles so herrlich gemacht hat. Hebet Eure Augen auf in die Höhe! Die Himmel verkündigen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk!

Seh' ich den weiten Himmel an,
So viel ich davon sehen kann,
So seh' ich Deine Güte.
Der Himmelskörper Lauf und Pracht,
Das Sternenheer, so Du gemacht,
Erregt mein Gemüthe,
Mächtig — freudig
Dir zu singen, Dir zu bringen Ehr' und Stärke.
Groß sind, Schöpfer, Deine Werke.

Von dem menschlichen Körper.

1. Es ist sehr gut, den menschlichen Körper zu kennen.

Die Kenntniß von dem Baue unsers Körpers erfüllt uns mit Ehrfurcht gegen die Macht und Weisheit des gütigen Gottes. Denn wir entdecken hier an uns selbst die deutlichsten Spuren von seiner unendlichen Kraft, von seinem großen Verstande und von seiner innigen Liebe. Obgleich unser Körper aus vielen Tausenden von Theilen besteht, so ist doch keiner von ihnen überflüssig; sondern jeder dient zur Erhaltung der künstlich zusammengesetzten Maschine und zur Vermehrung unsers Wohlseins. Schon deswegen also, um Gott näher kennen zu lernen, müssen wir unsern Körper genauer betrachten, wenn wir auch nicht auf eine andere Freude Rücksicht nehmen wollten. Es muß uns nemlich angenehm sein, uns Kenntnisse von einem Gegenstande einzusammeln, der uns so nahe liegt. Wie traurig ist es, wenn Menschen nicht einmal etwas von ihrem Körper wissen! Verständen sie auch andere Dinge, so hätten sie sich doch selbst übergangen.

Ueberdies ist uns diese Kenntniß auch noch wegen der Erhaltung unserer Gesundheit sehr nützlich. Derjenige, welcher seinen Körper nicht kennt, wird Manches thun, wodurch er krank wird. Wie mancher schwächt seine Augen, verdirbt seine übrigen Sinneswerkzeuge, oder zieht sich eine andre Krankheit zu, bloß weil er die Beschaffenheit seines Auges, seines Ohres, oder seiner Geschmackswerkzeuge und der übrigen Theile seines Körpers nicht kennt. Ja selbst in Krankheiten, die wir freilich nicht alle durch jene Kenntniß und durch unsere Vorsicht vermeiden können, werden wir entweder unser eigner Arzt sein können oder doch der Gefahr entgehen, uns einem Quacksalber anzuvertrauen. Wer zu einem solchen die Zuflucht nimmt, muß seinen Körper für ein so elendes und einfaches Werkzeug halten, daß auch der gemeinste und unwissendste Mensch es ausbessern und nichts daran verderben könne.

2. Knochen.

Das Fleisch, die Haut und alle weichen Theile unsers Körpers würden ohne die Knochen zusammenfallen. Sie sind die Grundstützen unsers Körpers und geben ihm seine Festigkeit, Größe und Stellung. Alle Knochen sind zuerst Knorpel gewesen, die sich nach und verhärtet haben. Je älter der Mensch wird, desto unbiegsamer und spröder werden die Knochen. Da die Knochen der Kinder noch nicht gehörig fest sind, so müssen diese alles zu gewaltige Ziehen, Schleudern und Ringen vermeiden; sie dürfen keine zu schwere Last, am wenigsten auf einer Seite tragen, weil die Knochen sonst leicht eine andere Gestalt bekommen, die knorpligen Theile zwischen ihnen sich von einander losreißen, und dadurch ein verwachsener Körper, Lähmungen u. dergl. entstehen können.

Die Knochen theilt man ein in Knochen des Kopfs, des Rumpfs und der Glieder. Der Schädel begreift diejenigen Knochen in sich, welche das Gehirn einschließen. Sie sind so fest mit einander verbunden, daß sie nicht im Geringsten von einander bewegt werden können. Theils endigen sie sich in sägenförmige Zacken, welche genau in die Vertiefungen des andern Knochens passen, so daß eine Nath zu entstehen scheint; theils stecken sie in den andern wie eingekeilt. Sie sind hart, stark und gewölbt. Gerade so mußte ihr Bau beschaffen sein, wenn sie vor Zerbrechen möglichst gesichert sein, und den edelsten Theil des menschlichen Körpers, das Gehirn, gehörig schützen sollten.

Am dicken Rande der beiden Kinnladen befinden sich die Zähne, gewöhnlich 32, die in eigene Zellen eingekeilt sind. Jeder Zahn besteht aus der Krone, dem hervorragenden, mit einer porzellanartigen Glasur überzogenen Theile; dem Halse, der von Zahnfleisch bedeckt wird, und der Wurzel, die bald einfach, bald doppelt, bald noch mehrfach ist. An ihrem äußersten Ende ist eine feine Oeffnung für die Nerven und 2 Blutgänge, wodurch das Blut zur Nahrung des Zahns hinein und heraus geleitet wird.

Die Zahnschmerzen rühren nicht unmittelbar von dem Zahne her, denn in dem Knochen haben wir keine Empfindung; sondern von dem verletzten Nerven im Zahne. Derjenige Mensch, dessen Säfte überhaupt verdorben sind,

leidet auch oft an Zähnen. Indessen müssen die Zähne in deren übeln Beschaffenheit manchmal allein der Grund, der Zahnschmerzen liegt, rein gehalten werden; aber nicht durch ätzende Zahnpulver, wodurch die Glasur des Zahns zerstört wird, nicht durch metallene oder überhaupt harte Zahnstocher; sondern durch Spülen mit lauwarmen Wasser und durch gelindes Abreiben mit weichen, linnenen Läppchen. Vor allem schadet dem Zahne die schnelle Abwechselung von heißen und kalten Speisen oder Getränken. Das Heiße dehnt aus, das Kalte zieht schnell zusammen; wodurch bekommt der Knochen kleine Spalten; der Zahn wird hohl und der Nerve liegt bloß. Dringt nun die Luft daran, oder wird er von den Speisen berührt, so empfinden wir die fürchterlichen Zahnschmerzen.

Daher gewöhnt Euch nicht an heiße Getränke und esset gekochte Speisen nicht eher, als bis sie lauwarm sind. Setzet auch keine Ehre darein, harte Kernen oder Nüsse zu zerbeißen, wodurch der Zahn theils an der Krone, theils auch in Absicht seiner Lage leidet, die dadurch leicht verrückt werden kann. Auch zu viel süße oder sehr saure Speisen und Getränke greifen unsere Zähne an; sie werden schwarz oder stumpf. Habt ihr Zahnschmerzen, so lasset ja untersuchen, woher sie rühren. Ist eine Verkältung die Ursache, so gehen sie bei einiger Vorsicht bald vorüber; sind Eure Säfte überhaupt verdorben, so hilft kein Zahnausreißen. Ist der eine alsdann weggeschafft, so wird der andere bald angefressen werden. Nehmt zu scharfen ätzenden Mitteln nicht Eure Zuflucht. Sie helfen nur für einen Augenblick, und der Schmerz wird desto heftiger. Ausspülen des Mundes mit lauwarmen Wasser, Wärme und Ruhe lindern gewöhnlich den Schmerz. Ist der Zahn zu sehr angefressen, so muß er freilich ausgezogen werden, weil sonst leicht seine Nachbarn angesteckt werden, oder wol gar Geschwüre im Zahnfleisch entstehen können.

Zu den Knochen des Rumpfs gehört der Rückgrat, welcher aus 24 Wirbeln besteht, damit wir unsern Rücken biegen können. Diese Wirbel werden in 7 Hals-, 12 Rücken- und 5 Lendenwirbel eingetheilt. Ihre Größe und Stärke nimmt immer zu, je weiter sie sich vom Kopfe entfernen, da die untersten mehr zu tragen bekommen.

Die Höhlung von allen Wirbeln bildet den Kanal des Rückenmarks, eine Fortsetzung des Gehirns, woraus durch kleine Oeffnungen zwischen den Wirbeln Nerven hervorgehen, die wir bald kennen lernen werden.

An den Rückenwirbeln sitzen auf jeder Seite 12 Rippen, welche sich etwas zur Erweiterung der Brust beim Athmen heben können. Sie sind breit, gewölbt und elastisch, um selbst einen heftigen Stoß oder Druck ertragen zu können.

Das Becken schließt sich an die untersten dicken Lendenwirbel an, und hat seinen Namen von seiner Figur, die mit einem Becken einige Aehnlichkeit hat, welchem der Boden fehlt. Es dient besonders dazu, daß die Eingeweide des Unterleibes eine feste, breite Unterlage haben.

Was die Knochen der Glieder, das heißt der Arme und der Beine betrifft, so sind die Beinknochen weit stärker, als die Armknochen, weil auf ihnen der ganze übrige Körper ruht. Der Oberarm besteht aus einem einzigen Knochen, der am Schulterblatte das freieste Gelenk am ganzen Körper hat, so daß er sich nach allen Seiten unter einem großen Winkel hinbewegen kann. Der Unterarm besteht aus 2 Knochen, der Speiche und der an der hintern Seite liegenden Ellenbogenröhre. Beide Knochen hangen mit der obersten Reihe der Handwurzel zusammen. Diese besteht aus 8 Knochen, wodurch natürlich eine Bewegung nach allen Seiten bewirkt werden muß. Dieser Einrichtung und dem frei sich bewegenden Gelenke des Oberarms verdanken wir die Fähigkeit, mit Leichtigkeit verschiedene Bewegungen bei unsern Arbeiten zu machen. An der Hand steht der Daumen abwärts und kann deswegen mit den übrigen Fingern etwas umspannen. Durch ihn unterscheidet sich eben die Hand von dem Fuße, und durch ihn werden wir zur Verrichtung künstlicher Arbeiten geschickt.

Die Knochen der untern Gliedmaßen haben viel Aehnlichkeit mit den obern; nur sind sie von der Vorsehung viel stärker eingerichtet, als jene. Oben ist Ein Knochen, das Schenkelbein; am untern Theile sind 2 Röhren; die Fußwurzel, die aus 5 Knochen besteht, und mehrere Knochen, welche das Fußplatt bilden.

Viele Knochen sind hohl und haben eine ölichte Feuchtigkeit in sich, welche zu ihrer Erhaltung dient, damit sie nicht morsch und brüchig werden.

Alle Knochen, die sich bewegen, werden durch starke Bänder und Knorpel mit einander verbunden. Die Bänder sind um desto stärker, je leichter sich ein Knochen verrenken könnte. Einige umgeben das ganze Gelenk, wie ein Sack und enthalten ebenfalls eine ölichte Feuchtigkeit in sich, welche verhüten soll, daß sich die Gelenke nicht aufreiben. So benetzen wir mehrere Stellen in einer Uhr mit Oel, damit sich einzelne Theile nicht zu sehr an einander reiben können. — Der Mensch empfindet nach einer starken Anstrengung Schmerz in den Gelenken, indem sie sich an einander stark zu reiben anfangen, weil sich nach und nach jene Fettigkeit verzehrt hat.

Obgleich die Knochen sehr befestigt sind, so können sie doch durch gewaltsames Ringen, durch einen heftigen Schwung oder Fall u. dgl. leicht verrenkt werden. Ja, es können die Gelenkbänder sogar zerrissen werden. Traut also, liebe Kinder, Euerm Körper lieber zu wenig zu, als zu viel; die Mittelstraße ist auch hier die beste.

3. Nerven.

In dem länglicht runden Knochen, welcher den obern und hintern Theil des Kopfs ausmacht, dem Hirnschädel, liegt das Gehirn. Das Gehirn ist der weichste Theil des Kopfs und der wichtigste Theil des menschlichen Körpers; denn die geringste Verletzung desselben zieht sehr oft augenblicklich den Tod, oder Verrücktheit und Wahnsinn nach sich. Das Gehirn steht mit dem Rückenmarke in genauer Verbindung, und aus beiden entspringen viele weiße Fäden von verschiedener Dicke, welche man Nerven nennt. Man kann sie leicht an dem Rückgrate eines Säugethiers oder Vogels kennen lernen *)

Die Nerven sind die Werkzeuge, mit welchen wir fühlen und empfinden; denn in den Haaren und Nägeln, in welchen keine Nerven sind, haben wir kein Gefühl, und wenn der Hauptnerve eines Gliedes, z. E. des Arms zerschnitten wird, so wird das Glied augenblicklich gefühllos und stirbt ab. Die Nerven verbreiten sich über die ganze Oberfläche des Körpers, und daher haben wir auch überall

*) Der Lehrer muß hier am Rückgrate eines Vogels oder anderer leicht zu bekommender Thiere die Nerven zeigen.

Gefühl. Elf Paar Nerven entspringen aus dem Gehirn und über dreißig aus dem Rückenmarke. Weil das Rückenmark selbst mit dem Gehirn zusammenhangt, so stehen auch die Nerven des Rückenmarks mit ihm in Verbindung. Daher rührt es, daß der Mensch alle Empfindung verliert, wenn sein Gehirn stark gedrückt wird. Das Gehirn faßt beinahe den sechsten Theil alles Bluts in sich, welches der Mensch in seinem ganzen Körper hat. Wenn uns das Blut nach dem Kopfe steigt, so drückt es auf das Gehirn und bewirkt Schlaf oder Schläfrigkeit.

4. Muskeln.

Was wir im gemeinen Leben Fleisch nennen, heißt in der Lehre vom menschlichen Körper Muskeln; nur versteht man unter Muskel ein einzelnes Bündel Fleischfasern. Schneidet man sich in das Fleisch, so entsteht Schmerz, und es fließt Blut hervor. Das Erstere beweiset, daß Nerven durch das Fleisch gehen, und das Letztere, daß eine Menge von Adern sich darin befinden müsse. Das Blut gibt auch dem Fleische die rothe Farbe.

Den Muskeln verdanken wir jede Bewegung unsers Körpers. Wir bewegen unsern Unterarm z. B. durch die Muskeln des Oberarms. Diese sind nämlich zum Theil auf der untern Seite mit ihren Enden an dem Unterarm befestigt. Wenn es unsere Seele nun verlangt, daß der Unterarm sich bewegen soll, so wird der Befehl, auf eine uns unerklärliche Art, durch die Nerven den Muskeln des Oberarms mitgetheilt, welche nun anschwellen und kürzer werden. Eben dadurch ziehen sie aber den beweglichen Unterarm näher an den Oberarm.

Einige Muskeln bewegen sich so, daß wir es nicht hindern können. Das Herz drückt sich z. E. beständig zusammen, oder dehnt sich auseinander; die Gedärme und der Magen sind in fortdauernder Bewegung, und wir können es nicht bewirken, daß sie still stehen. Ohne Bewegung des Herzens liefe das Blut nicht in unserm Körper herum, und ohne Bewegung der Gedärme und des Magens würden die Speisen nicht verdaut werden. Wie oft würden die Geschäfte ins Stocken gerathen, wenn es unserer Aufmerksamkeit überlassen wäre, jene Muskeln zu bewegen! Wie sollte es dem kleinen Kinde gehn, das

doch nichts von der Nothwendigkeit dieser Bewegung versteht! Wie könnte der Mensch es sich erlauben, zu schlafen! Eben so bewegen sich mehrere Muskeln unwillkührlich beim Athmen und andern Geschäften der Eingeweide.

Die Kraft der Muskeln ist bewundernswürdig. Pfirsichkerne werden oft kaum von einem darauf gelegten Steine von 300 Pfund zerdrückt, und die Muskeln der untern Kinnlade zerquetschen sie zwischen den Zähnen. Welche schwere Lasten hebt nicht oft der Mensch mit seinen Armen, wobei die Muskeln des Arms alles bewirken. — Eben so bewundernswürdig ist die Geschwindigkeit, womit sie den Befehl der Seele befolgen. Wir bewegen unsre Zunge sehr schnell beim Sprechen; der fertige Klavierspieler hat durch Uebung es dahin gebracht, daß er seine Finger unglaublich schnell auf dem Instrument hin- und herfahren läßt. Uebung befördert die Kraft und die Schnelligkeit der Bewegung. Man kann nicht gleich mehrere Centner in die Höhe heben, und dem, der in seiner Jugend nicht schreiben lernt, wird es sehr schwer im Alter fallen, die Muskeln seiner Hand dazu zu gebrauchen.

Es gibt mehr als 500 solcher Fleischbündel am menschlichen Körper, woraus allein es schon hervorleuchtet, wie zusammengesetzt die menschliche Maschine sei. Jeder Augapfel hat z. B. sechs Muskeln. Einer zieht ihn vorwärts, der andere dreht ihn nach der Nase, der dritte nach der äußern Seite, ein vierter niederwärts, ein fünfter ein- und vorwärts, der sechste ein- und aufwärts. So sind wir im Stande, das Auge nach allen Seiten hinzubewegen, oder den Augapfel herumrollen zu lassen. (Gesundheitsregeln in Absicht der Muskeln werden bei der Bewegung und Kleidung angeführt werden.)

5. Von den vier größten Höhlen im menschlichen Körper.

Es sind dies die Höhlen der Hirnschale, des Mundes, der Brust und des Unterleibes. Das Gehirn ist in der ersten befindlich. In den Mund gehen zur Seite 2 Oeffnungen aus den Ohren, oben zwei Oeffnungen der Nase; hinten ist der Eingang zur Luft- und Speiseröhre. In dem Oberleibe befinden sich die beiden

Lungen, welche zum Athemholen dienen, und das Herz, durch dessen Bewegung das Blut im ganzen menschlichen Körper herumgetrieben wird. Die Luftröhre führt der Lunge die Luft, die Speiseröhre dem Magen die Speise zu. Die letzte geht also durch diese Höhle in den Unterleib, der durch das Zwerchfell von dem Oberleibe getrennt ist. Das Zwerchfell ist ein dünner, häutiger und sehr breiter Muskel mit mehreren Oeffnungen, um die Speiseröhre und mehre Blutgefäße durchzulassen.

In dem Unterleibe, der 4ten Höhle, befindet sich nicht sehr tief unter dem Herzen, der Magen, an den sich die Gedärme schließen. Ueberdies sind in dem Unterleibe die Gallenblase, deren Saft zur bessern Verdauung dienlich ist, die Milz und Leber, in welchen das Blut zur Absonderung der Galle zubereitet wird; die Nieren, in denen aus dem Blute der Urin abgesondert wird, welcher sich in der Urinblase sammelt. — Es findet sich in den beiden letzten Höhlen sehr viel Fett und Wasser, damit die Eingeweide sich weder an einander reiben, noch mit einander verwachsen.

6. Sinne.

A. Das Gesicht.

Das Auge selbst oder der Augapfel ist kugelförmig. Es besteht aus einigen, zum Theil sehr zarten Häuten und Flüssigkeiten. Eine weiße, undurchsichtige, harte Haut schließt fast den ganzen Augapfel ein. Unter ihr, im Innern des Augapfels, liegt die schwarze Aderhaut. Jene Haut ist das Weiße des Auges, wovon aber eine Stelle bei einigen Menschen bläulich, bei andern bräunlich oder anders gefärbt aussieht. Diese bunte Haut, welche die Regenbogenhaut heißt, ist aber kein Theil der weißen Haut, sondern eine Stelle der schwarzen Aderhaut sieht von Außem so aus. Gerade über der Regenbogenhaut ist nun die weiße Haut durchsichtig, und heißt eben deswegen an dieser Stelle die durchsichtige Hornhaut. — In der Regenbogenhaut befindet sich eine Oeffnung (die Sehöffnung, Pupille), durch welche man in das Innere des Auges auf die schwarze Aderhaut hinsehen kann. Das ist der schwarze Fleck, welchen

hr in der bunten Regenbogenhaut bemerkt. — Hinter der Pupille liegt ein gallertartiger Körper, der, wie Krystall, ganz durchsichtig und wie eine Linse gestaltet ist — die Krystall-Linse. Zwischen ihr und der Hornhaut ist die wäßrige Feuchtigkeit, und hinter ihr erfüllt die gläserne Feuchtigkeit den ganzen Augapfel.

Betrachten wir also ein Auge, so sehen wir vorn die weiße Haut, wovon eine Stelle durchsichtig ist, und die Hornhaut heißt. Durch die letzte schimmert die Regenbogenhaut. Wir sehen durch die Hornhaut, durch die wäßrige Feuchtigkeit, durch die Pupille und die hinter ihr liegende Krystall-Linse, so wie endlich durch die gläserne Feuchtigkeit hin auf die innre schwarze Aderhaut des Auges *).

Ehe wir es uns aber nur einigermaßen deutlich machen können, wie diese vielen Theile zum Sehen dienen können, muß ich Euch erst etwas von dem Lichte mittheilen. Wir können nemlich in einer finstern Stube nichts erblicken; wird Licht hineingebracht, so werden uns die Gegenstände sichtbar. Von dem Lichte gehen nach allen Seiten Strahlen hin und machen uns die Dinge bemerkbar, indem die Strahlen davon abprallen und unter andern auch nach unserm Auge hingehen. Hier brechen sie sich nun in der [illegible]all-Linse und in den Flüssigkeiten, und erzeugen im [illegible]ntergrunde des Auges ein kleines, verkehrt stehendes [illegible]n dem Gegenstande, welchen wir vor uns haben. [illegible] Strahlen sich brechen und ein verkehrtes Bild er[illegible] könnt ihr sehr schön an einem Brennglase sehen. [illegible]hr dasselbe dem Fenster gegen über, nicht weit von [illegible]d haltet, so wird sich an ihr ein schönes verkehrtes [illegible]dchen von dem Fenster und den Bäumen oder Häusern draußen zeigen. Die Strahlen von diesen Gegenständen fallen nemlich unter andern auch auf das Brennglas und nehmen nun hier eine ganz andre Richtung, als vorher; oder sie brechen sich. Die Krystall-Linse ist nun gerade so, wie das Brennglas gestaltet: in der Mitte dick;

*) Die gegebene Beschreibung der Theile des Auges hilft wenig, wenn nicht Anschauung hinzukommt. Deswegen zergliedere der Lehrer vor den Kindern das Auge eines großen Thieres, etwa eines Kalbes.

an den Seiten dünne. — Euer Lehrer wird gern jenen Versuch mit dem Brennglase vor Euch anstellen und das Brechen der Lichtstrahlen Euch dadurch anschaulicher machen, als es hier geschehen kann.

Auf den Augennerven, welcher sich in der schwarzen Aderhaut in sehr feine Fäserchen zertheilt, macht jedes Bild einen gewissen Eindruck, welcher durch diesen Nerven dem Gehirn, dem Sitze unserer Empfindung mitgetheilt wird. — Aber wir sehen doch die Dinge nicht verkehrt, könnten wir wegen jenes verkehrten Bildes einwenden. Die Menschen sehen wir ja aufrecht, und mit dem Kopfe gegen den Himmel und mit den Füßen gegen die Erde gerichtet, gehen! Dies kommt daher, weil wir Alles verkehrt erblicken; nicht bloß die Menschen, sondern auch den Himmel und die Erde. Daher behält alles seine Stelle und Richtung gegen einander, und wir sehen die Menschen und die Bäume mit dem obern Theile nach dem Himmel und mit dem untern nach der Erde gerichtet; und das nennen wir gerade, oder nicht verkehrt.

So wie zu entfernte Gegenstände nur ein schwaches, undeutliches Bild durch ein Brennglas an die Wand werfen, eben so undeutlich sehen wir auch solche Gegenstände; und so wenig zu nahe Gegenstände durch das Brennglas abgebildet werden, eben so wenig können sie ein Bild in unserm Auge hervorbringen, oder eben so wenig können wir sie sehen.

Ob nun gleich das Auge, wie wir gesehen haben, aus sehr feinen Theilen besteht, so stoßen wir dennoch nur äußerst selten auf solche Unglückliche, die blind sind. Gott hat nemlich sehr viele Vorkehrungen getroffen, um das Gesicht zu schützen.

Wir haben zwei Augen und sind durch den Verlust des einen nicht gleich des ganzen Gesichts beraubt.

Das Auge befindet sich nicht an dem erhabenen Theile des Gesichts, sondern liegt in einer Höhle, welche durch feste Knochen gebildet wird. Da wir den Augapfel beständig bewegen, so würden die äußerst zarten Häute desselben sich leicht durch das Reiben auf dem Knochen beschädigen können; deswegen ist die Augenhöhle mit Fett angefüllt, und der Augapfel bewegt sich auf demselben, wie auf einem weichen Polster.

ihr in der bunten Regenbogenhaut bemerkt. — Hinter der Pupille liegt ein gallertartiger Körper, der, wie Krystall, ganz durchsichtig und wie eine Linse gestaltet ist — die Krystall-Linse. Zwischen ihr und der Hornhaut ist die wäßrige Feuchtigkeit, und hinter ihr erfüllt die gläserne Feuchtigkeit den ganzen Augapfel.

Betrachten wir also ein Auge, so sehen wir vorn die weiße Haut, wovon eine Stelle durchsichtig ist, und die Hornhaut heißt. Durch die letzte schimmert die Regenbogenhaut. Wir sehen durch die Hornhaut, durch die wäßrige Feuchtigkeit, durch die Pupille und die hinter ihr liegende Krystall-Linse, so wie endlich durch die gläserne Feuchtigkeit hin auf die innre schwarze Aderhaut des Auges *).

Ehe wir es uns aber nur einigermaßen deutlich machen können, wie diese vielen Theile zum Sehen dienen können, muß ich Euch erst etwas von dem Lichte mittheilen. Wir können nemlich in einer finstern Stube nichts erblicken; wird Licht hineingebracht, so werden uns die Gegenstände sichtbar. Von dem Lichte gehen nach allen Seiten Strahlen hin und machen uns die Dinge bemerkbar, indem die Strahlen davon abprallen und unter andern auch nach unserm Auge hingehen. Hier brechen sie sich nun in der Krystall-Linse und in den Flüssigkeiten, und erzeugen in dem Hintergrunde des Auges ein kleines, verkehrt stehendes Bild von dem Gegenstande, welchen wir vor uns haben. Wie Strahlen sich brechen und ein verkehrtes Bild erzeugen, könnt ihr sehr schön an einem Brennglase sehen. Wenn ihr dasselbe dem Fenster gegen über, nicht weit von der Wand haltet, so wird sich an ihr ein schönes verkehrtes Bildchen von dem Fenster und den Bäumen oder Häusern draußen zeigen. Die Strahlen von diesen Gegenständen fallen nemlich unter andern auch auf das Brennglas und nehmen nun hier eine ganz andre Richtung, als vorher; oder sie brechen sich. Die Krystall-Linse ist nun gerade so, wie das Brennglas gestaltet: in der Mitte dick;

*) Die gegebene Beschreibung der Theile des Auges hilft wenig, wenn nicht Anschauung hinzukommt. Deswegen zergliedere der Lehrer vor den Kindern das Auge eines großen Thieres, etwa eines Kalbes.

Lungen, welche zum Athemholen dienen, und das Herz durch dessen Bewegung das Blut im ganzen menschlichen Körper herumgetrieben wird. Die Luftröhre führt der Lunge die Luft, die Speiseröhre dem Magen die Speise zu. Die letzte geht also durch diese Höhle in den Unterleib, der durch das Zwerchfell von dem Oberleibe getrennt ist. Das Zwerchfell ist ein dünner, häutiger und sehr breiter Muskel mit mehreren Oeffnungen, um die Speiseröhre und mehre Blutgefäße durchzulassen.

In dem Unterleibe, der 4ten Höhle, befindet sich, nicht sehr tief unter dem Herzen, der Magen, an den sich die Gedärme schließen. Ueberdies sind in dem Unterleibe die Gallenblase, deren Saft zur bessern Verdauung dienlich ist, die Milz und Leber, in welchen das Blut zur Absonderung der Galle zubereitet wird; die Nieren, in denen aus dem Blute der Urin abgesondert wird, welcher sich in der Urinblase sammelt. — Es findet sich in den beiden letzten Höhlen sehr viel Fett und Wasser, damit die Eingeweide sich weder an einander reiben, noch mit einander verwachsen.

6. Sinne.

A. Das Gesicht.

Das Auge selbst oder der Augapfel ist kugelförmig. Es besteht aus einigen, zum Theil sehr zarten Häuten und Flüssigkeiten. Eine weiße, undurchsichtige, harte Haut schließt fast den ganzen Augapfel ein. Unter ihr, im Innern des Augapfels, liegt die schwarze Aderhaut. Jene Haut ist das Weiße des Auges, wovon aber eine Stelle bei einigen Menschen bläulich, bei andern bräunlich oder anders gefärbt aussieht. Diese bunte Haut, welche die Regenbogenhaut heißt, ist aber kein Theil der weißen Haut, sondern eine Stelle der schwarzen Aderhaut sieht von Außem so aus. Gerade über der Regenbogenhaut ist nun die weiße Haut durchsichtig, und heißt eben deswegen an dieser Stelle die durchsichtige Hornhaut. — In der Regenbogenhaut befindet sich eine Oeffnung (die Sehöffnung, Pupille), durch welche man in das Innere des Auges auf die schwarze Aderhaut hinsehen kann. Das ist der schwarze Fleck, welchen

B. Das Gehör.

Schlage ich mit einem Schlüssel an eine Glasscheibe, so entsteht ein Schall. Es bewegt sich nemlich entweder die ganze Glasscheibe, oder wenigstens ein Theil derselben. Diese Bewegung sieht man ganz deutlich, wenn man vor dem Schlagen Sand darauf gestreut hat; dieser fängt nun an mehreren Stellen zu hüpfen an. — Mit der Glasscheibe bewegt sich aber auch die daran stoßende Luft, welche nun die darauf folgende Luftschicht erschüttert. So bewegt sich das Wasser, wenn ich ein Steinchen hineinwerfe. Rund herum bilden sich kleine Kreise, die wieder größere hervorbringen. — Jene Erschütterung der Luft wird nun unter andern auch bis zu unserm Ohre fortgepflanzt und durch dies äußerst künstlich eingerichtete Werkzeug nach dem Gehirne hingeleitet.

Wir unterscheiden bei dem Ohre das äußere Ohr von dem innern und innersten. Das äußere ist der gewundene Knorpel am Kopfe mit dem Gehörgange. In den Windungen fängt sich die erschütterte Luft auf; wäre bloß eine kleine Oeffnung am Kopfe, so würde nur wenig bewegte Luft hineindringen können. Am Ende des Gehörganges findet sich ein äußerst zartes Häutchen (die Trommelhaut), welches über das innere Ohr (die Trommelhöhle) ausgespannt ist. In diesem zweiten Theile befinden sich 4 Knöchelchen, welche bei einem Schalle auch erschüttert werden. Sie pflanzen den Schall weiter fort; dienen aber auch dazu, die zarte Trommelhaut, wenn wir ein leises Geräusch hören wollen, zu spannen. In dem innersten Ohre befinden sich nun sehr viele Werkzeuge, damit der Schall auf den Gehörsnerven, welcher sich hier befindet, wirken könne. — Man findet hier mehre gewundene knöcherne Röhrchen und ein Wässerchen, welches diese Abtheilung des Ohres ganz erfüllt, und worin sich der Nerve in feine Fäserchen zertheilt. Diese gerathen nun bei einem Schalle in eine zitternde Bewegung, welche durch den Nerven nach dem Gehirne fortgeführt wird.

Auch für die Erhaltung dieses Sinnes hat der gütige Schöpfer sehr weise gesorgt. Der Mensch hat zwei Ohren, und oft geschieht es, daß er das eine recht gut gebrauchen kann, wenn auch das andere verdorben ist. — In dem Gehörgange sind kleine Härchen und eine klebrige, übelschmeckende Feuchtigkeit, das Ohrenschmalz, worin

kleine Insecten gewöhnlich hangen bleiben, wenn sie na der Trommelhaut dringen wollen. Denn wenn ein Inse diese Schwierigkeit nicht geachtet hat, so erregt es vor Trommelhaut ein so fürchterliches Getöse, daß der Mens in Gefahr steht, seinen Verstand zu verlieren. — Das O renschmalz schützt die Trommelhaut auch gegen die äuße Luft, welche sie sonst leicht beschädigen könnte. — Bei e nem starken Schalle würde das zarte Häutchen platze wenn nicht aus der Trommelhöhle eine Röhre na dem Munde hinginge. Dadurch dringt ebenfalls Luf und hält der erschütterten Luft, die durch den Gehörgan strömt, das Gleichgewicht.

Für die Erhaltung des Gehörs sorgt man da durch, daß man fortwährende, starke und heftige *Schalle*, die das Trommelfell erschlaffen und für schwächere *Lufter*schütterungen unempfindlich machen, vermeidet; zumal an verschlossenen Orten, wo der Schall sich nicht, wie in freier Luft, ausbreiten kann. Auch heftige Schläge *mit der* flachen Hand, welche die Gegend des äußern Ohrs *treffen*, haben schon bisweilen Harthörigkeit, ja Taubheit zur Folge gehabt. Auch das Ohrenschmalz, wenn es sich zu häufig in dem Gehörsgang abgesondert hat, kann die Gehörsempfin dungen schwächen. Alsdann muß man den Gehörsgan davon befreien; aber ja nicht mit spitzigen Instrumenten.

C. Das Gefühl.

Das Gefühl oder Tastungsvermögen findet sich über un sern ganzen Körper verbreitet, hat aber seinen vorzüglich sten Sitz in den Fingerspitzen. Es dringen nemlich di Nerven bis in die Haut und endigen sich unter dem Obe häutchen in kleinen Wärzchen. Berühren wir nun hart weiche; feuchte, trockne; warme, kalte; glatte oder rau Gegenstände, so machen sie einen verschiedenen Eindruck da auf. Die Nägel an den Fingern bewirken, daß die Gege stände stärker berührt werden können, wodurch auch di Nervenwärzchen einen desto stärkern Eindruck erhalten.

Es ist schon die Stelle, wo sich das Gefühl vorzüg lich befindet, sehr weise gewählt (in wie fern *wol* ?) aber eben so sehr müssen wir die Art bewundern, wie das Gefühl beschützt wird. Durch die äußere Luft würden di Nervenwärzchen schon längst so verletzt worden sein, da

ir gar nicht mehr fühlen könnten, wenn nicht die Oberhaut am ganzen Körper sie bedeckte, und eine Fettigkeit unter derselben sie nicht geschmeidig erhielte. Wie empfindlich ist es uns nicht, wenn sich nur an einer Stelle unserer Hand das obere Häutchen ganz aufgelöset hat, und die Luft die Nerven unmitelbar berühren kann.

Leute, die schwache Nerven haben, leiden auch an ihrem Gefühle und werden bald dadurch zu sehr gereizt, bald ganz gefühllos. So empfinden Leute mit schwachen Nerven den geringsten Luftzug, eine nur etwas feuchte Luft, oder die Veränderung des Wetters auf das schmerzlichste; leiden die Nerven zu sehr, z. E. bei Ohnmachten, so fühlen wir gar nichts. Daher wollen wir unsere Nerven durch eine gute Lebensart beständig stark zu erhalten suchen; auch unser Gefühl wird dabei gewinnen. — Uebrigens haben diejenigen Leute, in deren Händen sich dicke Schwielen festgesetzt haben, nur ein schwaches Gefühl an den Händen, indem sich eine dicke Haut über die Nervenwärzchen zieht.

D. Der Geruch.

Wir riechen eine Blume, indem sich äußerst feine Theile von ihr absondern und unter andern auch in unsre Nase dringen und hier auf die äußerst empfindlichen Nerven einen gewissen Eindruck machen. Die Nerven befinden sich nemlich in großer Anzahl in dem Innern der Nase und besonders an der Scheidewand zwischen den 2 Abtheilungen derselben. Wegen der Nachbarschaft des Gehirns können durch starke Gerüche die heftigsten Eindrücke auf uns gemacht werden; Ohnmachten entstehen und gehoben werden. Die Nerven sind mit dem Nasenschleim überzogen, damit die äußere Luft sie nicht verletze. — Der Schöpfer eröffnete uns durch den Geruch wegen des angenehmen Duftes der Blumen, Getränke und Speisen eine reiche Quelle von Freuden, und er warnt uns dadurch vor verdorbener Luft und schädlichen Nahrungsmitteln; denn die meisten nicht wohlriechenden Nahrungsmittel sind heilsam, und alle starke Gerüche sind selbst für die Lunge nachtheilig.

Der Geruchssinn wird erhalten durch Vermeidung aller starken Gerüche, die den Geruchsnerven so sehr [illegible] daß nachmals schwächere Gerüche nicht mehr auf ihn

ziehen der Pupille dient nun nicht bloß dazu, daß wir unser Auge selbst bei einer schwachen Erleuchtung brauchen können, sondern auch dazu, daß die innern feinen Theile, besonders der Augennerve, nicht verderbt werden.

Die Augen werden schwach, wenn man sie zu lange Zeit hinter einander und übermäßig anstrengt, z. B. durch vieles Lesen, zumal kleiner Schrift, bei Lichte, oder wol gar in der Dämmerung; durch feine Arbeiten, die eine sehr angestrengte Sehkraft erfordern, wenn man nicht bisweilen von solchen Arbeiten abbricht und das Auge eine Weile ausruhen läßt: ferner durch schnelle Abwechselung des Lichts und der Dunkelheit, ohne allmählichen Uebergang aus dieser in jenes, und umgekehrt; durch häufigen Gebrauch geschliffener Gläser; ferner durch den Gebrauch der Lampen mit Schirmen, die darum den Augen schaden, weil sie das Licht verstärkt auf einen Ort bringen, aber die andern Gegenstände um uns her wenig oder gar nicht erhellen. Auch durch zitterndes Licht, durch blendende Farben, z. B. hochgelb, hellroth, weiß u. dergl.; durch Rauch, Staub u. s. w. schadet man den Augen. Gestärkt werden sie aber durch den Schlaf, worin alle Sinne, zumal die Augen am besten ausruhen; durch Reinlichkeit; durch Waschen der Augenlieder mit frischem Wasser, und zwar des Morgens *). Auch die Gegend hinter den Ohren des Morgens mit kaltem Wasser zu waschen, empfiehlt man häufig als vortheilhaft für die Augen. Auch der Aufenthalt in freier Luft, der Anblick grüner Saaten, die Veränderung des Gesichtskreises u. s. w. erhält die Stärke der Augen und besonders der Sehnerven **).

*) Weniger ist das Waschen des Augapfels selbst durch sogenannte Augenbader zu empfehlen; am wenigsten kurz nach einer großen Anstrengung der Augen, wo das kalte Wasser leicht Entzündungen an den Augen verursachen kann.

**) Ein Fehler am Sehnerven oder auch an den Häuten und Flüssigkeiten des Augapfels hat Blindheit zur Folge. Liegt die Ursache der Blindheit in einer Krankheit der Sehnerven, so heißt dies der schwarze Staar. Der graue Staar ist eine Verdunkelung der Flüssigkeiten im Augapfel, wodurch die Lichtstrahlen aufgehalten und verhindert werden, bis zur Netzhaut zu dringen. Jenen Fehler zu heilen, ist, wenn nicht ganz unmöglich, doch wenigstens schwer; diesem aber kann durch geschickte Operation abgeholfen werden.

B. Das Gehör.

Schlage ich mit einem Schlüssel an eine Glasscheibe, so entsteht ein Schall. Es bewegt sich nemlich entweder die ganze Glasscheibe, oder wenigstens ein Theil derselben. Diese Bewegung sieht man ganz deutlich, wenn man vor dem Schlagen Sand darauf gestreut hat; dieser fängt nun an mehreren Stellen zu hüpfen an. — Mit der Glasscheibe bewegt sich aber auch die daran stoßende Luft, welche nun die darauf folgende Luftschicht erschüttert. So bewegt sich das Wasser, wenn ich ein Steinchen hineinwerfe. Rund herum bilden sich kleine Kreise, die wieder größere hervorbringen. — Jene Erschütterung der Luft wird nun unter andern auch bis zu unserm Ohre fortgepflanzt und durch dies äußerst künstlich eingerichtete Werkzeug nach dem Gehirne hingeleitet.

Wir unterscheiden bei dem Ohre das äußere Ohr von dem innern und innersten. Das äußere ist der gewundene Knorpel am Kopfe mit dem Gehörgange. In den Windungen fängt sich die erschütterte Luft auf; wäre bloß eine kleine Oeffnung am Kopfe, so würde nur wenig bewegte Luft hineindringen können. Am Ende des Gehörganges findet sich ein äußerst zartes Häutchen (die Trommelhaut), welches über das innere Ohr (die Trommelhöhle) ausgespannt ist. In diesem zweiten Theile befinden sich 4 Knöchelchen, welche bei einem Schalle auch erschüttert werden. Sie pflanzen den Schall weiter fort; dienen aber auch dazu, die zarte Trommelhaut, wenn wir ein leises Geräusch hören wollen, zu spannen. In dem innersten Ohre befinden sich nun sehr viele Werkzeuge, damit der Schall auf den Gehörsnerven, welcher sich hier befindet, wirken könne. — Man findet hier mehre gewundene knöcherne Röhrchen und ein Wässerchen, welches diese Abtheilung des Ohres ganz erfüllt, und worin sich der Nerve in feine Fäserchen zertheilt. Diese gerathen nun bei einem Schalle in eine zitternde Bewegung, welche durch den Nerven nach dem Gehirne fortgeführt wird.

Auch für die Erhaltung dieses Sinnes hat der gütige Schöpfer sehr weise gesorgt. Der Mensch hat zwei Ohren, und oft geschieht es, daß er das eine recht gut gebrauchen kann, wenn auch das andere verdorben ist. — In dem Gehörgange sind kleine Härchen und eine klebrige, übelschmeckende Feuchtigkeit, das Ohrenschmalz, worin

kleine Insecten gewöhnlich hangen bleiben, wenn sie nach der Trommelhaut dringen wollen. Denn wenn ein Insect diese Schwierigkeit nicht geachtet hat, so erregt es vor der Trommelhaut ein so fürchterliches Getöse, daß der Mensch in Gefahr steht, seinen Verstand zu verlieren. — Das Ohrenschmalz schützt die Trommelhaut auch gegen die äußere Luft, welche sie sonst leicht beschädigen könnte. — Bei einem starken Schalle würde das zarte Häutchen platzen, wenn nicht aus der Trommelhöhle eine Röhre nach dem Munde hinginge. Dadurch dringt ebenfalls Luft, und hält der erschütterten Luft, die durch den Gehörgang strömt, das Gleichgewicht.

Für die Erhaltung des Gehörs sorgt man dadurch, daß man fortwährende, starke und heftige Schalle, die das Trommelfell erschlaffen und für schwächere Lufterschütterungen unempfindlich machen, vermeidet; zumal an verschlossenen Orten, wo der Schall sich nicht, wie in freier Luft, ausbreiten kann. Auch heftige Schläge mit der flachen Hand, welche die Gegend des äußern Ohrs treffen, haben schon bisweilen Harthörigkeit, ja Taubheit zur Folge gehabt. Auch das Ohrenschmalz, wenn es sich zu häufig in dem Gehörsgang abgesondert hat, kann die Gehörsempfindungen schwächen. Alsdann muß man den Gehörsgang davon befreien; aber ja nicht mit spitzigen Instrumenten.

C. Das Gefühl.

Das Gefühl oder Tastungsvermögen findet sich über unsern ganzen Körper verbreitet, hat aber seinen vorzüglichsten Sitz in den Fingerspitzen. Es dringen nemlich die Nerven bis in die Haut und endigen sich unter dem Oberhäutchen in kleinen Wärzchen. Berühren wir nun harte, weiche; feuchte, trockne; warme, kalte; glatte oder rauhe Gegenstände, so machen sie einen verschiedenen Eindruck darauf. Die Nägel an den Fingern bewirken, daß die Gegenstände stärker berührt werden können, wodurch auch die Nervenwärzchen einen desto stärkern Eindruck erhalten.

Es ist schon die Stelle, wo sich das Gefühl vorzüglich befindet, sehr weise gewählt (in wie fern wol?) aber eben so sehr müssen wir die Art bewundern, wie das Gefühl beschützt wird. Durch die äußere Luft würden die Nervenwärzchen schon längst so verletzt worden sein, daß

loß durch den Athem und durch das Ausdünsten des Körpers durch die Haut, sondern auch auf vielen andern Wegen fortgeschaft. Der Schweiß, der Urin und viele andere Flüssigkeiten sind aus dem Blute abgesondert.

Sehr bewundernswürdig muß uns die Art und Weise vorkommen, wie das Blut in dem ganzen Körper mit der größten Schnelligkeit herumgetrieben wird: denn der ganze Weg, den das Blut in den gekrümmten Adern zurücklegt, beträgt an 150 Fuß, und dessen ungeachtet ist dieser lange Weg in 4 bis 5 Minuten gemacht. Das Herz ist das Werkzeug, wodurch dies geschieht. Es ist dies ein großer Fleischbündel in der linken Seite der Brusthöhle, welcher 2 große Abtheilungen (Herzkammern) hat, an denen noch 2 kleinere angebracht sind. Es hangt an einem Beutel, der mit einer Flüssigkeit angefüllt ist, damit es nicht irgendwo anwachse. Das Herz ist nun in beständiger Bewegung. Zwei Abtheilungen öffnen sich und nehmen Blut in sich auf, während die zwei andern sich schließen und das in sich gehabte Blut mit der größten Gewalt aussprützen. Von der rechten Seite des Herzens läuft das Blut in die Lunge, wo es verbessert wird, kehrt von da nach dem Herzen, aber nach der linken Seite desselben, zurück, und wird jezt durch den ganzen Körper getrieben, bis es sich nach kurzer Zeit wieder in der rechten Seite des Herzens einfindet. Wenn ein Gewicht von 2 Centnern das Herz zusammendrücken sollte, so würde es nicht hinreichen, um das Blut so weit durch die engen Adern zu treiben. — Wenn sich das Herz zusammenzieht, so stößt es mit seiner Spitze an eine Rippe. Dies ist das Klopfen desselben. Das Herz eines gesunden Menschen zieht sich in Einer Minute sechzig bis achtzigmal zusammen, und also in einer Stunde dreitausend sechshundertmal; wie erstaunenswürdig ist diese Bewegungskraft, besonders, wenn man bedenkt, daß das Herz sich von selbst, ohne irgend einen Anstoß oder Trieb von außem bewegt. Und wie sehr müssen wir dabei die Weisheit des Schöpfers bewundern, der das Herz so eingerichtet hat, daß seine Bewegung nicht von dem Willen des Menschen abhangt, sondern ohne seinen Willen, und ohne daß er sich dessen bewußt wird, geschieht. Denn wie leicht würden wir etwas dabei vergessen, und augenblicklich hörte dann unser Leben auf.

Die **Adern**, welche das Blut vom Herzen wegleiten, heißen Puls- oder Schlagadern; die es wieder zurückführen, Blutadern. Ueber der Hand und an den Schläfen, wo die Pulsadern sehr dicht unter der Haut liegen, bemerkt man fortdauernde Stöße, den Pulsschlag. Wenn nemlich eine neue Welle Bluts aus dem Herzen in die Pulsadern getrieben wird, so eröffnen sie sich mehr, ziehen sich aber gleich darauf wieder zusammen, um die Bewegung des Bluts zu verstärken. —

Das Blut geht unter andern auch nach den Nieren im Unterleibe unten am Rückgrate, in welchen sich der **Urin** absondert. So befreiet sich das Blut von den zu wässrigen und salzigen Feuchtigkeiten.

Das Blut setzt überall Theile von sich ab und erzeugt hier Fleisch, dort Knochen, da Fett, und durch unendlich viele kleine Werkzeuge, welche Drüsen heißen, eine Menge von Säften z. E. den Speichel, das Ohrenschmalz. Wunden heilen; das Fehlende wird *wieder* ersetzt; denn überall hin strömt das Blut.

Sehr weise hat Gott das Zurückkehren des Bluts verhütet. In den Pulsadern verhindert das Zusammenziehen der Adern den Rücklauf, und in verschiedenen Abtheilungen des Herzens sind Klappen angebracht, die wol das Blut hinein, aber nicht zu derselben Seite heraus lassen. (Gesundheitsregeln finden wir bei der Luft, der Nahrung, der Kleidung und Bewegung.)

9. Von den Verdauungswerkzeugen und der Verdauung.

Am allermeisten wird das Blut durch die Nahrungsmittel, welche wir zu uns genommen, ersetzt, und es sind viele Werkzeuge da, um sie zu verdauen, und einen Saft aus ihnen zu ziehen, der mit dem Blute verbunden werden kann.

In dem Munde sind die **Zähne**, welche theils die Speisen zerschneiden, theils zerdrücken und zerreiben; ferner eine Menge von **Drüsen**, welche den Speichel aus dem Blute bereiten und absondern. Unter Drüsen versteht man nemlich sehr feine Gefäße, worin die hineingeführten Säfte verändert werden.

Hinten im Schlunde liegt über der Luftröhre der

Kehldeckel, damit die Speisen keinen falschen Weg nehmen können. Die Speiseröhre ist die Fortsetzung des Schlundes und kann sich, da sie aus fleischigen Häuten besteht, sehr erweitern, so daß hier kein Bissen stecken bleibt. Die Speiseröhre führt in den Magen, welcher aus mehreren Häuten besteht. Aus dem Blute wird hier der ätzende Magensaft bereitet, welcher den Magen selbst angreifen würde, wenn nicht die innerste Haut desselben sehr flockig wäre, und ihn nicht mit einem Schleime inwendig dagegen schützte. Auf den Magen folgen die kleinen und zuletzt die großen Gedärme. Zusammen sind sie ein Kanal, der wol 6 mal so lang ist, als der Mensch. Die großen Gedärme haben sich um die kleinen geschlungen, welche 4 mal länger sind, als die erstern. — So geht ein langer Kanal durch den ganzen Körper, der sich mit dem Munde anfängt, dann Speiseröhre, Magen und endlich Gedärme heißt. —

In den obersten Darm am Magen geht der Gallensaft. Die Galle hat sich in einer Blase angehäuft und ist in zwei großen Eingeweiden, der Milz und der Leber, aus dem Blute zubereitet. Dieser Saft ist bitter und seifenartig, d. h. er verbindet das Fettige mit dem Wäßrigen. —

An den Gedärmen befinden sich, so wie schon an dem Schlunde und der Speiseröhre, eine zahllose Menge von feinen Röhrchen, welche von durchgehenden Nahrungsmitteln Flüssigkeiten einsaugen und deswegen einsaugende Gefäße heißen. Dies alles sind die Werkzeuge zur Verdauung.

In dem Munde werden die Speisen zuerst zertheilt. Der seifenartige Speichel löſ't sie noch mehr auf, verbindet die wäßrigen Theile mit den fettigen und macht die Speisen zum Hinunterschlucken schlüpfrig. Sie gehen nun leicht durch die Speiseröhre in den Magen. Hier werden sie durch die Wärme desselben, durch den ätzenden Magensaft und durch die beständige sanfte Bewegung des Magens in einen Brei verwandelt; damit sie aber lange genug in dem Magen verweilen, so hat sich die Oeffnung nach den Gedärmen zu geschlossen. Der Eingang öffnet sich endlich und der Brei geht in die Gedärme, wo sich die Galle und andere Säfte damit vereinigen, so daß die Auf-

lösung oder Verdauung der Speisen noch vollendet werde. Die Bitterkeit der Galle verhindert auch die zu schnelle Fäulniß der verdauten Speisen. Erst in den großen Gedärmen gehen sie in Fäulniß über.

Auf dem ganzen Wege, den die Nahrungsmittel in dem menschlichen Körper nehmen, befinden sich an den Seiten unendlich viele einsaugende Gefäße, und deswegen sind eben die Gedärme so lang, damit noch mehrere Saugröhren angebracht werden konnten. Sie saugen die Flüssigkeiten aus den Speisen und führen sie nach Drüsen hin, in welchen ein milchartiger Saft daraus bereitet wird. Dieser Milchsaft wird endlich gesammelt und durch eine große Blutader nach dem Herzen hingeleitet. So steht das Verdauungsgeschäft mit dem Blute in Verbindung. Wie wunderbar ist dieser Zusammenhang und wie fein und künstlich sind die Werkzeuge, durch welche er zu Stande gebracht wird!

10. Von der Haut und den Haaren.

Unser ganzer Körper ist in eine weiche und starke Decke eingehüllt; wir nennen sie Haut. Sie ist einer außerordentlichen Ausdehnung fähig und nimmt nach jedem Drucke ihre vorige Gestalt wieder an, oder ist elastisch. Sie hat eine Menge Blutgefäße, und daher ist sie an verschiedenen Stellen bläulich, oder auch röthlich. Da das Blut beständig wäßrige Dünste durch die Haut aushaucht, so ist sie auch mit solchen Gefäßen oder kleinen Behältern versehen, welche die Flüssigkeiten aufnehmen. Noch andere Gefäße der Haut dienen zum Einsaugen der Luft, welche durch die Haut beständig dem Körper zugeführt wird.

Die Farbe der Haut ist bei allen Menschen gleich, nemlich weiß; denn die Schwärze des Negers, die gelbbraune Farbe des Arabers, die kupferrothe Farbe des Amerikaners, und die weiße des Europäers ist nicht die Farbe der eigentlichen Haut, sondern die Farbe einer schleimigen Materie, welche wie ein Netz zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut sich hinzieht, und die Fetthaut genannt wird. Da aber die Oberhaut sehr dünn und halb durchsichtig ist, so schimmert die Farbe der innern Fetthaut hindurch, und so scheint es denn, als ob die Oberhaut die Farbe hätte, welche eigentlich der Fetthaut zugehört.

Die äußere Seite der Haut ist größtentheils mit Haaren besetzt, welche aber nur an wenigen Stellen zahlreich, lang und dick sind, und an manchen Stellen ganz fehlen, wie z. B. an den Fußsohlen, an der innern Fläche der Hand und an den Augenliedern. Diese Haare entstehen aus Kügelchen, welche in dem Zellgewebe und unter der Haut liegen, und Wurzeln heißen. Kaum werdet Ihr es glauben, liebe Kinder, daß jedes, auch das feinste Haar, eine hohle, harte und elastische Röhre, und mit einem Safte angefüllt ist, bei dessen Vertrocknung das Haar abstirbt und ausfällt. Die Wurzeln führen dem Haare seine Nahrung zu, und daher kommt es, daß es nicht wieder wächst, wenn es mit der Wurzel ausgerissen ist, wohl aber, wenn man es abgeschnitten hat.

Aber wozu, werdet Ihr fragen, nützen denn die vielen Haare dem Menschen? Ihr Nutzen besteht außer der Zierde hauptsächlich darin, daß die Haut am stärksten an den Pünktchen ausdünsten kann, woraus das Haar aus ihr hervorgeht. Die Ausdünstung des Menschen durch die Haut ist aber von der äußersten Wichtigkeit; denn es geht durch die Haut und durch den Athem so viel Unreines und wenigstens Ueberflüssiges weg, daß es — man sollte es kaum glauben — mehr als die Hälfte der genossenen Nahrungsmittel am Gewichte beträgt. Der Verlust durch die Ausdünstung kann jährlich auf 12 Centner angeschlagen werden. Auf einem Quadratfuß Haut sind an 144 Millionen Oeffnungen, also bei einem Erwachsnen an 2160 Millionen. — Durch die Oeffnungen kann sich aber auch etwas in den Körper ziehen z. E. Schmutz auf der Haut, Feuchtigkeit an einem nebligen Tage.

*

* *

Schon aus dem, was hier von der so ungemein kunstvollen Maschine des menschlichen Körpers gesagt ist, erhellet die Größe ihres Werkmeisters.

Aber immer erhabener werden die Begriffe von dem Urheber unserer Natur, je weiter man in der Kenntniß seiner selbst fortrückt. Dann fühlt man, wie wahr es sei, daß der Mensch mit seinen Gedanken und Untersuchungen nur bei sich stehen zu bleiben brauche, um nicht allein des Daseins Gottes gewiß zu werden, sondern auch Grund

genug zur ehrfurchtsvollen Bewunderung desselben und zum Vertrauen auf ihn zu finden. Denn wer eine so unzählige Menge von Theilen, woraus unser Körper besteht, schuf und sie alle so vortrefflich und unverbesserlich zusammenstellte, daß einer für alle und alle für einen da sind; wer diesen unsern Körper mit einem vernünftigen Geist und den Geist wieder mit dem Körper so innig zu einem einzigen Wesen vereinigte; wer unserm Körper die Kraft, sich selbst zu erhalten, und die entstehenden Fehler durch sich selbst zu verbessern, verlieh; und endlich den Bau unsers Körpers so einrichtete, daß wir dadurch der größten Freuden fähig werden: wer dies alles zu bewirken im Stande war, muß höchst mächtig, weise und gütig sein.

Und sind dies nicht gerade diejenigen Eigenschaften Gottes, welche vor allen die Empfindungen der Ehrfurcht und des Vertrauens zu erwecken und zu unterhalten vermögen!

Die Kenntniß unsrer so sehr zusammengesetzten und kunstvollen Maschine muß uns denn auch bei entstandenen Krankheiten dazu bewegen, nur solchen Männern unsern Körper anzuvertrauen, die mit der Einrichtung desselben bekannt sind und bei ihrer Hilfe mit wahrer Hochachtung gegen die Kräfte und Gesetze unsrer Maschine zu Werke gehen.

Wir wollen uns nicht dem ersten, dem besten Afterarzt überlassen, der freilich uns zu helfen verspricht, aber zuletzt nur seinem kranken Beutel aushilft. Denn nicht immer macht die Natur wieder gut, was Menschen, die so wenig Achtung für dieselbe haben, verderbten; und oft kann eine einzige unrechte Behandlung die Maschine auf immer zerrütten. Was würde man von einem Menschen urtheilen, der eine fein und künstlich zusammengesetzte Uhr, welche Monate, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden anzeigte, dem ersten, besten Grobschmidt zur Reparatur anvertraute? Und wir wollten uns nicht schämen, unsern Körper, gegen den die künstlichste Maschine, von Menschenhänden verfertigt, nichts ist, einem Menschen anzuvertrauen, der ohne Kenntniß des Körpers, dem er zu helfen sich erkühnt, nur Alles verderben kann!

Jetzt Einiges, was die Erhaltung der Gesundheit betrifft.

11. Von der Kleidung.

Die Kleidung muß gerade so beschaffen sein, daß man nicht unbehaglich kalt, aber auch nicht unbehaglich heiß ist. Sie muß sich daher nach der Jahreszeit und der Witterung richten, aber auch noch besonders nach dem Gesundheitszustande eines jeden Menschen. Es ist gut, sich von Kindheit an mehr an eine kühle, als an eine sehr warme Kleidung zu gewöhnen, und sich gegen die Wirkungen der Kälte abzuhärten, weil man leicht in Umstände gerathen kann, durch die man genöthigt wird, der wärmern Kleidung zu entbehren. Schädlich ist es, sich übermäßig warm zu kleiden, und eine Last von doppelten Hemden, Wämsern, Oberröcken und Pelzen auf dem Leibe zu tragen; es bringt bei der geringsten Bewegung das Blut in Wallung, erschwert das Athmen und setzt uns in Gefahr, uns zu erkälten.

An kalten Tagen kleide man sich mitten im Sommer, *wie man* sich an einem Wintertage kleiden würde. Ueberhaupt ist in unsern Gegenden eine zu leichte Sommertracht sehr schädlich, da die Witterung bei uns so unbeständig ist, und oft auf einen heißen Tag ein sehr kühler, wol gar ein kalter Abend folgt.

Jede zu stark oder nur an einigen Theilen des Körpers drückende, pressende und kneipende Kleidung ist schädlich. Besonders schädlich ist es, die Strumpfbänder fest zu schnüren. Der Kopf muß kühl gehalten werden, und jede Kopfbedeckung ist, zumal, wenn man starkes Haar hat, unnöthig, ausgenommen zum Schutz vor der Sonne. Selbst die kleinsten Kinder darf man ohne Gefahr mit bloßem Kopfe in die freie Luft schicken. Sehr schädlich sind warme, wollene Mützen und Pelzmützen. Die Kinder werden davon krank, bekommen Ungeziefer und Kopfausschlag, Flüsse, Kopf- und Zahnschmerzen, und besonders schlimme Augen. Am wenigsten dürfen sie dann einen Hut oder eine Mütze aufsetzen, wenn sie einen ausgeschlagenen Kopf haben.

Dicke Halstücher, besonders wenn sie fest zugeschnürt werden, sind schädlich, und es ist sehr heilsam, mit bloßem Halse zu gehen. Der Unterleib muß vorzüglich warm gehalten werden. Durchfälle, Koliken und Ruhr können

von Erkältung des Unterleibes entstehen. Auch die Füße vertragen mehr Wärme. Nur ein gesunder und abgehärteter Mensch darf barfuß gehen.

Die engen, spitzigen Schuhe gehören zu den schädlichen Kleidungsstücken. Sie verderben die Füße, machen die Gelenke der Zehen steif und erzeugen die schmerzhaften Hühneraugen, woran Viele im Alter für die Eitelkeit ihrer Jugend büßen müssen.

Hütet Euch, Kleider zu tragen, welche kranke Menschen getragen haben; denn viele Krankheiten sind ansteckend, und Mancher, der sonst sehr gesund war, wurde krank, und mußte wol gar früh sterben, weil er die Kleider eines Schwindsüchtigen getragen hatte.

12. Von der Luft.

Es kommt viel darauf an, daß die Luft, welche wir einathmen, frisch, rein und trocken sei; denn sonst kann sie uns nicht stärken, nicht frisch und fröhlich machen. Reine und trockne Luft muntert auf zur Arbeit, vermehrt den Hunger, macht, daß uns die Speisen wohl bekommen, und gibt einen ruhigen, sanften Schlaf. Nicht wahr, Dir ist ängstlich und peinlich zu Muthe, wenn Du mit vielen Menschen in einer kleinen Stube lange beisammen sein mußt, und weder Fenster noch Thüren geöffnet werden? — Schlechte, verdorbne und unreine Luft schwächt den Menschen, macht ihn träge und verdrießlich, und zieht ihm, wenn er lange darin lebt, allerlei Krankheiten, besonders Fieber, zu.

Frische und reine Luft ist also dem Menschen eben so nothwendig, wie Speise und Trank, und wie dem Fische das frische Wasser. Habt Ihr nicht gesehen, daß Pflanzen in der besten Erde, und Thiere bei dem besten Futter, ohne frische Luft verderben? Wie könnte der Mensch ohne frische Luft gedeihen und leben, gesund und froh sein? Wie sehr freuet Ihr Euch, wenn Ihr lange in der Stube habt sitzen müssen, und nun auf einmal vor's Thor in die frische Luft kommet! Nicht wahr, da ist Euch noch einmal so wohl, als in der dunstigen Stube.

Wollet Ihr wissen, wodurch die Luft verdirbt? Das sollt Ihr hören. Aber merkt es Euch auch! — Wenn in einer kleinen Stube viel Menschen bei einander

Die äußere Seite der Haut ist größtentheils mit Haaren besetzt, welche aber nur an wenigen Stellen zahlreich, lang und dick sind, und an manchen Stellen ganz fehlen, wie z. B. an den Fußsohlen, an der innern Fläche der Hand und an den Augenliedern. Diese Haare entstehen aus Kügelchen, welche in dem Zellgewebe und unter der Haut liegen, und Wurzeln heißen. Kaum werdet Ihr es glauben, liebe Kinder, daß jedes, auch das feinste Haar, eine hohle, harte und elastische Röhre, und mit einem Safte angefüllt ist, bei dessen Vertrocknung das Haar abstirbt und ausfällt. Die Wurzeln führen dem Haare seine Nahrung zu, und daher kommt es, daß es nicht wieder wächst, wenn es mit der Wurzel ausgerissen ist, wohl aber, wenn man es abgeschnitten hat.

Aber wozu, werdet Ihr fragen, nützen denn die vielen Haare dem Menschen? Ihr Nutzen besteht außer der Zierde hauptsächlich darin, daß die Haut am stärksten an den Pünktchen ausdünsten kann, woraus das Haar aus ihr hervorgeht. Die Ausdünstung des Menschen durch die Haut ist aber von der äußersten Wichtigkeit; denn es geht durch die Haut und durch den Athem so viel Unreines und wenigstens Ueberflüssiges weg, daß es — man sollte es kaum glauben — mehr als die Hälfte der genossenen Nahrungsmittel am Gewichte beträgt. Der Verlust durch die Ausdünstung kann jährlich auf 12 Centner angeschlagen werden. Auf einem Quadratfuß Haut sind an 144 Millionen Oeffnungen, also bei einem Erwachsnen an 2160 Millionen. — Durch die Oeffnungen kann sich aber auch etwas in den Körper ziehen z. E. Schmutz auf der Haut, Feuchtigkeit an einem nebligen Tage.

*
* *

Schon aus dem, was hier von der so ungemein kunstvollen Maschine des menschlichen Körpers gesagt ist, erhellet die Größe ihres Werkmeisters.

Aber immer erhabener werden die Begriffe von dem Urheber unserer Natur, je weiter man in der Kenntniß seiner selbst fortrückt. Dann fühlt man, wie wahr es sei, daß der Mensch mit seinen Gedanken und Untersuchungen nur bei sich stehen zu bleiben brauche, um nicht allein des Daseins Gottes gewiß zu werden, sondern auch Grund

genug zur ehrfurchtsvollen Bewunderung desselben und zum Vertrauen auf ihn zu finden. Denn wer eine so unzählige Menge von Theilen, woraus unser Körper besteht, schuf und sie alle so vortrefflich und unverbesserlich zusammenstellte, daß einer für alle und alle für einen da sind; wer diesen unsern Körper mit einem vernünftigen Geist und den Geist wieder mit dem Körper so innig zu einem einzigen Wesen vereinigte; wer unserm Körper die Kraft, sich selbst zu erhalten, und die entstehenden Fehler durch sich selbst zu verbessern, verlieh; und endlich den Bau unsers Körpers so einrichtete, daß wir dadurch der größten Freuden fähig werden: wer dies alles zu bewirken im Stande war, muß höchst mächtig, weise und gütig sein.

Und sind dies nicht gerade diejenigen Eigenschaften Gottes, welche vor allen die Empfindungen der Ehrfurcht und des Vertrauens zu erwecken und zu unterhalten vermögen!

Die Kenntniß unsrer so sehr zusammengesetzten und kunstvollen Maschine muß uns denn auch bei entstandenen Krankheiten dazu bewegen, nur solchen Männern unsern Körper anzuvertrauen, die mit der Einrichtung desselben bekannt sind und bei ihrer Hilfe mit wahrer Hochachtung gegen die Kräfte und Gesetze unsrer Maschine zu Werke gehen.

Wir wollen uns nicht dem ersten, dem besten Afterarzt überlassen, der freilich uns zu helfen verspricht, aber zuletzt nur seinem kranken Beutel aushilft. Denn nicht immer macht die Natur wieder gut, was Menschen, die so wenig Achtung für dieselbe haben, verderbten; und oft kann eine einzige unrechte Behandlung die Maschine auf immer zerrütten. Was würde man von einem Menschen urtheilen, der eine fein und künstlich zusammengesetzte Uhr, welche Monate, Tage, Stunden, Minuten und Sekunden anzeigte, dem ersten, besten Grobschmidt zur Reparatur anvertraute? Und wir wollten uns nicht schämen, unsern Körper, gegen den die künstlichste Maschine, von Menschenhänden verfertigt, nichts ist, einem Menschen anzuvertrauen, der ohne Kenntniß des Körpers, dem er zu helfen sich erkühnt, nur Alles verderben kann!

Jetzt Einiges, was die Erhaltung der Gesundheit betrifft.

Ein warmes Bad muß man in einem hinlänglich warmen Zimmer nehmen; ja nicht in einem kalten. Ohne diese Vorsicht wird man sich durch ein warmes Bad mehr schaden als nützen. Dieses gilt auch von den Fußbädern, welche bei Anhäufung des Bluts im Kopfe und in der Brust sehr heilsam sind.

Nicht bloß seinen Körper und seine Kleidung soll man reinlich halten, sondern auch das Hausgeräth, die Betten, die Stuben und die Kammern müssen stets reinlich und ordentlich gehalten werden. Dazu gehört, daß man das Hausgeräth fleißig scheure und putze, die Betten von Zeit zu Zeit in die Sonne lege, oder in die frische Luft hänge und ausklopfe, und die Stube oft auskehre und scheure. Nur muß man sich wohl hüten, in einer gescheuerten Stube, die noch nicht wieder recht trocken ist, zu wohnen oder zu schlafen; denn das ist sehr schädlich.

14. Von den Speisen.

Warum esset und trinket Ihr? Nicht wahr, um Euren Hunger zu stillen, um Euren Körper zu erhalten, und ihn zu ernähren? und Eure vorzüglichsten Nahrungsmittel sind folgende: Brod, Gemüse (nennet mir einige Arten von Gemüse!) Hülsen- und Samenfrüchte, (wer kann einige nennen?) Obst, Milch, Fische und Fleisch. — Merkt Euch, daß Pflanzenspeisen nicht so nahrhaft und stärkend sind, als Fleischspeisen, und daß Fleischspeisen auch nahrhafter sind, als Speisen von Fischen. Darum sollten unsere Mahlzeiten aus einem kleinern Theil Fleisch und einem größern Theil Gemüse bestehen. Von bloßen Fleischspeisen geräth das Blut in Fäulniß.

Soll Dir das Essen immer recht wohl schmecken, so sorge dafür, daß Du hungrig werdest, denn der Hunger ist der beste Koch, und wenn Du recht hungrig bist, so wird Dir auch die einfachste Kost recht herrlich schmecken. Aber wenn Du müssig gehest, oder kurz vor der Mahlzeit allerlei Näschereien issest, so kannst Du nicht hungrig werden. Du mußt fleißig arbeiten und Dich in freier Luft bewegen, dann wirst Du gewiß hungrig zu Tische kommen, und dann werden auch die Speisen bei Dir gedeihen.

Aber merke Dir dabei, was das Sprichwort sagt: Allzuviel ist ungesund. Denke nicht: Viel Essen gibt

viel Nahrung: denn wenn Du das, was Du gegessen hast, nicht verdauen kannst, so schadet es Dir.

Pflanzen müssen, ehe man sie genießt, sorgfältig untersucht werden, damit keine Giftpflanzen oder Giftwurzeln, als: Bilsenkraut, Schierling, Gleiße, Wolfskirsche oder Tollwurz, Stechapfel, Schwarzkümmel und dergleichen darunter seien.

Alle **Schwämme** oder **Pilze** verdauen sich schwer und sind ungesund, und da überdies leicht giftige Schwämme darunter sein können, so thut man am besten, wenn man keine ißt.

Reife Kartoffeln sind nicht ungesund, wenn sie von guter Art sind und nicht übermäßig genossen werden. **Fette Speisen** in Menge zu genießen, ist sehr schädlich. Der Husten, an dem zu Anfange des Winters so viele leiden, ist mehr dem zu häufigen Genusse des Schmalzes und des Schweinefleisches, als der Kälte zuzuschreiben.

Scharf gesalzene und gewürzte Speisen erhitzen das Blut und sind ungesund. Vielen und besonders alten Käse zu essen, ist ungesund, weil er Grieß und Steine in der Blase erzeugt. Süße Sachen schwächen den Magen, machen Blähungen und unterdrücken die Eßlust. Hütet Euch, die Speisen heiß zu genießen; Ihr verderbt dadurch nicht nur Eure Zähne, sondern schwächet auch den Magen. **Kupferne Geschirre** müssen gut überzinnt sein, und irdene Gefäße müssen eine gute Glasur haben, sonst können sie für die Gesundheit sehr schädlich werden; doch ist bei den letzten weniger Gefahr, als bei den ersten. Besonders muß man sich hüten, saure Speisen in kupfernen und zinnernen Gefäßen zuzubereiten und aufzubewahren, denn sie lösen das Kupfer und das dem Zinne gewöhnlich beigemischte Blei auf.

Wer unglücklicher Weise etwas Giftiges genossen hat, muß sogleich viel warme Milch, oder warmes Wasser, mit frisch geschmolzener Butter oder Oel vermischt, trinken. Brechmittel sind am wirksamsten, wenn jemand Schierling oder Wolfskirschen u. dgl. genossen hat.

Weißbrod und Kuchen schaden in großer Menge und warm genossen, und sind nicht so gesund, als Roggenbrod. Doch muß auch dieses einige Tage alt sein, wenn es den Namen einer heilsamen Speise verdienen soll. Zu den

vorzüglich schädlichen Speisen gehört auch das fette Backwerk (Kuchen), besonders Pasteten und Torten, die nur ein äußerst starker Magen zu verdauen im Stande ist.

15. Von den Getränken.

Der Mensch muß nur in der Absicht trinken, um seinen Durst zu löschen, nicht aber, um den Gaumen zu kitzeln.

Das gesundeste Getränk für den Menschen ist reines, klares Wasser; es kühlt, verdünnt und reinigt das Blut, erhält den Magen, Eingeweide, Gehirn und Nerven in Ordnung und macht den Menschen ruhig, heiter und froh. Auch zehret das Wasser nicht, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es gibt Gedeihen, wenn man sich dabei viel Bewegung in frischer Luft macht.

Die Menschen trinken gewöhnlich viel zu viel warmes Getränke, als Kaffee, Thee u. dgl. Es ist daher nicht anders möglich, als daß ihr Blut scharf und unrein, und ihr Angesicht blaß werden muß. Besonders schadet dem weiblichen Geschlechte, welches mehr in Stuben sitzt, als das männliche, der zu häufige Genuß des warmen Getränks.

Dünnes, rein ausgegohrnes und gut gehopftes Bier ist für Erwachsene nicht schädlich; aber Kindern sollte man es nicht geben; weil es ihnen das Blut erhitzt und die Lust zum Wassertrinken nimmt.

Der Branntwein ist unter allen Getränken das gefährlichste. Er reizt so stark, daß ein Mensch, der nicht an ihn gewöhnt ist, kaum einen Theelöffel voll davon vertragen kann. Er hindert die Verdauung, macht Wallung und Hitze und wirkt auf das Gehirn so stark, daß derjenige, welcher viel davon genießt, alle Besinnung verliert und so schwerfällig und kraftlos wird, daß er nicht mehr auf seinen Füßen stehen kann. Wie schrecklich und wie ekelhaft ist der Anblick eines Betrunkenen! Auch dann, wenn er sich erholt hat, bleibt er schwach, und dies Gefühl der Schwäche verleitet ihn, aufs neue zu trinken. Auf diese Art gewöhnen sich viele an das Branntweinsaufen, indem sie es nach und nach zu der unglückseligen Fertigkeit bringen, sehr viel davon zu trinken, ohne berauscht zu werden.

Die Folgen dieser abscheulichen Gewohnheit sind schreck-

lich. Die Säufer können die genossenen Speisen nicht mehr verdauen und verlieren daher endlich alle Eßlust. Bei einigen entsteht von der heftigen Reizung ein Bluthusten und Lungensucht. Dabei werden die Seelenkräfte geschwächt; die Säufer verlieren so das Gedächtniß und die Urtheilskraft, daß sie zu den meisten Geschäften nicht mehr zu gebrauchen sind. Eben dies ist der Fall bei Weinsäufern. Der Wein ist zum täglichen Getränke für Gesunde nicht tauglich; nur als stärkende Arznei sollte er von Kranken getrunken werden. Wer gesund ist, der trinke nur dann Wein, wenn er durch starke Arbeiten oder langes Gehen ermattet ist, oder dann, wenn er einmal mehr Lebhaftigkeit und Frohsinn, als gewöhnlich, zu haben wünscht. Soll aber der Wein stärken und fröhlich machen, so muß man wenig trinken.

Kindern ist der Branntwein noch viel schädlicher, als Erwachsenen; sie werden davon ungesund, träge und dumm. Unvernünftig ist es, wenn man einem Fieberkranken Branntwein, mit Pfeffer gemischt, als Arznei eingibt, und eben so unvernünftig, wenn man ihn den Kindern nüchtern zu trinken gibt, um ihnen die Würmer abzutreiben; denn es ist nicht wahr, daß jenes Mittel das Fieber vertreibe, und dieses die Würmer in den Gedärmen tödte. Selbst das Waschen des Kopfs mit Branntwein kann kleinen Kindern schädlich werden.

Am allermeisten muß man sich hüten, zu viel Branntwein zu trinken, wenn man in großer Kälte eine Reise thut; man kann sich sehr leicht dadurch in Schlaf versetzen und erfrieren.

16. Von der Bewegung und Ruhe.

Die körperliche Bewegung, besonders in freier Luft, hat mannigfaltigen Nutzen für den Menschen: sie bewirkt Hunger und Durst, hilft Essen und Trinken verdauen und macht, daß es gedeiht; sie reinigt das Blut und erhält die Eingeweide gesund; sie gibt Ruhe und einen sanften Schlaf. Sie verschafft ihm eine blühende Gesundheit und schenkt ihm Heiterkeit. Ohne viele körperliche Bewegung kann der Mensch unmöglich gesund sein. Aber man kann es hierin leicht übertreiben. Dies thun z. B. diejenigen, welche einen langen Weg machen wollen, und gleich

Anfangs so laufen, daß sie zuletzt matt und kraftlos werden. Nie muß man so stark und so lange laufen, daß man außer Athem kommt und Herzklopfen fühlt.

Den Kindern ist Bewegung eben so nöthig, als Erwachsenen. Kinder, welche zu viel sitzen müssen, werden ungesund. Besonders ist es für kleine Kinder sehr schädlich, wenn man sie immerfort auf dem Arme trägt, oder sie halbe Tage lang in Kinderstühlen sitzen läßt.

Die Bewegung und die Arbeit kann nur dann schaden, wenn der Mensch seine Kräfte übermäßig anstrengt, oder in seiner frühen Jugend zu schwere Arbeiten anhaltend verrichtet; dann wird sein Körper kraftlos, stumpf und vor der Zeit alt. — Wer sich so stark bewegt, oder so eifrig und mühselig arbeittet, daß er Schweiß vergießt und sich erhitzt, der hüte sich, auf einmal still zu sitzen, oder sich der Zugluft aussetzen, oder einen kalten Trunk zu thun; denn durch alles dies setzt er seine Gesundheit und sein Leben in Gefahr.

Viele Jünglinge und Mädchen müssen früh und elend an der Lungensucht sterben, weil sie den wilden Tanz zu sehr liebten. Wer nicht beim Tanz vollkommen Athem behält, sollte sich dieses Vergnügens ganz enthalten. In einem niedrigen, engen und dumpfen Zimmer zu tanzen, ist höchst schädlich.

17. Vom Schlafen.

Wer ruhig schlafen will, muß sich nicht mit vollem Magen niederlegen, nicht hitzige Getränke genossen, sich den ganzen Tag über müde gearbeitet, und ein ruhiges Gewissen haben.

Das Schlafgemach muß nicht warm und niedrig, sondern kalt, hoch und geräumig sein, und so viel als möglich frische Luft haben. Deshalb muß man am Tage fleißig die Fenster öffnen, und keine Vorhänge um die Betten haben. — Auf und unter Federbetten zu schlafen, ist nicht gut; denn diese Betten haben zu viel Wärme, auch sammeln sich unreine, oft kranke Ausdünstungen darin. Die besten Betten für Erwachsene sind die von Pferdehaaren, Häcksel oder Stroh, und baumwollene oder wollene durchnähte Decken. Wenn man sich aber einmal daran gewöhnt hat, auf Federbetten zu schlafen, so

müssen sie im Sommer und im Winter sehr oft an die Luft gebracht, ausgeklopft und mit reinen Ueberzügen versehen werden. Federbetten sind Kindern noch weit schädlicher, als Erwachsenen.

Man muß sich hüten, in fremden Betten zu schlafen, wenn sie nicht zuvor gelüftet und mit reinen Ueberzügen versehen sind. Muß man daher in einem Wirthshause übernachten, so thut man wohl, wenn man mit einem Strohlager vorlieb nimmt, oder sich unausgekleidet auf das Bett legt.

Ohne dringende Noth sollten niemals Kinder bei Erwachsenen, oder mehrere Kinder in Einem Bette schlafen, denn so muß eines des andern Ausdünstungen einathmen, und dabei kann man nicht gesund sein. Aber sehr gefährlich ist es, wenn ein gesunder Mensch in einem Bette schläft, worin ein kranker gelegen hat, ohne daß es zuvor gelüftet und ausgeklopft worden ist. Ist die Krankheit sehr bösartig gewesen, so muß man die Betten vernichten.

18. Von den Wohnungen.

Wenn eine Wohnung gesund sein soll, so müssen die Stuben und Kammern hell, geräumig und luftig sein. In dunkeln, dumpfen und feuchten Wohnungen werden die Menschen schwach, gichtisch und sonst kränklich, ja wol schwermüthig. Kinder gedeihen in solchen Wohnungen nicht, sondern werden blaß, schwellen oder zehren aus. Wer aus Armuth in feuchten Kellerstuben wohnen muß, kann sie verbessern, wenn er ihnen vieles Licht und so viel als möglich reine Luft zu verschaffen sucht, den niedrigen Fußboden erhöhet und die feuchten Wände frisch und trocken ausmauert.

Stuben und Kammern müssen alle Tage gekehrt und gereinigt, und wo möglich alle Jahre geweißt werden. Dies ist gesund und auch ein Zeichen der Liebe zur Ordnung und zur Reinlichkeit.

Bei kaltem Wetter muß man die Stuben nicht unmäßig heizen und sich nicht an den warmen Ofen setzen, am allerwenigsten sich auf die Ofenbank legen und schlafen; denn das macht den Menschen dumm und krank. Torf und Steinkohlen zu brennen und damit zu heizen, ist nicht schädlich, wenn nur die Oefen gehörig eingerichtet

sind. Eine sehr üble und gefährliche Gewohnheit ist es, die Schlafstube kurz vor dem Schlafengehen zu heizen.

Merkt Euch auch dies, daß es äußerst gefährlich ist, die Stuben und Schlafkammern, oder sich selbst durch Holzkohlen, welche in einem Feuerbecken oder in einem Topfe sind, zu erwärmen; man wird davon kränklich und kann sogar ersticken.

19. Von Erhitzungen und Erkältungen.

Wenn man durch heftige körperliche Bewegung, z. E. durch Arbeiten, Laufen und Tanzen sehr erhitzt ist, so muß man Folgendes beobachten: Man darf

1. nicht auf einmal ruhig sitzen oder liegen, sondern man muß in einer mäßigen Bewegung bleiben.

2. Nichts kaltes und auch keinen Branntwein, Wein, Punsch oder Kaffee trinken, denn es ist ein höchst verderbliches Vorurtheil, daß man Hitze durch Hitze vertreiben müsse. Nichts ist vielmehr der Lunge und dem Magen schädlicher: es entsteht ein abmattender Schweiß und hinterher manche gefährliche Krankheit, zuweilen augenblicklich der Tod.

3. Nicht den Körper der kalten Luft oder dem Winde aussetzen, und also nicht in bloßem Hemde gehen, sondern man muß die Kleider anziehn. Es ist freilich behaglicher, ohne Kleider zu gehen, wenn man erhitzt ist, es scheint stärkend zu sein; aber dennoch ist es höchst gefährlich. Die schlimmen Folgen kommen nach.

4. Nicht kalt baden, und wenn man vom Regen durchnäßt ist, nicht in nassen Kleidern still sitzen.

5) Sich nicht auf den kalten Erdboden, auch sich nicht in's Gras setzen oder legen, und am wenigsten so schlafen; denn davon kann man an allen Gliedern gelähmt werden und die Schwindsucht oder die Gicht bekommen.

Man soll sich dagegen bei einer gelinden Bewegung zu erhalten und abzukühlen suchen, dann die vom Schweiße durchnäßten Kleidungsstücke mit trocknen verwechseln und nur langsam seinen Durst löschen. Wie aber, wenn der Mensch bei schwerer Arbeit und heißer Luft brennenden Durst fühlt und es kaum länger aushalten kann, soll er dann auch nicht trinken? Ja, er darf es zur Noth wol thun, aber nur nicht viel auf einmal, auch darf er dabei

nicht ruhen, sondern er muß rasch fortarbeiten oder sich bewegen, sonst erkältet er sich und wird krank.

Wenn der Körper und die Füße naß und kalt geworden sind, so muß man die nassen Kleider und Strümpfe nicht anbehalten, sondern die Haut abtrocknen und warme trockene Kleider anziehen. Unterläßt man dies, so bekommt man leicht Flüsse, Gliederreißen und Gicht. Eben dieser Gefahr ist man ausgesetzt, wenn ein Theil des Körpers der Zugluft oder der Kälte ausgesetzt ist, indeß der ganze übrige Körper warm liegt und ausdünstet; wenn man also z. B. an einer feuchten Wand sitzt, oder gar daran schläft. — Man kann sich vor jenen Uebeln bewahren, wenn man die Haut von Kindheit an durch Luft, Waschen und Baden stark, rein und kühl erhält und sich bei jeder Witterung, auch der rauhesten und unangenehmsten, und in jeder Jahreszeit mit der gehörigen Vorsicht viel körperliche Bewegung in freier Luft macht.

20. Von dem Verhalten in Krankheiten.

Ist der Mensch krank geworden, so ist es seine Pflicht, sich geduldig zu verhalten und, wenn ihm sein Zustand gefährlich vorkommt, sich baldigst der Hilfe eines Arztes zu bedienen. Wer mit Geduld seine Krankheit zu ertragen weiß, dem werden die mit ihr verbundenen Leiden und Schmerzen leicht zu ertragen werden. Beim Gefühl der Schwächlichkeit des Körpers schone man aber auch denselben; denn dadurch, daß man in freier Luft umher geht, vor wie nach seine Geschäfte wahrnimmt und arbeitet, kann man ein geringes Uebel sehr leicht vermehren.

Am meisten aber kann ein verständiger Arzt durch seine Verordnungen dem Kranken nützen; und daher warte keiner es ab, bis die Krankheit einen hohen Grad von Stärke erlangt hat, sondern suche bald den Rath des Arztes. Es ist zwar wahr, die Natur hilft oft sich selbst, und durch ruhiges Verhalten und Mäßigkeit läßt manches kleine Uebel sich leicht wieder abstellen; aber es bleibt im Ganzen genommen doch immer ungewiß, weil auch die schwersten Krankheiten bei ihrem Entstehen meistens von keiner Bedeutung oder Erheblichkeit zu werden scheinen, späterhin aber Zerstörung drohen.

Vor Quacksalbern sind wir schon oben gewarnt. Nur

Leute, denen es ganz an Ueberlegung fehlt, und die sich aus einer übel angebrachten Sparsamkeit vor einem ordentlichen Arzte scheuen, können solche Betrüger um Rath fragen. Aber noch öfters nimmt man zu Hausmitteln, zu Universalarzneien, die gegen alle Uebel helfen sollen, und zu sogenannten sympathetischen Mitteln seine Zuflucht, durch welche letztere man vermittelst eines Zettels am Halse das Fieber vertreiben, oder durch Beschreibung eines Kreuzes und durch geheimnißvolle Wörter und dergleichen Alfanzereien mehr, andre, selbst die schwersten Krankheiten heben will. So nimmt man gleich bei jeder Unpäßlichkeit zu schwitzen ein und entkräftet sich dadurch öfters nicht bloß ohne Ursach, sondern man versetzt sich — wenn Gallenfieber oder einige andere Krankheiten im Anzuge sind — in die größte Gefahr. Ein gelinder Schweiß ist freilich bei Erkältungen sehr heilsam; aber sonst darf nur der Arzt es bestimmen, ob der Kranke schwitzen soll. Oder man läßt zur Ader. Ein Aderlaß rettet, wenn er der erste ist, die Menschen öfters bei einem Schlagflusse vom Tode; aber sonst werden geschickte Aerzte jetzt ihn selten verordnen. Ist das Blut verdorben, so hilft das beständige Abzapfen nichts. Das neue wird in dem kranken Körper und mit dem noch übrigen Blute vermischt, sogleich mit verderbt, und der Körper wird entkräftet. Ja, es entstehen oft die gefährlichsten Uebel aus dem häufigen Aderlassen, und die Wassersucht ist häufig bloß eine Folge von dieser Thorheit. Außerdem gibt es noch tausend andere Hausmittel. Der Verständige wird sie gar nicht, oder doch selten und mit Vorsicht gebrauchen; denn sie werden ihm schon deswegen verdächtig werden, weil ein Jeder, dem er sein körperliches Uebel klagt, ihm ein anderes Mittelchen vorschlägt und diejenigen verachtet, welche ihm von andern Personen angepriesen sind.

Noch mehr wird der Einsichtsvolle gegen Universalmittel eingenommen sein. Denn das wäre doch das größte Wunder, daß Ein Pulver oder Ein Trank bei allen Krankheiten helfen sollte, die aus so verschiedenen Ursachen entstehen und eine so verschiedene Beschaffenheit haben. Viele von solchen Mitteln, die von herumstreichenden Balsamträgern zum Verkauf angeboten und in öffentlichen Blättern gegen viele Krankheiten empfohlen

nicht ruhen, sondern er muß rasch fortarbeiten oder sich bewegen, sonst erkältet er sich und wird krank.

Wenn der Körper und die Füße naß und kalt geworden sind, so muß man die nassen Kleider und Strümpfe nicht anbehalten, sondern die Haut abtrocknen und warme trockene Kleider anziehen. Unterläßt man dies, so bekommt man leicht Flüsse, Gliederreißen und Gicht. Eben dieser Gefahr ist man ausgesetzt, wenn ein Theil des Körpers der Zugluft oder der Kälte ausgesetzt ist, indeß der ganze übrige Körper warm liegt und ausdünstet; wenn man also z. B. an einer feuchten Wand sitzt, oder gar daran schläft. — Man kann sich vor jenen Uebeln bewahren, wenn man die Haut von Kindheit an durch Luft, Waschen und Baden stark, rein und kühl erhält und sich bei jeder Witterung, auch der rauhesten und unangenehmsten, und in jeder Jahreszeit mit der gehörigen Vorsicht viel körperliche Bewegung in freier Luft macht.

20. Von dem Verhalten in Krankheiten.

Ist der Mensch krank geworden, so ist es seine Pflicht, sich geduldig zu verhalten und, wenn ihm sein Zustand gefährlich vorkommt, sich baldigst der Hilfe eines Arztes zu bedienen. Wer mit Geduld seine Krankheit zu ertragen weiß, dem werden die mit ihr verbundenen Leiden und Schmerzen leicht zu ertragen werden. Beim Gefühl der Schwächlichkeit des Körpers schone man aber auch denselben; denn dadurch, daß man in freier Luft umher geht, vor wie nach seine Geschäfte wahrnimmt und arbeitet, kann man ein geringes Uebel sehr leicht vermehren.

Am meisten aber kann ein verständiger Arzt durch seine Verordnungen dem Kranken nützen; und daher warte keiner es ab, bis die Krankheit einen hohen Grad von Stärke erlangt hat, sondern suche bald den Rath des Arztes. Es ist zwar wahr, die Natur hilft oft sich selbst, und durch ruhiges Verhalten und Mäßigkeit läßt manches kleine Uebel sich leicht wieder abstellen; aber es bleibt im Ganzen genommen doch immer ungewiß, weil auch die schwersten Krankheiten bei ihrem Entstehen meistens von keiner Bedeutung oder Erheblichkeit zu werden scheinen, späterhin aber Zerstörung drohen.

Vor Quacksalbern sind wir schon oben gewarnt. Nur

Leute, denen es ganz an Ueberlegung fehlt, und die sich aus einer übel angebrachten Sparsamkeit vor einem ordentlichen Arzte scheuen, können solche Betrüger um Rath fragen. Aber noch öfters nimmt man zu Hausmitteln, zu Universalarzneien, die gegen alle Uebel helfen sollen, und zu sogenannten sympathetischen Mitteln seine Zuflucht, durch welche letztere man vermittelst eines Zettels am Halse das Fieber vertreiben, oder durch Beschreibung eines Kreuzes und durch geheimnißvolle Wörter und dergleichen Alfanzereien mehr, andre, selbst die schwersten Krankheiten heben will. So nimmt man gleich bei jeder Unpäßlichkeit zu schwitzen ein und entkräftet sich dadurch öfters nicht bloß ohne Ursach, sondern man versetzt sich — wenn Gallenfieber oder einige andere Krankheiten im Anzuge sind — in die größte Gefahr. Ein gelinder Schweiß ist freilich bei Erkältungen sehr heilsam; aber sonst darf nur der Arzt es bestimmen, ob der Kranke schwitzen soll. Oder man läßt zur Ader. Ein Aderlaß rettet, wenn er der erste ist, die Menschen öfters bei einem Schlagflusse vom Tode; aber sonst werden geschickte Aerzte jetzt ihn selten verordnen. Ist das Blut verdorben, so hilft das beständige Abzapfen nichts. Das neue wird in dem kranken Körper und mit dem noch übrigen Blute vermischt, sogleich mit verderbt, und der Körper wird entkräftet. Ja, es entstehen oft die gefährlichsten Uebel aus dem häufigen Aderlassen, und die Wassersucht ist häufig bloß eine Folge von dieser Thorheit. Außerdem gibt es noch tausend andere Hausmittel. Der Verständige wird sie gar nicht, oder doch selten und mit Vorsicht gebrauchen; denn sie werden ihm schon deswegen verdächtig werden, weil ein Jeder, dem er sein körperliches Uebel klagt, ihm ein anderes Mittelchen vorschlägt und diejenigen verachtet, welche ihm von andern Personen angepriesen sind.

Noch mehr wird der Einsichtsvolle gegen Universalmittel eingenommen sein. Denn das wäre doch das größte Wunder, daß Ein Pulver oder Ein Trank bei allen Krankheiten helfen sollte, die aus so verschiedenen Ursachen entstehen und eine so verschiedene Beschaffenheit haben. Viele von solchen Mitteln, die von herumstreichenden Balsamträgern zum Verkauf angeboten und in öffentlichen Blättern gegen viele Krankheiten empfohlen

muß das Fuhrwerk langsam fahren. — Nach einem ... scheulichen Vorurtheile stellt man den ... ausgezogenen auf den Kopf, damit er das W... wieder von sich geben möge; an dem verschlu... Wasser stirbt man ja im Wasser nicht, sondern ... Mangel an Luft. Oft kann dies Stürzen den Sch... todten wirklich tödten und muß also ja unterbleiben.

2. Es wird der Körper mit gewärmten Laken ... bedeckt und darunter, wenn er völlig entkleidet ist, ... wollenen Tüchern um die Herzgrube sanft gerieben, ... Unterleib aber mit einer gewärmten Hand gelinde ... drückt. Die Hände und Füße werden gebürstet.

3. Man sei bemüht, durch Einblasen oder einen B... sebalg Luft in die Lunge durch den Mund zu bring... wobei die Nase fest zugehalten wird, und die Lippen a... gedrückt werden.

4. Essig und starker Branntwein wird mit dem rau... hen Theil einer Feder oft unter und in die Nase gestr... chen, oder gepülverter Tabak in kleinen Priesen in d... Nasenlöcher geblasen.

5. So wie ein Zeichen der Bewegung sich findet, wir... alles Uebrige unterlassen, und nur mit dem gelind... Reiben mit gewärmten wollenen Tüchern fortgefahre... Die Anwendung eigentlicher Arzneimittel wird in diese... Falle wie in allen übrigen der Verordnung eines orden... lichen Arztes, oder andern der Sache kundigen Person... überlassen.

Vom Ersticken.

In Kellern, in welchen Most oder Bier gährt, viel Brann... wein verwahrt wird; in verschlossenen Zimmern, in welche... Holz, Torf oder Steinkohlen glimmen; ferner durch de... Dampf ausgehender Talglichter, Oel- und Thranlampen, im... gleichen durch den Dampf neuangefärbter Oefen wird die Lu... so verderbt, daß sie zum Athemholen nicht mehr taugt, un... die darin sich befindenden mehrentheils schlafenden Men... schen ersticken. Die leichtesten Mittel sind folgende:

1. Man bringt den Erstickten sofort in ein kühles, reines, luftiges Gemach, und völlig entkleidet, in ein... sitzende Stellung.

2. Die Füße werden bis an die Knie in ein lauwarme...

bad gesetzt, welches durch Zugießung etwas wär- Wässers nach und nach erwärmt werden kann.

Der Leib wird mit Tüchern, die in kaltes Wasser acht sind, gelinde gerieben.

. Man muß sich alle Mühe geben, dem Kranken durch Mund, der gewöhnlich gesperrt ist, in seine Lunge ft einzublasen und also die Bewegung wieder stellen; das Uebrige muß man aber der Verordnung so schleunig als möglich geholten Arztes, oder in n Entfernung einer andern der Sache wohl kundigen son überlassen.

Vom Erfrornen.

1. Man hüte sich, den Körper sogleich, nachdem er ge- den ist, in ein warmes Zimmer oder Bett zu bringen.

2. Vielmehr scharre man ihn an einem kalten Orte in n Schnee, so daß nur Mund und Nasenlöcher offen leiben. Der Schnee wird allenthalben fest angedrückt, nd sobald er an diesem oder jenem Theile zu schmelzen nfängt, wird frischer Schnee aufgelegt.

3. Trägt sich der Fall bei trockner Kälte zu, so wird r Körper in Tücher, die in geschmolzenes Eis getunkt rd, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahren.

4. Sobald sich Zeichen des Lebens finden, wird der anke in ein mäßig gewärmtes Bett gebracht; das brige aber der Verordnung des indeß geholten Arztes, er einer andern verständigen und der Sache kundigen erson überlassen.

Produkte der Erde.

Da die Luft nicht in allen Gegenden der Erde dieselbe schaffenheit hat, sondern in einigen Ländern das ganze ahr hindurch heiß, in andern sehr kalt, und wiederum andern weder zu warm noch zu kalt, sondern gemäßigt , so ist die Erde nicht überall gleich fruchtbar. Doch ringt fast jedes Land der Erde so viel hervor, als seine wohner zu ihrer Erhaltung nothwendig gebrauchen.

Alles, was die Erde hervorbringt, nennt man ihre Produkte oder Erzeugnisse. Ihre Zahl ist so groß, sie sind von so verschiedener Art, daß man sie unter wisse Abtheilungen (Klassen) bringen muß, um sie sehen und sie von einander unterscheiden zu können.

Diese Abtheilungen werden Reiche der Natur nannt, und ihrer sind drei: Das Thierreich, Pflanzenreich und das Mineralreich. Diejen Länder, in welchen gesittete Völker wohnen, haben ma Produkte, besonders aus dem Pflanzenreiche, im Ue flusse, weil ihre Bewohner das Land sehr sorgfältig bauen. Dagegen fehlt es manchen Ländern gerade diesen Produkten, weil sie einen unfruchtbaren Bo haben, oder schlecht angebaut sind; aber sie haben w derum andere Produkte im Ueberflusse, welche die Nat selbst hervorbringt, z. B. Metalle, Holz oder Salz. D durch sind die Menschen auf den Gedanken gekomme die überflüssigen Produkte ihres Landes nach solchen Lä dern hinzubringen, wo es an diesen Produkten fehlt, da zu verkaufen und sich für das gelös'te Geld die ihn fehlenden Produkte einzukaufen. So ist der Hand entstanden, wobei die Waaren entweder zu Lande, v mittelst der Wagen und Lastthiere, oder auf den Flüss und auf dem Meere, vermittelst der Schiffe, aus eine Lande in das andere gebracht werden.

Weise und gütig hat es Gott so eingerichtet, daß jed Land, oder wenigstens jeder große Erdstrich, das heiß jeder beträchtliche Theil der Erde, gerade diejenigen Pr dukte hat, welche für die Bewohner desselben, nach Ma gabe der Witterung (des Klimas), die nothwendigst und wohlthätigsten sind.

So bringen z. B. diejenigen Länder, welche eine hei Luft und keinen Winter haben, die kräftigsten, saftreichst und kühlendsten Früchte hervor, z. B. Kokosnüsse, Mu katnüsse, Oliven, Pisang, Datteln, Orangen, Melon und Ananas. Auch findet man in diesen Ländern d größten und stärksten Lastthiere, welche alle Beschwerlic keiten der heißen Witterung ertragen können, ohne d durch zu verderben, z. B. Elephanten, welche 14 bi 15 Fuß hoch, mehr als 16 Fuß lang und 50 Centne schwer werden, und sich bei dieser Größe und Schwe

noch so leicht bewegen, daß sie täglich 14 bis 15 Mei- zurücklegen; die **Kameele**, diese vortrefflichen Last- ere, welche in heißen Ländern unentbehrlich sind, weil n 10 bis 14 Tage mit ihnen durch brennende und asserlose Sandwüsten reisen kann, ohne daß man nöthig t, sie zu tränken, und die mit einer Last von 1200 und in einem Tage 12 Meilen zurücklegen. — Natür- er Weise sind die Menschen in den heißen Ländern t so stark und nicht so thätig, wie in den gemäßigten mmelsstrichen, und darum hat Gott den Boden in diesen ndern so fruchtbar gemacht, daß er beinahe ohne alle arbeitung die schönsten Früchte in dem größten Ueber- sse hervorbringt. Die Natur ist dort in beständigem achsthume, die Bäume werden nie kahl und die Felder e leer, sondern Blüthen und Früchte, Saaten und Ernten gen ununterbrochen auf einander. Da die Bewohner eser Länder wegen der großen Hitze keine schwere Klei- ung tragen können, so hat Gott dafür gesorgt, daß die Seidenraupe ihnen durch ihr feines Gewebe die leichteste Kleidung verschafft.

Ganz anders sind dagegen die **Produkte der kalten Länder**. Hier kann der Boden nicht anders, als höchst nfruchtbar sein, weil der Winter in diesen Ländern nur r wenige Wochen aufhört, und die in den langen Som- ertagen unglaublich schnell emporgewachsenen Pflanzen n der Kälte getödtet werden, ehe sie noch zur gehörigen eife gelangt sind. Das Pflanzenreich liefert also in diesen ndern den Menschen fast gar keine Nahrung. Aber was nen hier abgeht, wird ihnen reichlich durch eine außer- rdentliche Menge von Fischen und wilden Thieren ersetzt. ndem sie diese zu erjagen suchen, kommt ihr Blut in Wallung und wird in beständiger Wärme erhalten, und ie dicken Pelze des erjagten Wildes schützen sie gegen die rstarrende Kälte.

Aber ihren größten Reichthum machen die **Rennthiere** us, denn von ihnen erhalten sie alles, was wir von un- rm Rindvieh, unsern Pferden und Schafen erhalten, nd sie sehen fast alle ihre Bedürfnisse durch diese Thiere efriedigt, ohne daß sie nöthig haben, für die Erhaltung erselben die geringste Sorge zu tragen. Die ganze Nah- ung des Rennthiers besteht nemlich in Baumblättern und

Moos, und diese sucht es sich selbst, sogar im här
Winter, indem es das Moos mit seinem Geweihe und
dem Huf unter dem Schnee hervor zu kratzen
Dennoch gewöhnt es sich sehr leicht an die Menschen
wird von ihnen zum Reiten, Lasttragen und Ziehen
Schlitten gebraucht. In einem Tage läuft es 20 bis
Meilen. Die Rennthierkühe geben eine sehr fette Mi
und ihr Fleisch hat einen angenehmen Geschmack.
ihrer Haut machen die Bewohner des kalten Erdstri
ihre Kleider, Schuhe, Zelte, Bettdecken und andere Din
Aus ihren Hörnern wissen sie allerlei Geräthe, aus d
Knochen Messer, Löffel und Nadeln, und aus den Dä
men und Sehnen Stricke zu machen. Die Klauen werd
zu Trinkgeschirren, und die Harnblasen zu Beuteln u
Flaschen gebraucht. Ist es nicht eine höchst bewunderns
würdige Anordnung Gottes, daß ein einziges Thier alle
Bedürfnisse des Menschen befriedigt?

Der Erdstrich, in welchem wir wohnen, hat weder eine sehr heiße, noch eine sehr kalte, sondern eine gemäßigte Witterung, welche sich oft verändert, und eben dadurch zur Erzeugung und Ernährung der meisten Produkte geschickt wird. In keinem Erdstriche findet man daher ein so große Mannigfaltigkeit von Erd- und Baumfrüchten als in dem gemäßigten, und nirgends ist das Thierreich so reichlich angefüllt, als in diesem. Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieses Erdstrichs. Der Weinstock ist das eigenthümliche Produkt desselben; denn er gedeihet weder in den heißen noch in den kalten Erdstrichen.

Die Thiere haben Werkzeuge, wodurch sie sich ernähren z. E. eine Oeffnung, wodurch sie die Nahrungsmittel zu sich nehmen; einen Magen, Gedärme und viele andere Werkzeuge, wodurch die Nahrungsmittel bei ihnen in andere Säfte, als Blut, Speichel, und in Fleisch, Knochen verwandelt werden. (Diese Werkzeuge nennt man Organe und die Thiere sind also organisirte Körper). Ueberdies können sie sich willkürlich bewegen und haben eine Seele

Die Pflanzen haben zwar auch Werkzeuge, durch welche sie sich ernähren, und von innen aus wachsen (sie sind also auch organisirte Körper); aber sie nehmen die Nahrungsmittel, nemlich die Feuchtigkeit durch sehr viele

e Oeffnungen zu sich, die sich an der Wurzel, an dem
mme und an den Blättern befinden. Man schreibt
n auch Leben zu, aber sie haben keine willkürliche
egung, keine Empfindung, also auch keine Seele.
ie Körper, welche zum Mineralreiche gehören, als
ine, Metalle werden bloß dadurch größer, daß sich
ile von außen zusetzen. Sie haben keine Ernährungs-
kzeuge (sind also unorganisirte Körper) und noch we-
r willkürliche Bewegung oder Empfindung.

1. Das Thierreich.

s gibt Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, In-
n und Würmer. Wodurch sie sich von einander un-
cheiden, werden wir hernach sehen.

Obgleich manche Arten von Thieren sehr vielen Gefahren ausgesetzt sind, wodurch leicht die ganze Art aussterben könnte, so hat doch Gott auf mannichfaltige Weise dies zu verhüten gewußt. Hier zeigt sich die Weisheit Gottes in ihrer ganzen Größe. Diejenigen Thiere, welche am mehrsten verfolgt werden und gerade am leichtesten ernährt werden können, vermehren sich am stärksten. Wenn sich Löwen, Wallfische, Wölfe eben so stark vermehrten, als Schafe und viele Fische, so würde es bald sehr wüst auf der Erde und leer im Meere werden.

Zur Erhaltung der Thiere dienen auch die Naturtriebe. Sie ersetzen bei ihnen die Vernunft, womit der Mensch begabt ist, und beziehen sich auf die Sorge für ihre Jungen, auf ihre eigene Vertheidigung und Ernährung. Alle haben eine außerordentliche Liebe zu ihren Jungen, die ihnen angeboren ist. Die Vögel machen Nester, deren Bau unsere ganze Bewunderung erregt, besonders da sie nichts, als ihre Füße und ihren Schnabel dazu gebrauchen können. Sie legen diese Nester auch auf Bäumen, in dichten Hecken, oder unzugangbaren Klippen an. Sind die Jungen da, so erwärmen sie sie und bringen ihnen Speise. Die großen Seefische kommen oft in die Flüsse, die kleinen in den Flüssen nähern sich dem Ufer, wenn sie laichen, oder ihre Eier von sich geben wollen, damit die jungen Fischchen theils den Raubfischen, theils den stürmischen Wellen nicht so sehr ausgesetzt sind. Die Insecten legen ihre Eier

Moos, und diese sucht es sich selbst, sogar im härtesten Winter, indem es das Moos mit seinem Geweihe und mit dem Huf unter dem Schnee hervor zu kratzen weiß. Dennoch gewöhnt es sich sehr leicht an die Menschen und wird von ihnen zum Reiten, Lasttragen und Ziehen der Schlitten gebraucht. In einem Tage läuft es 20 bis 30 Meilen. Die Rennthierkühe geben eine sehr fette Milch, und ihr Fleisch hat einen angenehmen Geschmack. Aus ihrer Haut machen die Bewohner des kalten Erdstrichs ihre Kleider, Schuhe, Zelte, Bettdecken und andere Dinge. Aus ihren Hörnern wissen sie allerlei Geräthe, aus den Knochen Messer, Löffel und Nadeln, und aus den Därmen und Sehnen Stricke zu machen. Die Klauen werden zu Trinkgeschirren, und die Harnblasen zu Beuteln und Flaschen gebraucht. Ist es nicht eine höchst bewundernswürdige Anordnung Gottes, daß ein einziges Thier alle Bedürfnisse des Menschen befriedigt?

Der Erdstrich, in welchem wir wohnen, hat weder eine sehr heiße, noch eine sehr kalte, sondern eine gemäßigte Witterung, welche sich oft verändert, und eben dadurch zur Erzeugung und Ernährung der meisten Produkte geschickt wird. In keinem Erdstriche findet man daher eine so große Mannigfaltigkeit von Erd- und Baumfrüchten, als in dem gemäßigten, und nirgends ist das Thierreich so reichlich angefüllt, als in diesem. Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieses Erdstrichs. Der Weinstock ist das eigenthümliche Produkt desselben; denn er gedeihet weder in den heißen, noch in den kalten Erdstrichen.

Die Thiere haben Werkzeuge, wodurch sie sich ernähren, z. E. eine Oeffnung, wodurch sie die Nahrungsmittel zu sich nehmen; einen Magen, Gedärme und viele andere Werkzeuge, wodurch die Nahrungsmittel bei ihnen in andere Säfte, als Blut, Speichel, und in Fleisch, Knochen verwandelt werden. (Diese Werkzeuge nennt man Organe, und die Thiere sind also organisirte Körper). Ueberdies können sie sich willkürlich bewegen und haben eine Seele.

Die Pflanzen haben zwar auch Werkzeuge, durch welche sie sich ernähren, und von innen aus wachsen (sie sind also auch organisirte Körper); aber sie nehmen die Nahrungsmittel, nemlich die Feuchtigkeit durch sehr viele

d zuweilen auch die Wölfe. Der Fuchs und der Wolf verschonen gewöhnlich die nahen Gegenden um ihr Lager, damit man sie nicht so leicht finde. Viele Vögel, z. E. die Schwalben, Lerchen, Nachtigallen, Störche fliegen im Herbst nach wärmern Ländern, wo Gott ihnen gleichsam den Tisch gedeckt hat. Bei uns würden sie verhungern müssen, denn sie nähren sich größtentheils von Insecten, Fröschen u. dgl. Diesen weiten Weg hin und her machen sie ohne Wegweiser; ja die Natur treibt sie selbst zum Aufbrechen an. Andere Thiere verbergen sich, von ihrem Triebe geleitet, um den Winterschlaf abzuwarten z. E. die Frösche, viele Insecten in ihren Puppen, die Hamster. — Gewiß, liebe Kinder, wenn Gott diese Triebe den Thieren nicht geschenkt hätte, so wären alle schon vernichtet. Leset das Vorhergehende noch einigemal durch, um Euch lebhaft davon zu überzeugen, und bewundert den gütigen Gott!

Eben so wunderbar ist aber auch für den verschiedenen Aufenthalt und für die verschiedene Nahrung ihr Körper eingerichtet. Der Maulwurf hat einen spitzigen Kopf, kleine Augen und Vorderfüße mit Schaufeln — er wühlt ja in der Erde. Der unterirdische Bau der Maulwürfe ist mit vielen Gängen durchschnitten, die alle in Verbindung stehen. Im Winter graben sie sich 5 bis 6 Fuß tief ein. Ihre eigentliche Wohnung ist ein sehr kunstreiches, rundes Gewölbe, welches mit Moos, Mist, Stroh, Laub, Gras und zarten Wurzeln ausgelegt ist. Die Decke ist, nebst den Seitenwänden, fest zusammengedrückt und künstlich geglättet. Unter dem Schnee wühlen sich die Maulwürfe lange Gänge und graben den Würmern, Erdschnecken und Wurzeln nach. Die Hamster, welche eine ähnliche unterirdische Wohnung anlegen, erstarren zwar im Winter, so bald Schnee fällt, und bleiben bis zum März in dieser Erstarrung, sammeln aber doch im Herbste einen großen Vorrath von Korn, den sie nicht eher angreifen, bis auf dem Felde gar nichts mehr zu finden ist. Von diesem Vorrathe nähren sie sich bis zum Winterschlafe, und beim Erwachen, weil dann noch nichts für sie auf dem Felde da ist. — Das Eichhörnchen hat wie der Hase lange Hinterfüße und noch überdies wie die Katze scharfe Krallen, und wie die Affen einen langen Schweif — es soll klettern und springen. Der Vogel ist zum Fliegen gebaut;

dahin, wo die Jungen gleich Nahrung finden. Die Motte in die Kleider, die Schmeißfliege in das Fleisch, die Gallwespe in Eichblätter (woraus die Galläpfel entstehen), der Schmetterling an Bäume, wo sie sie zuweilen gegen den rauhen Winter mit einem Pelz einhüllen. — Eben so bewundernswürdig ist die Art, wie die Thiere sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen wissen, und auch dabei sind ihre Naturtriebe wirksam. Wenn die Pferde auf der Weide von einem Wolfe angegriffen werden, so stellen sie sich alle mit den Köpfen dicht an einander und machen auf diese Art einen Kreis, in den der Wolf nicht eindringen kann weil alle mit den Hinterfüßen ausschlagen und ihn dadurch zurücktreiben. Die Ochsen machen es umgekehrt, und vertheidigen sich mit den Hörnern. Einige Thiere, welche im Wasser leben, machen das Wasser trübe und entziehen sich so den Verfolgungen ihrer Feinde; andre verlassen sich auf ihre Schnelligkeit und List, wie der Hase und der Fuchs. Alle unsere Hausthiere haben Mittel, sich zu vertheidigen, und die Natur lehrt sie, wie sie diese geschickt anwenden müssen. Der Hahn, das Huhn, die Gans, die Katze, der Hund, die Biene vertheidigen sich auf verschiedene Weise. — Andere Naturtriebe beziehen sich auf die eigene Ernährung. Die Thiere unterscheiden das Schädliche von dem Nützlichen. Geruch und Geschmack sind unstreitig die Ursachen, warum das größere Hornvieh nicht mehr und nicht weniger, als etwa 270 Arten von Pflanzen frißt und alle übrigen stehen läßt, so schön und kräftig sie auch für andere sein mögen. Das Pferd nährt sich mit 262 Pflanzenarten, die Schweine fressen deren nur 72, und berühren keine andere, als diese, wenn sie auch noch so hungrig sind. Leget einer Raupe 30 verschiedene Arten von Blättern vor; sie wird vielleicht nur eine einzige Art benagen, und alle übrigen unberührt lassen. Die Spinne macht ein äußerst künstliches Netz; der Ameisenlöwe, ein kleines Insect, einen Trichter in den Sand, in welchem er die Ameisen fängt; die Raubvögel lauern in der Luft, manche kleine Säugthiere auf Bäumen, um unvermuthet auf den Raub loszuschießen. Der Hamster, die Ameise, die Biene sammeln sich für die rauhere Jahreszeit Nahrungsmittel zusammen. Manche treten, um sich zu erhalten, in eine Gesellschaft, wie die Bienen, Ameisen,

Wasser und auf dem Lande leben; IV. in Fische, oder solche Thiere, die rothes, kaltes Blut haben, im Wasser leben, durch die Kiefern Athem holen, und statt der Füße Floßfedern haben; V. in Insecten, oder Thiere mit mehrentheils weißem, kaltem Blute mit Fühlhörnern, d. h. hornartigen Faden am Kopfe; VI. in Würmer, oder solche Thiere, welche kaltes, weißes Blut und Fühlfasern, d. h. fleischartige Fasern am Kopfe haben und ohne Füße sind.

Richtiger müßten sie zuvor nach den Abtheilungen des Herzes eingetheilt werden 1) in solche, die 4 Abtheilungen (Säugethiere und Vögel), 2) in solche, die 2 Abtheilungen (Amphibien und Fische) und 3) in solche, die nur Eine Abtheilung im Herze haben (Insecten und Würmer).

Säugethiere.

Die Säugethiere sind größten Theils vierfüßige Thiere, aber es gibt auch unter ihnen solche, die sich auf 4 Händen fortbewegen, nemlich die Affen und andere, welche im Wasser leben und daher statt der Füße Floßfedern haben, z. B. die Wallfische; denn auch diese gebären lebendige Junge und säugen sie, gehören also eigentlich nicht zu den Fischen.

Der Körper der Säugethiere ist mit Haaren von sehr verschiedener Stärke, Länge und Farbe bedeckt, die auch bei einigen in Absicht der Farbe sich ändern, wenn der Winter eintritt; das Eichhörnchen z. B. wird in den nördlichen Gegenden grau.

Der Aufenthalt der Säugethiere ist verschieden, und darnach richtet sich auch ihr Körperbau. Die Finger und Zehen derjenigen Säugethiere, welche sowohl im Wasser als auf dem Lande leben, sind durch eine Haut verbunden, welche man die Schwimmhaut nennt, weil sie ihnen zum Schwimmen behilflich ist. Bei den Fledermäusen sind die langen fingerartigen Zehen der Vorderfüße durch eine zarte Haut verbunden, und daher können sie ein wenig fliegen oder flattern. Sie sind die einzigen fliegenden Säugethiere. Auf der Erde können sie nur kriechen. Einige Thiere leben bloß unter der Erde, z. B. die Hamster und Maulwürfe; andere im Wasser und auf dem Lande zugleich, z. B. die Biber. Dieser hat einen Schweif, welcher wie ein flaches Ruder gestaltet und mit Schuppen

edeckt ist. In menschenleeren Gegenden baut er sich am
Wasser ein Haus, und legt dazu einen Damm an. Die
Biber sammeln sich in großen Schaaren und fällen zuerst
das Holz, das zu ihrem Bau nöthig ist. Sie benagen
den Baum an seinem Fuße so künstlich, daß er allezeit
nach dem Wasser hinfällt. Darauf nagen sie die Aeste
ab, und schieben an dem Stamme so lange, bis er ganz
auf dem Wasser liegt. Jetzt setzen sie sich darauf und
rudern mit ihren Schwänzen bis an den Ort hin, wo der
Damm angelegt werden soll. Hier senken sie einige Stück
Holz in das Wasser und holen auch Erde herbei. Es
entsteht eine Art von doppeltem Flechtwerk, welches mit
Erde ausgefüllt ist. Der Damm hat einige Oeffnungen,
damit das Wasser durchstreichen kann, und liegt schräg,
damit die Wellen des Wassers nicht zu stark darauf wirken
können. Die Biber trennen sich nun, und die einzelnen
Familien bauen sich auf dem Damme ihre Häuser.

Die Zähne der Säugethiere sind Schneidezähne,
wenn sie sich vom Fleisch nähren z. B. beim Hunde; oder
platte Backenzähne, wenn sie sich von Pflanzen nähren
z. B. bei dem Rindvieh und den Pferden. — Einige von
den Thieren, die aufs Gewächsreich angewiesen sind, sind
wiederkäuende Thiere, z. B. das Rindvieh und die Ziege.
Sie haben einen vierfachen Magen. Die Speisen gehen
erst in den Wanst, dann in die Haube, kehren von da
in den Mund zurück, und werden nun durch eine beson-
dere Röhre in den Psalter und Fettmagen geleitet.
Die Absicht dieser Einrichtung ist noch nicht bekannt. Für
den Hasen ist sie sehr wohlthätig; denn er kann nun in
der Schnelligkeit weiden, und hernach an einem sichern
Orte wiederkäuen.

Einige Säugethiere haben Beutel, z. B. die Affen, die
Meerkatzen und Hamster. Man nennt diese Beutel auch
Backentaschen, weil sie an jeder Seite der untern Kinn-
lade als häutige Taschen sitzen, und von diesen Thieren
als Taschen gebraucht werden, um Nahrungsmittel darin
fortzutragen. Bei einigen Beutelthieren sitzen große häu-
tige Beutel am Bauche, und sind so groß, daß sich die
Jungen darin verkriechen können, wenn sie saugen wollen.
So ist es z. B. bei der Beutelratte. — Die Brauchbarkeit
der Säugethiere ist außerordentlich groß. Sie dienen uns

bei unsern Geschäften, z. B. beim Ackerbau und der Jagd; zum Bewachen unsers Eigenthums und zur Speise. Manche vertilgen allerlei schädliche Thiere, z. E. die Katze. Sie dienen uns zur Kleidung, z. B. das Schaf und das Rindvieh. Wir benutzen die Borsten der Schweine; aus den Hörnern, den Zähnen z. B. Elfenbein, und den Knochen von andern Thieren verfertigt der Drechsler allerlei Geräthe. Aus den Sehnen und Stricken wird Tischlerleim gekocht. Aus den Därmen macht man Saiten. Der Mist wird auf den Acker gebracht, und dient zur Düngung (Fruchtbarmachung) desselben. In holzarmen Gegenden bedient man sich des Mistes auch zur Feuerung.

Vögel.

Sehr künstlich sind die Vögel zum Fliegen eingerichtet. Ihr Kopf ist klein, ziemlich rund und hat einen spitzigen Schnabel, damit die Luft desto besser durchschnitten werden kann; deswegen ist auch die Brust wie ein Pflugschaar gebildet. Die Lunge ist außerordentlich groß, und sehr viele häutige Zellen im Unterleibe können ebenfalls mit Luft angefüllt werden. Auch die Federn sind hohl, und nur wenige Knochen haben Mark. Dadurch werden die Vögel leicht. Dennoch würden sie nicht fliegen können, wenn sie nicht *eine außerordentliche* Kraft in ihren Flügeln besäßen; denn *damit* schwingen sie sich in die Luft, und rudern schnell in derselben. Sobald sie auf die eine Seite sinken wollen, bewegen sie schnell den andern Flügel, so daß sie nun nach jener Seite hinsinken und auf dieser sich heben.

Sie haben keine Zähne, sondern zerreißen und zerbeißen alles mit ihren Krallen und ihrem Schnabel. Diejenigen Vögel, welche sich von Körnern nähren, z. B. die Taube, haben einen Kropf oder Vormagen, worin die Speisen eingeweicht, und dadurch zum Verdauen geschickter werden. Sie fressen auch kleine Kieselsteinchen, um die Zerreibung der Speisen zu befördern. Verschiedene fleischfressende Vögel, wie die Eulen, Eisvögel u. a. können die Knochen, Haare und Gräten der kleinen Thiere, welche sie verzehrt haben, nicht verdauen, sondern geben sie, in eine runde Kugel geballt, nach der Mahlzeit wieder von sich. Der Magen der Vögel ist außerordentlich stark und hat einen sehr scharfen Saft; selbst Haselnüsse werden dadurch zerrieben. — Ob

ihnen gleich das äußere Ohr fehlt, so stehen doch klei Federchen in einem Kreise um die Gehörsöffnung herum, daß dadurch unser äußeres Ohr ersetzt wird.

Die Federn fallen ihnen zwar in einer bestimmten Jahreszeit aus, aber es wachsen sogleich andere wieder. Man nennt dieses das Mausern der Vögel. Die stärksten Federn sind in den Fittigen (Flügeln) und im Schwanze. Jene heißen Schwungfedern, und diese Steuerfedern (warum?). Einige Vögel haben gar keine Schwungfedern und können daher nicht fliegen, sondern nur flattern, z. B. der Strauß, der Kasuar und die Pinguine. Die mehrsten Vögel leben auf Bäumen, einige im Wasser, sehr wenige bloß auf der Erde (welche?).

Bei den Schwimmvögeln z. B. den Gänsen sind die Zehen mit einer Haut verbunden, daß sie damit rudern können. Deswegen stehen auch die Füße sehr weit hinten, so daß diese Vögel nicht schnell gehen können.

Sehr viele Vögel verändern ihren Aufenthalt in gewissen Jahreszeiten und heißen daher Strich- oder Zugvögel. Sehr merkwürdig ist es, daß sie, nach einer langen Abwesenheit, immer ihre alten Nester wiederfinden. Die Drosseln und Krammetsvögel ziehen in unzähligen Schaaren nach Italien und halten dort Nachlese in den Weinbergen. Die Lerchen ziehen am spätesten von uns weg. — Ihr Flug ist außerordentlich schnell: In einer Stunde fliegen sie oft 20 Meilen übers Meer.

Der Schnabel dient den Vögeln nicht bloß zum Beißen, sondern auch zum Putzen der Federn, zum Baue ihrer Nester, zum Eintragen des Futters, zur Vertheidigung, und bei einigen, z. B. bei den Papagaien, sogar zum Klettern. Wenn die Vögel sich gebadet haben, so drücken sie mit dem Schnabel die Fettdrüsen am Steiße, aus welchen dann ein fettes Oel dringt, und ziehen nun die Federn durch den mit Oel benetzten Schnabel, oder bestreichen sie mit den Zehen, woran ebenfalls Oel sitzt.

Das Gesicht ist bei den Vögeln überaus scharf. Die Henne bemerkt einen Habicht in einer Entfernung, wo ihn kein menschliches Auge erblickt, und die Rothschwänzchen sehen auf dem Gipfel des höchsten Baumes das kleinste Insect sich bewegen. Die Eulen sehen des Nachts am schärfsten. Andere Vögel haben einen überaus starken

Geruch, z. B. die Elstern, welche bei hartem Froste eine in der Erde verborgene Made riechen.

Die Vorsicht und Klugheit, mit welcher die Vögel ihre Nester gerade an solchen Orten anlegen, wo sie am leichtesten ihre Bedürfnisse befriedigen und sich gegen ihre Feinde schützen können, ist höchst bewundernswürdig, so daß man ihnen fast menschliches Nachdenken und verständige Ueberlegung zutrauen möchte. Eben so vorsichtig wählt jede Gattung die Baumaterialien zu ihrem Neste. Diejenigen Vögel, welche in heißen Himmelsstrichen, oder an schattigen Orten nisten, nehmen zu ihrem Baue nur leichten und einfachen Stoff, z. B. Zweige, Wurzeln, Heu, Stroh, Schilf und Laub. Andere aber nehmen außer diesen Materialien, noch Lehm, Mist, Moos, Haare, Wolle u. dgl. m. Das Weibchen ist gewöhnlich die Baumeisterin; nur bei den Schwalben verstehen sich beide Geschlechter auf das Nesterbauen. Die Gestalt der Nester ist bald mehr, bald weniger künstlich. Manche Vögel, wie die Schnepfen, Trappen, Kibitze u. a. machen sich bloß ein einfaches Lager von Reißholz und Strohhalmen auf der platten Erde; andere bereiten sich ein kunstloses Bett in den Löchern der Mauern, in den Spalten der Berge und in hohlen Bäumen, z. B. die Spechte, Heher, Dohlen, Wiedehopfe, Sperlinge u. a. Sehr viele, besonders unter den Hühnern, Tauben und Singvögeln geben ihrem Neste die Gestalt einer Halbkugel oder einer Schüssel; andere, wie der Zaunkönig, die Gestalt eines Backofens, noch andere die Form eines Beutels.

Wenn das Nest gebaut ist, so legt die Mutter ihre Eier hinein. Die Zahl der Eier ist bei den verschiedenen Gattungen der Vögel sehr verschieden. Viele Wasservögel legen jedesmal nur ein einziges Ei, die mehrsten Tauben legen zwei, die Möven drei, die Raben vier, die Finken fünf, die Schwalben 6 bis 8 Eier. Rebhühner und Wachteln legen wol vierzehn, und die Haushühner mehr als 50 Eier, wenn man sie gut füttert und ihnen die Eier nach und nach wegnimmt. Nimmt man sie ihnen nicht weg, so bebrüten sie die Eier, d. h. sie setzen sich darauf und bleiben so lange darauf sitzen, bis die Küchelchen die Schale des Eies durchbrechen und auskriechen können.

Das junge Vögelchen entsteht aus einem weißen Pünkt-

chen im Dotter. Der Dotter ist nun leichter als das Eiweiß, und in ihm ist die Stelle, woraus das Junge entstehen soll, die leichteste. Man mag also das Ei drehen, wie man will, so schwimmt das Pünktchen allezeit oben; empfängt also, wenn das Ei bebrütet wird, die mehrste Wärme. Nach 48 Stunden verwandelt sich jenes Pünktchen in Blut und fängt an zu hüpfen; es ist die Grundlage zu dem Herze. Mehrere blutige Strahlen ziehen sich nun durch den Dotter; sie bezeichnen die zukünftigen Knochen. Nach 14 Tagen bekommt das Junge schon Federn; im 15ten schnappt es nach Luft, wenn das Ei geöffnet ist; und am 19ten kann es schon einen Laut von sich geben. Am 21sten fängt es an, von Innen gegen die Schale zu picken, zu deren Zersprengung die brütende Mutter von Außem hilft. So geht die Veränderung in den Eiern von Hühnern vor; kleinere Vögel brüten nicht so lange. — Es begatten sich die Vögel im Frühling und Sommer, weil sie alsdann für ihre Jungen am *leichtesten* Nahrung finden können; der Kreuzschnabel *aber, welcher* seine Jungen besonders mit dem Samen der *Fichte* ernährt, welcher im Winter ausfällt, nistet um Weihnachten.

Die Stimme der Vögel ist sehr mannigfaltig. Einige haben einen vorzüglich melodischen Gesang; manche lassen sich abrichten, ganze Melodien zu singen, z. B. *Dompfaffen, Kanarienvögel*; ja es sind schon von mehreren Vögeln kleine Concerte gegeben. — Einige Vögel lernen auch Worte aussprechen, z. B. der Staar und der Papagai.

Der Nutzen, den die Vögel sowohl in der Natur überhaupt, als besonders für den Menschen stiften, ist überaus groß. Verschiedene Raubvögel, z. B. Geier und Raben, verzehren das Aas, welches durch seine Ausdünstung die Luft vergiften würde. — Die Krähen, die Würger, und andere Vögel fressen viele Feldmäuse weg, deren zu große Vermehrung leicht Mißwachs verursachen würde. Unzählige schädliche Insecten werden von Vögeln vertilgt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die gänzliche Ausrottung mancher für schädlich gehaltenen Vögel, z. B. der Sperlinge und Krähen, die Folge hatte, daß das Ungeziefer sich unglaublich vermehrte und unersetzlichen Schaden anrichtete. Die Störche und Reiher vermindern die Frösche, Schlangen und Eidexen. Die Enten reinigen die Gärten

von schädlichen Schnecken; die Sperlinge, Meisen und Schwalben verzehren eine große Menge der schädlichsten Raupen, Insecten und Würmer. — Unzählige Vögel sind geschäftig, das Unkraut zu vertilgen, und leisten dadurch dem Menschen einen sehr großen Dienst. — Andere sorgen für die Vermehrung und Fortpflanzung nützlicher Thiere und Gewächse auf eine höchst merkwürdige Art. Wir wundern uns darüber, daß oft auf den höchsten Mauern und auf steilen Felsen, wohin kein Mensch kommen kann, mancherlei Bäume und große Sträuche des Vogelbeerbaumes stehen; die Drosseln haben sie dahin gepflanzt. Sie verschlucken nemlich die Samenkörner, geben sie unverdaut wieder von sich, und verpflanzen sie eben dadurch an Oerter, welche keine Menschenhand erreichen kann. Auf ähnliche Art tragen die wilden Gänse bei ihren Zügen den Fischroggen in entferntere Teiche. — Die Seevögel düngen durch ihren Mist kahle Felsenklippen und Küsten, worauf nachher manche nutzbare Pflanze zum Vorschein kommt. — Für den Menschen insbesondere sind die Vögel freilich nicht in dem Grade brauchbar, wie es die Säugethiere sind, allein sie gewähren ihm doch auch verschiedene eigenthümliche Vortheile. Er benutzt das Fleisch, die Eier und das Fett von vielen, z. B. von den Gänsen, Enten und Hühnern zu seiner Nahrung, und gebraucht die Federn zum Ausstopfen der Betten, zum Schreiben, zu Pinselfutteralen, zu Pfeilen, Angeln und zum Putze. Auch zur Härtung des Stahles, zur Befielung musikalischer Instrumente, in Apotheken zum Filtriren, und auf manche andere Art sind die Vogelfedern nutzbar.

Der Schaden, den die Vögel anrichten, ist unbedeutend, wenn man ihn mit den Vortheilen vergleicht, welche sie uns verschaffen. Einige Raubvögel, z. B. der Condor, (der größte unter allen fliegenden Vögeln), der Lämmergeier u. a. tödten Füllen und Schafe. — Viele Wasservögel sind den Fischen verderblich und besonders ihrem Laiche. Die Falken, Habichte, Sperber, Neuntödter und Elstern stellen dem Hausgeflügel nach. Auch die Störche, welche von abergläubischen Menschen für segenbringende Thiere gehalten werden, sind sehr schädliche Raubvögel; denn sie fressen nicht bloß Frösche, Schlangen, Heuschrecken, Fledermäuse und Maulwürfe, sondern auch junges

Federvieh, Lerchen, Bienen, Fische und Fischlaich. Die Sperlinge und manche Singvögel schaden der Saat, den Weintrauben und den Obstbäumen. Auch werden nicht bloß brauchbare Gewächse, sondern es wird auch eben so viel wucherndes Unkraut durch die Vögel verpflanzt.

Die Raubvögel haben einen gekrümmten Schnabel, kurze, starke Füße und große, starke, krumm gebogene Klauen. Warum? — Die Schwimmvögel haben Schwimmfüße, und über ihren Schnabel zieht sich gewöhnlich eine feine Haut, damit sie auf dem Grunde des Wassers sondiren oder untersuchen können z. B. bei der Gans. Die Sumpfvögel haben einen langen Hals und lange Füße. Die Vögel, welche sich von Insecten nähren, die sie in der Luft fangen, haben einen sehr leichten Flug. Wie leicht fliegt die Schwalbe, die Nachtigall! auch die größern Raubvögel bewegen sich schnell.

Amphibien.

Wodurch sie sich von den übrigen Thieren unterscheiden, ist schon oben gesagt.

Merkwürdig ist es, daß sie das Athemholen sehr lange entbehren können, daher z. B. Kröten in einem engen Baumloche, und sogar mitten in Steinblöcken, wo sie wie eingemauert sitzen, geraume Zeit leben. Auch ein sehr hoher Grad von Hitze und Kälte tödtet sie nicht, denn man hat Beispiele von Fröschen, welche in dichte Eisschollen eingefroren waren und doch noch lebten, als das Eis geschmolzen war.

Die meisten Amphibien geben eine Stimme von sich, z. B. die Frösche quaken; einige aber, z. B. die grünen Eideren scheinen gänzlich stumm zu sein. — Sie haben eine sehr verschiedene Bildung; denn einige sind vierfüßig, wie die Schildkröten, Frösche und Eideren, andere haben einen langgestreckten, röhrenförmigen, dünnen Körper, ohne Füße und ohne irgend ein äußeres Bewegungswerkzeug, z. B. die Schlangen. Diese können sich nur dadurch von einem Orte zum andern bewegen, daß sie ihren Körper zusammenziehen und wieder ausstrecken.

Einige Amphibien haben eine knöcherne Schale zu ihrer Bedeckung erhalten, andere hornartige Reifen, oder zahlreiche kleine Schilde oder Schuppen; noch andere haben

ie nackte, nur mit Schleim überzogene Haut, z. B. die Laubfrösche. — Die mehrsten häuten sich von Zeit zu Zeit. — Die Nahrung der Amphibien, besonders der Schildkröten und der Schlangen, ist sehr mannigfaltig. Manche nähren sich bloß von einigen Gattungen lebendiger Insecten.

Fast alle Amphibien können bewundernswürdig lange fasten. Ein Salamander kann mehrere Monate lang ohne Speise leben, und man bemerkt nicht einmal, daß er dabei beträchtlich abzehrt. Von Schildkröten weiß man, daß sie gegen anderthalb Jahre ohne alle Nahrung ausdauern können. — Noch bewundernswürdiger, als diese Zähigkeit ihres Lebens, ist die Schnelligkeit, mit welcher den Amphibien verlorne Glieder wieder wachsen. Einem Wassermolche, dem man ein Auge ausschnitt, wuchs innerhalb 10 Monaten ein neues, nur etwas kleineres Auge wieder.

Einige Amphibien, vorzüglich einige Schlangenarten, haben ein Gift bei sich, womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen.

Wahrscheinlich bringen alle Amphibien ohne Ausnahme die kältern Wintermonate in einer Erstarrung zu, und zwar zum Theil in großen Haufen, wie z. B. die Frösche und Salamander.

Fast alle Amphibien legen Eier; aber manche, besonders unter den Schlangen, geben die Eier nicht eher von sich, als bis das darin befindliche Junge beinahe seine völlige Ausbildung erhalten hat. Sie wachsen sehr langsam, leben aber auch zum Theil sehr lange. Man hat Beispiele, daß Schildkröten über 125 Jahre gelebt haben, und wahrscheinlich können also die Schlangen und Krokodille noch älter werden. Das Krokodill ist unter allen den Thieren, welche in süßem Wasser, d. h. in Seen und Flüssen leben, das größte; denn es erreicht eine Länge von 50 Fuß. Es tödtet Menschen und größere Thiere. Das Weibchen legt gegen 100 Eier, welche kaum die Größe eines Gänse-Eies haben. — Die Schildkröten leben theils im Meere, theils in Flüssen. Die Riesenschildkröte ist länger und größer, als ein Ochse, wiegt zuweilen 8 Centner und kann Lasten von mehreren Centnern auf ihrem knöchernen Rücken forttragen. Alle Schildkröten sind nemlich mit einer knöchernen, sehr festen Schale bedeckt, deren Ober-

Federvieh, Lerchen, Bienen, Fische und Fischlaich. Die Sperlinge und manche Singvögel schaden der Saat, den Weintrauben und den Obstbäumen. Auch werden nicht bloß brauchbare Gewächse, sondern es wird auch eben so viel wucherndes Unkraut durch die Vögel verpflanzt.

Die Raubvögel haben einen gekrümmten Schnabel, kurze, starke Füße und große, starke, krumm gebogene Klauen. Warum? — Die Schwimmvögel haben Schwimmfüße, und über ihren Schnabel zieht sich gewöhnlich eine feine Haut, damit sie auf dem Grunde des Wassers sondiren oder untersuchen können z. B. bei der Gans. Die Sumpfvögel haben einen langen Hals und lange Füße. Die Vögel, welche sich von Insecten nähren, die sie in der Luft fangen, haben einen sehr leichten Flug. Wie leicht fliegt die Schwalbe, die Nachtigall! auch die größern Raubvögel bewegen sich schnell.

Amphibien.

Wodurch sie sich von den übrigen Thieren unterscheiden, ist schon oben gesagt.

Merkwürdig ist es, daß sie das Athemholen sehr lange entbehren können, daher z. B. Kröten in einem engen Baumloche, und sogar mitten in Steinblöcken, wo sie wie eingemauert sitzen, geraume Zeit leben. Auch ein sehr hoher Grad von Hitze und Kälte tödtet sie nicht, denn man hat Beispiele von Fröschen, welche in dichte Eisschollen eingefroren waren und doch noch lebten, als das Eis geschmolzen war.

Die meisten Amphibien geben eine Stimme von sich, z. B. die Frösche quaken; einige aber, z. B. die grünen Eidexen scheinen gänzlich stumm zu sein. — Sie haben eine sehr verschiedene Bildung; denn einige sind vierfüßig, wie die Schildkröten, Frösche und Eidexen, andere haben einen langgestreckten, röhrenförmigen, dünnen Körper, ohne Füße und ohne irgend ein äußeres Bewegungswerkzeug, z. B. die Schlangen. Diese können sich nur dadurch von einem Orte zum andern bewegen, daß sie ihren Körper zusammenziehen und wieder ausstrecken.

Einige Amphibien haben eine knöcherne Schale zu ihrer Bedeckung erhalten, andere hornartige Reifen, oder zahlreiche kleine Schilde oder Schuppen; noch andere haben

e nackte, nur mit Schleim überzogene Haut, z. B. die ubfrösche. — Die mehrsten häuten sich von Zeit zu eit. — Die Nahrung der Amphibien, besonders der childkröten und der Schlangen, ist sehr mannigfaltig. Manche nähren sich bloß von einigen Gattungen leben- iger Insecten.

Fast alle Amphibien können bewundernswürdig lange fasten. Ein Salamander kann mehrere Monate lang ohne Speise leben, und man bemerkt nicht einmal, daß er dabei beträchtlich abzehrt. Von Schildkröten weiß man, daß sie gegen anderthalb Jahre ohne alle Nahrung aus- dauern können. — Noch bewundernswürdiger, als diese Zä- igkeit ihres Lebens, ist die Schnelligkeit, mit welcher den Amphibien verlorne Glieder wieder wachsen. Einem Was- sermolche, dem man ein Auge ausschnitt, wuchs innerhalb 10 Monaten ein neues, nur etwas kleineres Auge wieder.

Einige Amphibien, vorzüglich einige Schlangenarten, haben ein Gift bei sich, womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen.

Wahrscheinlich bringen alle Amphibien ohne Ausnahme die kältern Wintermonate in einer Erstarrung zu, und zwar zum Theil in großen Haufen, wie z. B. die Frösche und Salamander.

Fast alle Amphibien legen Eier; aber manche, besonders unter den Schlangen, geben die Eier nicht eher von sich, als bis das darin befindliche Junge beinahe seine völlige Ausbildung erhalten hat. Sie wachsen sehr langsam, le- ben aber auch zum Theil sehr lange. Man hat Beispiele, daß Schildkröten über 125 Jahre gelebt haben, und wahr- scheinlich können also die Schlangen und Krokodille noch älter werden. Das Krokodill ist unter allen den Thieren, welche in süßem Wasser, d. h. in Seen und Flüssen leben, das größte; denn es erreicht eine Länge von 50 Fuß. Es tödtet Menschen und größere Thiere. Das Weibchen legt gegen 100 Eier, welche kaum die Größe eines Gänse-Eies haben. — Die Schildkröten leben theils im Meere, theils in Flüssen. Die Riesenschildkröte ist länger und größer, als ein Ochse, wiegt zuweilen 8 Centner und kann Lasten von mehreren Centnern auf ihrem knöchernen Rücken forttragen. Alle Schildkröten sind nemlich mit einer knöchernen, sehr festen Schale bedeckt, deren Ober-

theil mit breiten hornigen Schuppen (Schildpatt) belegt ist. Diese Schuppen sind bei manchen Gattungen so stark und schönfarbig, daß sie zu allerlei Kunstsachen, besonders zu Dosen und Uhrgehäusen verarbeitet werden. Die Kröte ist nicht giftig. Die grünen Wasserfrösche sind schlau und muthig. Sie verzehren Mäuse, Sperlinge und selbst junge Enten. Sogar über große Hechte werden sie Herr. Sie sind eßbar. Die Schlangen leben theils im Wasser, theils auf der Erde, theils auf Bäumen. Es gibt Schlangen von 40 bis 50 Fuß Länge. Sie können Thiere verschlingen, welche weit dicker als sie selbst sind, weil ihre Kinnladen sich sehr weit ausdehnen; aber kauen können sie nicht.

Fische.

Statt der Lungen haben sie Kiefern oder Kiemen erhalten. Wir finden diese an beiden Seiten des Kopfs unter 2 großen Deckeln. Die Fische schlucken mit dem Munde Wasser ein und spritzen dasselbe durch die Kiefern wieder hervor. In diesen Kiefern sondert sich nun von dem Wasser die dem Fische nöthige Luft ab und verbindet sich mit dem Blute, da in den Kiefern eben so wie in den Lungen der Säugethiere viele Blutgefäße sind. Zugleich sondert auch das Blut unreine Theile von sich ab, welche mit dem Wasser fortgeführt werden.

Daß die Fische schwimmen können, verdanken sie nicht bloß der Leichtigkeit ihres Körpers, sondern auch ihrer flachen Gestalt, womit sich das Wasser leichter durchschneiden läßt; der Schwimmblase, welche wir in dem Bauche finden, und den Flossen. Zersticht man mit einer Nadel die Blase, so muß der Fisch auf dem Boden bleiben; denn wenn ein Fisch in die Höhe will, so füllt er seine Blase mit Luft; sein Körper wird dadurch ausgedehnt und leichter als das Wasser, welches er verdrängt, und der Fisch steigt in die Höhe. Mit den Flossen, besonders mit dem Schwanzflossen, rudert er und lenkt den Körper.

Die Fische vermehren sich zum Theil außerordentlich. Ein Häring hat an 37,000 Eier; ein Karpfen 200,000; ein Kabeljau 5 Millionen Eier. Sie geben die Eier von sich und begeben sich, um zu laichen, an ruhige Gegenden des Wassers, damit die Jungen wenigern Gefahren aus-

Gewächs, das auch bei uns in Treibhäusern, die stark geheizt werden müssen, häufig gezogen wird und eine sehr köstliche Frucht bringt; die Baumwolle, welche als Kraut und als Strauch wächst, und in kleinen Kapseln die schöne Wolle enthält, aus der man so viel feine Zeuge (Kattun, Zitz, Musselin, Nanking, Barchend, Kannefaß, Manchester) macht; der Indigo, ein krautartiges Gewächs, dessen Blätter eine überaus schöne blaue Farbe geben; die Aloe mit mehr als fingerdicken langen und stachligen Blättern, welche daher in Amerika auch zum Decken der Häuser gebraucht werden. Von einer Art der Aloe erhält man einen bittern Saft, der als Arznei gebraucht wird.

3. Das Mineralreich.

Alle Mineralien besitzen keine Werkzeuge, wodurch sie Nahrung zu sich nehmen oder durch Kanäle in sich zu ihrem Wachsthum verbreiten können. Sie werden bloß von außen größer, indem sich andere Theile ansetzen. Es gehören dazu alle Erden und Steine, alle brennbare Mineralien, Metalle und Salze.

Wenn man einen Brunnen gräbt, so entdeckt man häufig verschiedene Schichten von Erde. Man stößt, nachdem die oberste schwarze Gartenerde abgeräumt ist, manchmal auf eine Lage Thon, dann auf eine Schicht Kiesel, dann etwa auf eine Schicht röthliche Erde, dann wieder auf Sand und so fort. Noch mehr Entdeckungen von der Art macht der Bergmann, welcher öfters tief unter der Erde sogar Holz, Knochen und Muscheln findet, welche aber sämmtlich zu festem Stein geworden sind. Man vermuthet daher mit Recht, daß sehr große Veränderungen mit unserer Erde vor sich gegangen sind. Wahrscheinlich führten große Ueberschwemmungen bald eine Schicht Sand, bald eine Schicht Thon, bald eine Schicht Lehm an eine Stelle; mehrere Landthiere fanden in den Fluthen ihren Tod, und ihre Knochen versteinerten sich, indem das Wasser in die feinen Oeffnungen derselben hineindrang und darin feine Steintheilchen zurückließ. Wo vorher vielleicht Wasser war, und sich große Haufen von Muschelthieren befanden, dahin wurde jetzt so viel Schlamm geführt, daß solche Stellen in festes Land

verwandelt wurden, und die Muschelthiere unter der Erd vergraben wurden. Vielleicht waren große Erdbeben d Mitursache von einer großen Ueberschwemmung. Dur Erdbeben bekamen die größten Felsen Risse, durch welc das Wasser strömte und mancherlei Metalle darin zurück ließ; daher findet der Bergmann Erze entweder in Schichten, die sich Viertelstunden, ja Stunden weit for erstrecken; oder zwischen Felsen in langen Gängen.

So, liebe Kinder, kann man sichs also erklären, daß man, wenn eine sehr tiefe Grube gegraben wird, so vielerlei Erdreich antrifft, und daß man in der Tiefe au ganz versteinerte Bäume und auf Steinkohlen stößt, welch letztre wahrscheinlich auch aus verschütteten Waldunge entstanden sind, indem mehreres Bergöl hinzu kam und das Holz durchdrang. Man findet wirklich zuweilen Stücke Steinkohlen, welche ganz die Form eines Stammes oder einer Wurzel haben.

Alle Mineralien lassen sich unter folgende vier Klassen bringen.

1. Erden und Steine. Alle Erden sind von den Steinen nur dadurch unterschieden, daß sie mürber sind, und ihre Theile nicht so fest zusammen halten; und es sind wahrscheinlich alle Steine, wenn sie auch jetzt noch so fest sind, vorher bloß lockere Erde gewesen. Das Wasser aber durchdrang sie und ließ in den kleinen Höhlen und Ritzen viel steinige Theile zurück, so daß jetzt die größte Festigkeit, statt findet. Unter den verschiedenen Erden sind wegen ihrer Nutzbarkeit vorzüglich merkwürdig: Die Kieselerde, welche durch Vermischung mit Laugensalz zu Gla geschmelzt werden kann. Wirft man Kieselsteine allei ins größte Feuer, so werden sie nicht schmelzen; misch man aber Pottasche darunter, so gerathen sie in Fluß und es entstehet das Glas daraus, welches wir zu Fensterscheiben, Spiegeln und dergleichen gebrauchen. — E gehören auch viele andere Steine zu den Kieseln, unte andern auch der Diamant, welcher nicht bloß wegen seine außerordentlichen Glanzes, sondern auch wegen seine Härte merkwürdig ist. Er ist so hart, daß man dam Glas schneiden kann. — Die Thonerde. Hiezu gehö der gemeine Töpferthon, die Porzelanerde, der Dach- un Tafelschiefer und mehrere Arten von Edelsteinen. — Unte

den andern Arten von Erden ist besonders die Kalkerde zu merken, weil die Kalksteine im Feuer mürber werden, und mit Wasser vermischt, in eine weiche Masse verwandelt werden, welche wir Kalk nennen und beim Bauen gebrauchen. Der Marmor, die Kreide, der Gypsstein sind auch kalkartig.

2. Brennliche Mineralien, welche mit einem eigenen Geruche brennen, oder wenigstens glimmen, und zur Unterhaltung des Feuers dienen können. Dahin gehört z. B. der Schwefel, der Bernstein, das Erdöl (Steinöl, Bergöl), das Erdpech, (Judenpech, Asphalt), die Steinkohle, das Reißblei (Graphit), woraus Bleistifte und Schmelztiegel gemacht werden, und das auch als Ofenschwärze gebraucht wird.

3. Die Metalle. Sie sind die schwersten Körper in der Natur und haben alle einen Glanz, welchen man daher den metallischen Glanz genannt hat; sie sind zum Theil biegsam (besonders Blei und Zinn), dehnbar, so daß sie sich zu dünnen Blättchen ausarbeiten lassen (besonders Gold und Silber) und zähe, so daß man sie zu Drath ziehen kann. — Alle Metalle lassen sich im Feuer schmelzen; das Eisen und der Braunstein aber nur bei einem sehr starken Feuer.

Man findet die Metalle in der Erde entweder gediegen, d. h. rein von allen Beimischungen, oder vererzt, d. h. vermischt mit andern Mineralien, z. B. mit Schwefel oder Kalk. Zu den edeln Metallen, die sich in Europa finden, gehört das Gold und Silber. Edel heißt man sie, weil sie in dem gewöhnlichen Schmelzfeuer nicht in Kalk verwandelt werden können. Wenn nämlich ein Stück Eisen lange glühend gewesen ist, so bemerken wir, daß sich kleine Blättchen davon ablösen und sich zwischen den Fingern in Staub zerreiben lassen; wenn Zinn oder Blei einer großen Hitze ausgesetzt sind, so sieht man auf der Oberfläche eine weiße Haut, welche wie Asche beschaffen ist. Dies nennt man nun Eisen-, Zinn- und Bleikalk. Das Gold und Silber läßt sich aber nicht durchs Feuer in solchen Kalk verwandeln.

Das Gold läßt sich außerordentlich ausdehnen, und mit einem Loth läßt sich ein Stückchen Silber vergolden, welches hernach zu einem feinen Drath über 200 Stunden lang gezogen wird. Der Drath bleibt nun ganz mit Gold

wilden leben in hohlen Bäumen. In jedem Bienenstock findet man dreierlei Art von Bienen, die äußerlich und innerlich sehr verschieden sind, nemlich die Königin oder der Weisel, Arbeitsbienen und Drohnen. Die Königin hält die ganze Gesellschaft zusammen, und erhält Ordnung und Thätigkeit in derselben. Sie allein legt Eier, aus welchen alle übrigen Bienen entstehen. Die Arbeitsbienen sind kleiner als die Königin, und ihrer sind 20 bis 60,000 in jedem Stocke. Die Drohnen sind männliche Bienen und unter allen die größten. Es sind über 1600, und sie haben keinen Stachel. Wenn die Arbeitsbienen eine neue Wohnung bereiten wollen, so sammeln sie erstlich eine Art Kitt, den sie von den klebrigen Knospen abnagen und an ihre Füße kleben. Damit werden alle Ritzen und Fugen des Stockes bis auf die Fluglöcher verstrichen. Dann holen sie Materialien zum Wachse herbei. Dies ist der Blumenstaub von unzähligen Blumen und Blüthen. Sie benetzen ihn und verzehren ihn dann. Erst *in ihrem* Magen verwandelt er sich in Wachs; als solches *schwitzen sie* ihn wieder zwischen den Reifen ihres Unterleibes *aus* und verfertigen davon die regelmäßigen sechseckigen Zellen. Diese dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zu Nestern für die Brut. Die gefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke, damit der flüssige Honig *nicht* heraus rinne. Vermittelst ihres kleinen Rüssels saugen sie den süßen Saft aus den Blumen ein, schlucken ihn hinter und verarbeiten ihn im Honigmagen, der wie eine kleine Blase aussieht, und worin der Saft zu Honig wird. Den Honig geben sie durch ihr Maul wieder von sich. Die Königin legt in jede Zelle ein Ei, und den ganzen Sommer hindurch 30 bis 40,000. Zuerst legt sie die Eier, woraus A r b e i t s b i e n e n kommen, dann die zu den D r o h n e n, und endlich noch 10 Eier, woraus Königinnen werden, in besonders dazu gebauete Zellen. In einigen Tagen entsteht aus dem Ei eine Made. Diese wird von den Bienen sorgfältig mit einem Brei gefüttert, bis sie sich nach *etwa* 8 Tagen einspinnt. Dann verschließen die Bienen die Zellen mit einem Wachsdeckel. Nach einigen Häutungen ist binnen 14 Tagen das Thierchen eine Biene, *bricht* durch den Wachsdeckel hervor, wird mit Honig gefüttert und fliegt nach einigen Stunden mit den übrigen aus.

welche einen eigenthümlichen Geschmack haben und sich im Wasser auflösen, z. B. der Vitriol, der Salpeter. Das Küchensalz wird aus Soole gesotten, oder in großen Stücken als Steine aus der Erde gehauen, oder aus dem salzigen Meereswasser zubereitet. Tief unter der Erde befinden sich in Gegenden, wo Salzquellen sind, z. B. bei Unna, in Werl, viele Salzsteine. Das Wasser fließt darüber, spühlt das Salz ab und wird so selbst salzig. — Der Salpeter, welcher zum Pulver gebraucht wird, erzeugt sich meistens an Lehmwänden.

* * *

So wenig Euch auch von den Produkten der Erde oder aus der Naturgeschichte hat mitgetheilt werden können, so werdet Ihr doch einiges Vergnügen bei dieser Beschreibung empfunden haben; denn es ist angenehm, in der Natur auf so viele Spuren des weisen, gütigen und mächtigen Gottes zu stoßen. Aber Alles, was Ihr hier gelesen habt, waren nur todte Buchstaben; weit innigeres Vergnügen werdet Ihr empfinden, und noch größere Ehrfurcht wird Euch erfüllen, wenn Ihr in der Natur selbst zu beobachten sucht. Eine Fliege, eine Milbe, ein kleines Blättchen zeigt Euch den wunderbarsten Bau; jeder Stein die wunderbarste Zusammenfügung seiner einzelnen Theile. Das, was Ihr gelesen habt, soll Euch also aufmuntern, noch Mehreres selbst zu beobachten, und Euch besonders auf das aufmerksam machen, worauf bei der Beobachtung der Dinge in der Natur am meisten Rücksicht zu nehmen ist.

Einiges aus der Naturlehre.

1. Nutzen dieser Kenntniß.

Es ist gut, wenn man etwas von den Eigenschaften und Kräften der Dinge weiß, weil man sich alsdann manches mehr erklären kann, was uns sonst ganz dunkel sein würde. Ein Stein, der vom Tische fällt, fällt nicht so hart auf

die Erde, als ein anderer vom Thurm; eine Flintenkugel fährt schnell aus dem Geschoß und durchbohrt ein dickes Holz; es regnet und es entstehen manche andere Lufterscheinungen, z. B. es schneiet, es donnert. Wie dies alles zugehe, erfahren wir in der Naturlehre.

Zugleich sehen wir, wie sich alles in der ganzen Natur so regelmäßig verhält; wie sich alles nach bestimmten Gesetzen, die Gott vorgeschrieben hat, bewege oder sich auf andere Weise verändere. Das vermehrt unsere Ehrfurcht gegen Gott. Endlich können wir im gemeinen Leben bei unsern Geschäften manchen Vortheil durch diese Kenntniß haben und manchen Schaden verhüten. Mancher braucht einen Hebebaum, weiß ihn aber nicht gehörig anzusetzen; beim Feuer will ein jeder löschen, weiß aber nicht, wie man auch mit wenigem Wasser ein großes Feuer dämpfen kann. Eben so kann man vielen Schaden verhüten. Manchmal entsteht Feuer, indem feuchtes Heu *auf dem* Boden liegt, oder vom Blitze. Die Naturlehre *gibt uns* hier Aufschlüsse und heilsame Rathschläge.

2. Von den Eigenschaften der Körper.

Alle Körper haben eine gewisse **Gestalt**, und sind **theilbar** und **beweglich**; alle haben **Zwischenräume**, und man bemerkt bei allen **Schwere** und **Zusammenhang** der einzelnen Theile. Dies sind die allgemeinen Eigenschaften der Körper.

Auch die kleinsten Dinge haben eine **Ausdehnung** und **Gestalt**, und lassen sich in noch viele Theile zerschlagen. In wie viel Theile zerlegt sich beim Schreiben ein Stückchen Kreide oder ein Tropfen Dinte! Wenn man ein Stückchen Karmin, wie eine Erbse groß, in einen Eimer mit Wasser wirft, so kann man eine Wand, welche 10 Ellen lang und eben so breit ist, damit röthlich färben. Auf allen Pünktchen der Wand müssen sich also kleine Theile von dem Karmin befinden, und auf einer so großen Wand lassen sich gewiß mehrere Millionen Pünktchen annehmen. Es muß also das kleine Stückchen in viele Millionen Theilchen zerlegt sein. Wenn man in einem Zimmer ein Körnchen Schwefel anzündet, so riecht man es in jedem Theile der Stube. Es muß sich also der Schwefel in so viel Theile zerlegt haben, daß, wir mögen stehen,

wo wir wollen, einige davon in unsere Nase bringen. Wenn man ein Sandkörnchen unter einem starken Vergrößerungsglase betrachtet, so sieht man auf der Oberfläche desselben mehr Steine, als Pflastersteine in einer großen Stadt sich befinden. Ihr sehet also liebe Kinder, daß alle Körper aus ungeheuer vielen Theilen bestehen. Ein Stück Holz läßt sich durchsägen und in viele Spänchen zertheilen; aber jedes Spänchen löset sich beim Verbrennen in mehr Theile auf, als ein ganzer Baum Sägespänchen hat.

Alles in der Welt ist in beständiger Bewegung, Sonne, Mond und Sterne, das Blut in den Adern, die Pflanzensäfte. — Das Wasser erhebt sich in die Luft und fällt als Regen, Schnee, Hagel u. s. w. wieder nieder. Ohne diese Eigenschaft der Körper würde alles in der Natur todt sein. — Wenn ein Körper wenig Masse hat, so läßt er sich leicht bewegen; und wenn viel Kraft angewendet wird, so bewegt er sich schnell. Ein Bogen Papier ist leichter fortzutragen, als eine Platte Eisen, und eine Kugel fährt schneller aus der Flinte, als wir sie mit der Hand werfen. — Zuweilen scheinen sich auch Körper zu bewegen, ungeachtet sie an ihrem Orte bleiben, z. B. wenn auf einem Kahn sanft über einen Fluß gefahren wird, so scheinen sich die Bäume mit dem Ufer zu bewegen; es scheint uns, als wenn sich die Sonne täglich um unsere Erde bewege, da sie es doch nicht thut.

An vielen Körpern sieht man die Zwischenräume mit bloßen Augen, z. B. am Holze und am Schwamm; an andern nur durch Vergrößerungsgläser. Ohne diese Eigenschaft der Körper würden wir vieles entbehren müssen. Wenn wir einheizen, so dringt die Wärme durch die Zwischenräume des eisernen Ofens; das Salz dringt in die Speisen hinein, welche wir dadurch geschmackvoll zubereiten wollen.

Wenn man einen Körper von der Höhe herabfallen läßt, so bewegt er sich schnell nach der Erde und nicht nach den Wolken. Diese Eigenschaft der Körper heißt die allgemeine Schwere. Es fällt und drückt alles nach dem Mittelpunkt der Erde hin. Wir stehen also an allen Orten auf der Erde oben, und die Schwere macht, daß wir feststehen; denn ohne dieselbe würde sich alles von der Erde entfernen und nach den Wolken fallen. — Je höher ein

feinen Oberhaut bedeckt ist, unter welcher sich die Ri[...]
der Bast befindet; darauf folgt das Holz oder doch et[...]
Holzartiges, und in der Mitte finden wir Mark. [...]
letztere nimmt aber gewöhnlich ab, wenn die Pflanze ä[...]
wird. Gerade so ist es auch bei der Wurzel, und, [...]
sollte es kaum glauben, selbst bei einem jeden Blatt. [...]
Blätter haben nemlich sämmtlich ein ganz feines Hä[...]
chen zur äußersten Bedeckung; unter ihr liegt eine et[...]
dickere Haut, die bei dem Stamm die Rinde ausmac[...]
in einem jeden Blatt finden wir bald feine, bald sta[...]
Rippen, welche das Holzige desselben ausmachen; d[...]
was dem Blatte die Farbe gibt, ist das Mark, welc[...]
zwischen dem holzigen Netze liegt. Im Herbst finden [...]
manchmal Blätter, bei welchen das Mark verweset ist. We[...]
wir sie genau betrachten, so sehen wir in diesem Gerippe d[...]
Blatts das feinste Gewebe, wie es kein Künstler nachzu[...]
bilden im Stande ist. Man entdeckt durch Vergrößerungs[...]
gläser in jedem Blatte sehr zahlreiche Drüsen, wodurch di[...]
eingesogene Luft und die eingesogenen Feuchtigkeiten vera[...]
beitet werden. Die obere Seite ist mit Härchen bedec[...]
und mit einer Menge von Oeffnungen versehen, durch welc[...]
das Blatt theils ausdünstet, theils Luft und Feuchtigk[...]
einsaugt. Die Härchen sind nicht überflüssig, denn [...]
halten jene feinen Löcher immer offen. Wir finden di[...]
mehrsten Härchen bei nur etwas hochstämmigen Gewächse[...]
an der untern Seite des Blatts, weil hier die mehrste[...]
Feuchtigkeiten eingesogen werden; durch die obere Sei[...]
dünstet das Blatt mehr aus. Die Luft nemlich, welche d[...]
Pflanzen beständig einsaugen, wird in ihnen verarbeit[...]
Diejenigen Theile derselben, welche zum Einathmen für d[...]
Thiere und den Menschen schädlich sein würden, bleibe[...]
größtentheils in ihr zurück und dienen zu ihrer Ernährung[...]
diejenigen Theile aber, welche die eigentliche Lebensluft fü[...]
die Thiere ausmachen, gibt die Pflanzen bei Tage, und be[...]
sonders wenn die Sonne darauf scheint, wieder von sich[...]

Wie wichtig, liebe Kinder, ist also das Gewächsreich fü[...]
die Thiere und den Menschen schon in dieser Hinsicht[...]
Ohne Pflanzen würde die Luft zum Athmen nicht [...]
brauchbar gemacht werden können. Jetzt werdet Ihr auc[...]
noch mehr die Wichtigkeit der Regel in der Gesundheits[...]
lehre einsehen, daß man in der Nacht keine Blumen i[...]

..m Zimmer stehen lassen dürfe, und daß es sehr gesund .., besonders des Mittags die Fenster der Schlafkammer .. öffnen; denn gerade um diese Zeit dünsten die Pflan..n die mehrste Lebensluft aus, so wie sie in der Nacht ..e überflüssige schädliche Luft aushauchen, die sie noch nicht ..ei sich verarbeitet haben.

Die Blätter sind bei den mehrsten Gewächsen der kältern ..immelsstriche nur ein vergänglicher Schmuck, indem sie ..gen den Winter verwelken und abfallen. Im Winter ..ehen sich die Saftgefäße durch die Kälte zusammen, und ..r Saft kann sich schon wegen der fehlenden Wärme ..cht bewegen. In heißen Ländern sind die Gewächse dem ..bfallen des Laubes nicht so sehr ausgesetzt, und diejenigen ..flanzen, welche sehr viel Harz bei sich führen, bleiben ..lbst bei uns grün. Daher sehen die Fichte, der Epheu, ..er Buchsbaum und andere bei uns beständig grün aus.

Wenn die Bäume ihr Laub verloren haben, so kann man dies als einen stärkenden Winterschlaf betrachten. — Hievon ist aber ein anderer Schlaf verschieden, in den einige Pflanzen täglich verfallen. Wir sehen in unsern ..ärten viele Blumen, die sich gegen den Abend zuschließen. ..ies thut z. B. die Tulpe. Es rührt dies nicht etwa ..loß von der kühlen Abendluft her; denn auch im Treib..ause schließen sie sich. Auch nicht bloß von der Dunkel..eit, denn manche Pflanzen lassen ihre Blätter schon des ..bends um 5 Uhr im Sommer sinken, und manche schließen ..ch früh um 9 Uhr. Es scheint vielmehr diesen Pflanzen ..in Bedürfniß zu sein, zu gewissen Stunden in Schlummer ..u sinken. — Die Bewegung, die manche Pflanzen wegen ..hres täglichen Erholungsschlafes vornehmen, ist nicht die ..inzige im Gewächsreich, sondern es neigen sich fast alle ..flanzen bald mehr, bald weniger nach dem Lichte hin. ..ies ist die Ursache, daß die Blätter einer Blume, die ..ir in der Stube ziehen wollen, nach dem Fenster hinge..ehrt sind, und daß die Blüthen in einem Gewächshause ..ch an die Scheiben hindrängen, so daß sie daran zu kle..en scheinen. Die Sonnenblume ist nach der Mittagsseite ..ekehrt, und wenn Kartoffeln im Keller auswachsen, so ..anken sie öfters aus einem entfernten Winkel nach dem ..enster hin, um das Licht gleichsam mehr zu genießen.

Einige Gewächse sind mit Gabeln und Schlingen ver-

Eigenschaft, welche Gott in unsern Körper legte. — Einige Körper hangen nicht mit einander zusammen. Z. B. Oel und Wasser; daher steht der Thau auf den Blättern in Tropfen und zerfließt nicht auf denselben. Auch dies ist wohlthätig, denn sonst würden die Pflanzen von der zu großen Feuchtigkeit zerstört werden, und es würde kein Fisch und kein Wasservogel leben können, wenn das Wasser durch den Schleim, der die Fische bedeckt, und durch die fettigen Federn der Vögel dringen könnte.

3. Vom Wasser.

Obgleich man einen Tropfen Wasser leicht zertheilen kann, so besitzt das Wasser dennoch Härte. Denn wenn man einen platten Stein schief auf das Wasser schleudert, so dringt er nicht gleich hinein, sondern hüpft erst einigemal empor; und wenn man mit einem dünnen Brette flach darauf schlägt, so springt das Brett entzwei.

Wenn wir ein Gefäß mit Wasser auf das Feuer setzen, so werden wir es nur bis zu einem gewissen Grade heiß machen können, und wenn man auch noch so sehr das Feuer vermehrte. Daher ist es möglich, daß ein offenes zinnernes Gefäß mit Wasser nicht schmilzt; das Wasser kühlt, selbst wenn es noch so sehr kocht, das Zinn von innen so sehr ab, daß es nicht schmelzen kann, indem das Zinn bei der Wärme des kochenden Wassers nicht in Fluß zu gerathen vermag. Deswegen kann man sogar Wasser in Papier kochen. — Je stärker die Wärme ist, die das Wasser hat, desto mehr löset es sich in Dämpfe auf; beim Kochen verschwindet das Wasser schnell, weil es sich außerordentlich schnell in Dämpfe verwandelt und sich in eine große Masse Luft ausdehnt.

In der Kälte zieht sich das Wasser, so wie dies bei allen Körpern der Fall ist, zwar mehr zusammen, aber in dem Augenblicke des Gefrierens erstarrt das Wasser in kleinen Schichten und Klümpchen, und es bilden sich kleine Höhlungen, so daß man in dem Eise viele Luftbläschen entdeckt. Daher ist auch das Eis leichter als das Wasser und schwimmt auf demselben. Es platzen die Bouteillen, in welchen Bier friert, und es springen in einem harten Winter die Bäume auseinander, weil die Säfte derselben im Gefrieren einen größern Raum einzunehmen suchen.

auf verschiedene Art zubereitet wird. Freilich trägt auch die Verschiedenheit des Bodens und des Himmelstrichs viel dazu bei, daß die Säfte gehörig verarbeitet werden. Daher gedeihen einige Pflanzen, z. B. der Citronenbaum, das Zuckerrohr — bloß in heißen Ländern; andere wie die Eiche in etwas kältern Gegenden, und unser Kohl und unsere Rüben kommen in ganz heißen Gegenden nicht fort.

Die Pflanzen vermehren sich durch Wurzeln oder Zweige, durch Augen und endlich durch Samen. Wenn wir Wein fortpflanzen wollen, so lenken wir eine Rebe in die Erde, wo sie bald Wurzel schlägt und von dem Weinstock abgeschnitten werden kann; wollen wir eine Weide fortpflanzen, so schneiden wir Zweige ab und stecken diese in die Erde. — Unter den Augen versteht man die kleinen Knöspchen, die im Herbste an den Bäumen zum Vorschein kommen, und woraus im folgenden Jahre neue Blätter und Zweige entstehen. Ein solches Auge legt man nun entweder allein in einen andern Stamm hinein, welches man inoculiren nennt, oder man pfropft ein kleines Reis, welches 2 oder 3 Augen hat, hinein.

Weit allgemeiner ist die dritte Art, die Pflanzen zu verbreiten, wo man sich des Samens bedient. Der Same entsteht aus der Blüthe, bei welcher sehr Vieles zu merken ist. Wenn wir eine Tulpe betrachten, so stehet eine kleine, ziemlich dicke, grüne Säule in der Mitte; rund herum stehen mehrere dunkel violette Staubfäden; bei der Lilie sehen die letzten gelb, bei der Apfelblüthe orange aus. Jene Säule macht den weiblichen Theil der Blüthe aus und ist oben entweder ganz offen, oder hat feine Ritzen, welche mit kleinen Härchen besetzt sind. Die Staubfäden nennt man die männlichen Theile der Blüthe. Der Staub von ihnen wird auf mancherlei Art z. B. durch den Wind oder durch die Insecten nach der Oeffnung in jener kleinen Säule hingeführt. So fein er ist, so besteht er doch aus lauter Kügelchen, welche mit noch feinern Theilen angefüllt sind. Sobald dieser feine Staub in jene Oeffnung gekommen ist, so wird dadurch die Blüthe befruchtet, und es entsteht eine kleine Frucht, in welcher bald Ein, bald mehrere Samenkörner sich befinden. Bei den Haselnüssen, Wallnüssen, Gurken sind einige Blüthen bloß männlich und tragen keine Frucht; andere, jedoch an dem nemlichen

Stamme, bloß weiblich. Manche Pflanzen tragen bloß einerlei Blüthen. So haben einige Stauden von Hanf, Hopfen und Spargel bloß männliche Blüthen, andere Stauden bloß weibliche Blüthen; auch bei solchen Pflanzen wird der Staub von einer Blume zur andern auf die nemliche Art, wie vorhin gesagt worden ist, geführt. Wie thöricht sind also unsere Klagen, wenn in der Blüthenzeit ein Sturm entsteht, welcher den Bäumen ihren größten Schmuck zu rauben droht, und wie weise ist es von Gott eingerichtet, daß ganz im Grunde der Blüthe ein Tröpfchen Honigsaft verwahrt ist, und daß die Insecten, z. B. die Bienen, welche darnach lüstern sind, einen Körper haben, der ganz mit Haaren besetzt ist! Ohne jene Stürme und ohne die Insecten würden die Blüthen nicht befruchtet, und uns keine Früchte geschenkt werden können. Ihr werdet, liebe Kinder, die Beschreibung von der Einrichtung der Blüthe freilich nicht ganz deutlich verstehen können; allein Euer Lehrer wird Euch das, was Ihr hier gelesen habt, gewiß gern dadurch noch mehr erklären, daß er Euch einige Blüthen vorhält und Euch die verschiedenen Theile der Blüthe zeigt.

Der Same wird von der Natur auf verschiedene Art verbreitet. Einige Samenkörner sind mit kleinen Federchen versehen, damit sie der Wind verbreite. So ist es z. B. bei der Blume der Fall, aus deren Stengel Ihr Ketten zu machen pflegt, und welche Ihr deswegen die Kettenblume heißt. Bei andern platzen die Samenkapseln mit Gewalt auf, und der Same fliegt weit umher; der Same vom wilden Hafer ist mit Fasern besetzt, welche sich in der Nässe so zusammenziehen und ausdehnen, daß sie dadurch von einem Acker zum andern kriechen.

Die Gewächse sind entweder Kräuter, oder Gräser, oder Schwämme, oder Moose.

Die Bäume haben Einen Stamm, starke Wurzeln, Aeste, Zweige, Knospen, Blüthen, Blätter und Früchte. Die Rinde (Borke) schützt den Stamm. Ein Strauch treibt mehrere schwache Stämme aus der Wurzel. Diejenigen Bäume, welche eßbare Früchte tragen, werden Obstbäume, und alle übrigen, von welchen man nur das Holz gebrauchen kann, Forstbäume oder Waldbäume genannt. Auch einige Sträuche tragen eßbare Früchte.

So wachsen z. B. die Haselnüsse, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Berberis-Beeren und Himbeeren, auch die Weintrauben an Sträuchern.

Die Waldbäume sind entweder Laubhölzer oder Nadelhölzer. Die letzteren haben sehr schmale und spitzige Blätter, welche man Nadeln nennt, weil sie wie Nadeln stechen. Unter den Laubhölzern sind die Eichen und Buchen die größten und stärksten Bäume. Auch der Baum, dessen Rinde der Kork ist, woraus wir Pfröpfe machen, ist ein Eichbaum. Das Buchenholz braucht der Tischler lieber, als der Zimmermann. Es ist das beste Brennholz, gibt sehr gute Asche, und wird auch vom Stellmacher benutzt. Die Buchecken dienen zur Mast und geben ein gutes Oel. Die Hainbuche wird zu Lusthecken gebraucht. Ihr zähes Holz gibt gute Dreschflegel, Rollen und Stampfen. Auch das Holz der Birke ist sehr brauchbar. Es gibt gute Kohlen und ist auch ein gutes Nutzholz. Die Birkenrinde ist fast unverweslich. Birkenwasser gibt ein weinartiges Getränk. Aus den Blättern wird das Schüttgelb, und aus dem Ruß die Buchdrucker-Schwärze gemacht. Aus den Birkenreisern werden die nützlichen Besen gebunden.

Die Erle (Eller, Else) wächst hoch und gerade, und am besten in einem morastigen Grunde. Ihr Holz ist besonders zu Wasserröhren und Molden brauchbar; auch läßt es sich schwarz beizen. Die Rinde gebraucht der Gerber, wenn sie auf der Lohmühle zu Lohe gemahlen ist. — Die Esche gibt ein sehr gutes Nutzholz für Stellmacher, Drechsler und Tischler. In warmen Ländern wächst eine besondere Art von Eschen, welche einen heilsamen Saft, das Manna, ausschwitzen.

Die übrigen Laubhölzer sind: die Ulme (Rüster), die Weide, die Pappel, die Linde, die Traubenkirsche, der Vogelbeerbaum und der Spindelbaum. Die wilde Kastanie (Roß-Kastanie) aus deren Früchten sich Stärkenmehl machen läßt, und deren Früchte gehörig zubereitet, zur Nahrung für die Schweine dienen können, und die Akazie sind fremde Bäume, welche aber jetzt bei uns häufig einzeln, zum Theil auch schon als kleine Waldungen angepflanzt werden.

Unter den Nadelhölzern wächst die Fichte (Roth-

Tanne) bei uns am häufigsten. Sie wird 60 bis 80 Fuß hoch und hat ein sprödes Holz, das aber der Nässe und Fäulniß sehr gut widersteht. Die Tanne, ein schöner Baum, wächst vorzüglich in kalten Ländern und auf Felsen. Sie gibt ein treffliches Bauholz. Von der Weiß-Tanne gewinnt man den Terpentin. Die Kiefer oder der Kienbaum (Föhre) wird besonders zu Mastbäumen benutzt. Die Weihmuthskiefer wird über 50 Ellen hoch, und wächst auch bei uns jetzt häufig. — Der Lerchenbaum trägt seine zarten Nadeln in Büscheln, wird bis 80 Fuß hoch und gibt ein gutes Bauholz; es wird von keinem Wurme zerfressen. Die Tannen und Fichten liefern das Pech, einen harzartigen Saft, der in großen Kesseln mit Wasser geschmelzt, in Säcke gethan, und ausgepreßt wird. Das schwarze Pech, welches die Schuster und die Schiffer gebrauchen, ist eingekochter und getrockneter Theer. Der Theer wird aus den fetten Wurzeln des Fichtenbaums gebrannt.

Unter den ausländischen Bäumen, welche zum Theil bei uns in Treib- und Gewächshäusern durch Kunst gezogen werden, sind besonders folgende merkwürdig: Der Zitronenbaum, der Pomeranzenbaum, dessen Früchte auch Orangen genannt werden, (daher das Wort Orangerie); der Kaffeebaum, dessen Früchte kleinen Kirschen ähneln und die Bohne enthalten; der Theebaum, dessen geröstete Blätter Thee genannt und sehr theuer bezahlt werden; der Gewürznelken- und der Muskat-Nußbaum; der Lorbeerbaum und der Zimmtbaum, dessen Rinde ein sehr starkes Gewürz ist.

Um ihres schönen Holzes willen sind folgende ausländische Bäume merkwürdig: Der Mahagoni-Baum in Amerika, dessen braunrothes Holz eine treffliche Politur annimmt und überaus dauerhaft ist; das Ebenholz, dessen schwarzes Holz einen schönen Glanz hat, wenn es polirt ist; der Brasilien-Holzbaum, aus dessen Holze man eine schöne Farbe bereitet; der Buchs-Baum, dessen Holz zu Flöten, Kämmen, Zahnstochern und feinen Geräthschaften verarbeitet wird; der Platanen-Baum, welcher auch bei uns jetzt häufig gepflanzt wird.

Eben so merkwürdig sind noch einige andere ausländische Bäume, welche besonders zur Ernährung der

Menschen dienen und überaus fruchtreich sind, z. B. der Feigenbaum, der nie zu blühen scheint und doch so viel Früchte trägt, indem die Blüthenknospe schon die Frucht ist und die feinen Staubfäden inwendig sitzen. Die Olive, oder der Oelbaum, dessen Früchte vorzüglich zur Bereitung des Baumöls benutzt werden; die Palmen, herrliche Bäume, von welchen einige über 100 Ellen hoch werden, und weder Aeste noch Zweige, sondern bloß am Gipfel einen starken Büschel Blätter haben. Die Kokos-Palme trägt Nüsse von der Größe eines Kinderkopfs, in welchen ein Milchsaft enthalten ist, der als ein erquickendes Getränk genossen wird und, verhärtet, ein schönes Oel gibt. Die Fasern, womit die Schale der Nuß umgeben ist, werden zu Stricken verarbeitet; aus den großen Blättern dieses Baumes macht man Körbe und Hüte, und gebraucht sie zum Decken der Häuser, weil sie sehr dick und fest sind. Die Dattelpalme hat auch schöne Früchte, aus deren Kernen ein Mehl gemacht wird. Aus dem Mark der Sagopalme wird auch ein nahrhaftes Mehl gemacht. — Der Brodbaum hat eine melonenförmige Frucht, die geröstet wird und wie Weizenbrod schmeckt. Diese Bäume tragen beständig so reichliche Früchte, daß drei Bäume einen Menschen das ganze Jahr hindurch ernähren.

Von den Gewächsen, welche als Sträucher und Stauden wachsen, merken wir uns folgende: Den Kreuzdorn, die Stechpalme mit rothen Beeren, das Epheu (Eppich, Wintergrün), das Geisblatt oder Kaprifolium mit seiner wohlriechenden Blume, den Kellerhals, dessen Rinde den Seidelbast gibt, welcher Blasen auf der Haut zieht: den wilden Rosenstrauch oder die Hagebutte. — Ein merkwürdiges Gewächs ist der Mistel, welcher nie an der Erde, sondern nur an Bäumen wächst, eine Elle hoch wird und durchsichtige Beeren trägt. Zu den Sträuchern, welche eigentlich bei uns fremd sind, gehört der Jasmin, der Spanische Hollunder (Flieder), und der Sumach oder Gerberbaum. Von ausländischen Sträuchern merken wir uns den Pfeffer-Strauch, dessen reife Beeren den weißen Pfeffer, so wie die unreifen den schwarzen geben; den Spanischen Pfeffer, den Kapernstrauch, dessen Blüthenknospen, mit Essig und Salz eingemacht, Kapern heißen, und den Bocksbart, von welchem der Gummi Tragant kommt, den die Färber gebrauchen.

Eine eigene Gattung von Pflanzen machen die Farrenkräuter, die Moose und Schwämme aus. Zu jenen gehört das Kannenkraut (oder Schachtelhalm), das zum Poliren gebraucht wird. Die Moose wachsen an Bäumen, Steinen, Knochen und Felsen Einige Moosarten überziehen die Moräste, und aus ihnen entsteht zum Theil der Torf. Das Isländische Moos gibt einen sehr gesunden und nahrhaften Thee. Unter den Schwämmen gibt es giftige und eßbare. Jene haben dunkle und bunte Farben und einen hohlen Stiel, oft aber sind sie sehr schwer von den eßbaren zu unterscheiden. Die Pilze sind eine Art von Schwämmen. Die Morcheln gehören auch zu dieser Art von Gewächsen. Eben so die Trüffeln, ein sonderbares Gewächs ohne Wurzel, Stiel und Blätter, welches unter der Erde gedeibt.

Zu den Gräsern oder Grasarten gehört alles Getreide. Der Roggen ist die wichtigste Getreideart, weil er das kräftige Brod, unser hauptsächlichstes Nahrungsmittel, gibt, und sehr einträglich ist; denn *in manchen* Gegenden bekommt man von einem Scheffel Roggen wol zehn und mehr Scheffel wieder. Die übrigen Getreidearten sind: Der Weizen, der Spelz oder Dinkel, die Gerste, der Hafer, der Buchweizen oder das Heidekorn (welches aber eigentlich nicht unter die Gräser zu rechnen ist), die Hirse, der Mais (türkisch Korn), und der Reis, das Haupt-Nahrungsmittel der Bewohner Asiens. Auch das Rohr, das Schilf und die Binsenpflanzen gehören zu den Gräsern. Das Zucker-Rohr ist wegen seines süßen Saftes, woraus der Zucker bereitet wird, sehr merkwürdig. Es wächst besonders in Afrika und Amerika. Das Bambusrohr, wovon man bei uns Spatzierstöcke macht, wird ein starker Baum und bekömmt Aeste. Das Spanische Rohr dient zum Beflechten der Rohrstühle und zu Spatzierstöcken.

Zu den Pflanzen, welche einen Theil des Feldbaues ausmachen, gehört der Flachs, der Hanf, der Hopfen, der Tabak und die Rübsaat. Der Tabak ist eine Amerikanische Pflanze. Auch Erbsen, Linsen und Bohnen, die sogenannten Hülsenfrüchte, werden häufig auf dem Felde gebauet. Der Mohn gehört ebenfalls zu den Feldfrüchten. Folgende Pflanzen sind unter

im Namen der Färbekräuter bekannt: Der Krapp (Färberröthe), der Waid, die Scharte (Färberdistel), der meistens wildwachsende Wau, der Saflor, ein Distelgewächs, und der Safran.

Unter dem Namen der Gartengewächse oder Küchengewächse begreift man alle diejenigen Kräuter und Pflanzen, welche entweder als Speisen zubereitet, oder als Gewürze an die Speisen gethan werden. — Zu den Rüben und Wurzelgewächsen gehören die Mohrrüben oder Möhren, die rothen Rüben, die Runkelrüben, welche oft 10 Pfund schwer sind, und aus deren Saft man einen guten Syrup, selbst Zucker machen kann.

Eine eigene Art von Gewächsen sind die Zwiebelgewächse, zu welchen auch einige Blumen-Arten gehören, z. B. die Hyacinthen, Tulpen und Lilien. Folgende Zwiebelgewächse sind eßbar und werden als Gewürz an die Speisen gethan: Die gewöhnlichen Zwiebeln, Schnittlauch, Knoblauch, Scharlotten, der Porree, die Rockambole. — Die Knollengewächse sind den Wurzel-Gewächsen ähnlich. Man rechnet dazu den Sellerie und die Rapuntika (Rübenrapunzel); die Kartoffeln, die Erdäpfel und Erdnüsse oder Erdeicheln.

Auch die großen Bohnen, die Vits- oder Schminkbohnen, die Gurken, die Melonen, die Kürbisse, der Salat, die Endivien, die Kresse, der Spargel, der Spinat, die Erdbeere und die Artischocke sind Gartengewächse. Folgende Gewürzkräuter dürfen ebenfalls in keinem gut angebauten Küchengarten fehlen: Körbel, Raute, Salbey, Melisse, Pfefferkraut, Portulak, Pimpinelle, Sauerampfer, Löffelkraut, Majoran, Thymian, Anis, Beifuß, Senf und Koriander.

Von diesen Kräutern unterscheiden sich die Arzneikräuter, welche zur Heilung der Krankheiten gebraucht werden. Dahin gehören z. B. das Süßholz, aus dessen Saft der Lakrizensaft bereitet wird, der Rhabarber, der Sauerklee, der Löwenzahn, das Johanniskraut, die Stiefmütterchen und viele andere.

So heilsam diese Kräuter sind, so schädlich sind einige andere, welche daher giftige Kräuter genannt werden. Vor diesen muß man sich sorgfältig hüten, denn ihr Genuß zieht gefährliche Krankheiten und sogar den Tod

nach sich. Es sind folgende: Der Schierling, welcher der Petersilie sehr ähnlich ist und besonders an feuchten und schattigen Orten wächst; das Bilsenkraut, mit einer grauen, blau geaderten Blume und einem Samenbehältnisse, welches den Haselnüssen ähnlich ist; das Eisenhütchen, eine schöne, blaue, den Rittersporen ähnliche Blume, welche man oft in Gärten findet; der Stechapfel mit einer langen, trichterförmigen Blume und einer Samenkapsel, welche stachlich und der wilden Kastanie ähnlich ist; die Belladonna, eine Staude mit einer blauen Blume und einer der Herzkirsche ähnlichen Frucht. Als Arzneimittel sind diese Kräuter, wenn sie auf die rechte Art gebraucht werden, sehr heilsam. Euer Lehrer wird Euch die Giftpflanzen Eurer Gegend gewiß gern vorzeigen.

Noch gibt es Kräuter, welche vorzüglich deswegen angebauet werden, weil sie ein gutes und nahrhaftes Futter für die Hausthiere geben. Sie werden daher Futterkräuter genannt. Von dieser Art sind folgende: Der gemeine oder Spanische (rothe) Klee, die Esparsette, die Luzerne, der Ackerspergel, einige Arten Wicken, und selbst die große Brenn-Nessel.

Diejenigen Gewächse, welche vorzüglich um ihrer schönen oder wohlriechenden Blüthe willen in Gärten gezogen werden, heißen Blumen. Die meisten gehören zu den Kräutern; nur die Nelken werden zu den Grasarten gerechnet. Die bekanntesten sind, außer den Rosen, welche zu den Strauch-Gewächsen gehören: Tulpen, Hyacynthen, Jonkillen, Tazetten, Narzissen, Lilien, Aurikeln und Primeln, die Reseda, welche eigentlich eine Art von Wau ist, die Levkojen, der Lack (Goldlack), die Viola-Matronalis, Astern, Ranunkeln, Rittersporn, Tuberosen, Balsaminen, Veilchen und Lupinen.

Unter den ausländischen Kräutern und Pflanzen sind besonders folgende merkwürdig, weil sie entweder als Gewürz oder auf andere Art sehr nützlich sind: Der Ingwer mit einem schilfähnlichen Stengel, dessen Wurzeln sehr gewürzhaft sind; die Vanille, ein Rankengewächs mit Schoten, worin die glänzenden und sehr gewürzhaften Samenkörner liegen, welche mit zur Bereitung der Schokolade gebraucht werden; die Ananas, ein Amerikanisches

[i]st aber die noch höhere Luft sehr kalt, so gefrieren die [D]ünste, ehe sie sich in Tropfen gesammelt haben, und [si]nken als Schnee herab. — Der Schnee entsteht aus [n]ichts anderm, als aus sehr feinen, gefrornen Wasser=[th]eilchen, welche bei stiller Luft in Gestalt sechszackiger Sterne niederfallen. Hängen sich mehrere derselben an einander, so werden Schneeflocken daraus.

Wenn alles Wasser, welches ein ganzes Jahr hindurch als Regen, Schnee und Hagel niederfällt, auf der Ober=fläche unserer Erde stehen bliebe, ohne zu verdunsten, so würde es ungefähr 30 Zoll hoch über dem ganzen flachen [L]ande stehen. Daß so viel Wasser aus der Höhe herab [k]ommt, davon liegt der Grund in den großen Meeren. [W]enn man die ganze Oberfläche der Erde in 3 Theile [z]erlegen wollte, so wären 2 Theile Wasser, und nur ein Theil festes Land. Wenn wir nun schon über die Menge Wassers erstaunen, das während eines Sommertages in einem kleinen Gefäße vertrocknet oder verdunstet, so müssen wir es noch weit mehr über die ungeheure Menge von Wasser, welches in jedem Tage, ja in jedem Augenblicke von so ausgedehnten, großen Gewässern als Dünste emporsteigt.

Der Regenbogen ist ein großer, siebenfarbiger Halb=zirkel, welcher in den Regentropfen sichtbar wird, wenn die Sonne einer dunkeln Wolke schief — also des Mor=gens oder Abends — gegenüber steht, und wir uns zwi=schen der Sonne und der Wolke befinden. Die Sonnen=strahlen werden nemlich in den herabfallenden Regentropfen auf eine verschiedene Weise gebrochen. Die oberste Farbe des Regenbogens ist die hellrothe, und die unterste die violette.

Die Sonne oder der Mond haben einen Hof, wenn die Luft außerordentlich mit Dünsten angefüllt ist. Wenn Speisen auf dem Tische sehr dampfen, so hat ein Licht, das von diesen Dämpfen ganz eingeschlossen ist, ebenfalls einen hellen Kranz um sich. Diese Dünste wer=den erleuchtet.

Wenn die Luft ganz mit Dünsten angefüllt ist, und die Sonne an einer kleinen Stelle durch die Wolken bricht, so zeigen sich in der Luft breite, helle Streifen von den Wolken bis zur Erde. Wir sagen alsdann: Die Sonne

zieht Wasser. Es werden die Dünste in der Luft erh… und wir können mit Recht auf baldigen Regen schlie…

Sehr selten ist die Erscheinung, daß sich mehrere S…nen oder Monde an dem etwas trüben Himmel zeige… man nennt sie Nebensonnen und Nebenmonde und der Aberglaube schließt daraus auf mancherlei schre…liche Ereignisse. Diese Erscheinung rührt aber davon her, daß sich die Sonne oder der Mond in den höhern Dünsten spiegelt, welche wahrscheinlich zu kleinen Eisnadeln gefroren sind.

Noch ehe die Sonne aufgegangen ist, und noch lang… nach ihrem Untergange dämmert es. Der Grund von dieser Morgen- und Abenddämmerung liegt darin, daß die Sonne, ehe sie unsere Gegend bescheint, schon die Luft erleuchtet, welche hoch über uns schwebt. Die Strahlen brechen sich, und es entsteht eine sanfte Erleuchtung, welche für das Auge sehr wohlthätig ist, da sonst der zu schnelle Wechsel des Lichts und der Finsterniß es zerstören würde.

Von dem Brechen der schiefen Strahlen der Sonne bei ihrem Auf- und Niedergange in der Luft und in den Wolken rührt auch das prächtige Schauspiel der Morgen- und Abendröthe her. Am Tage selbst färbt sich der Himmel nicht so bunt, weil alsdann die Strahlen weniger schief auf die Wolken fallen. Uebrigens ist der Schluß von der Abendröthe auf schönes Wetter des folgenden Tages, und von der Morgenröthe auf baldigen Regen gewöhnlich richtig, weil beide Erscheinungen auf Dünste schließen lassen, die sich aber im ersten Falle in der Nacht wahrscheinlich zertheilen werden.

Daß an heitern Tagen der Himmel blau aussieht, kann man ebenfalls zu den glänzenden Lufterscheinungen rechnen. Es ist die reine Luft, welche von dem Tageslichte erhellt wird, und in solcher Menge eine blaue Farbe annimmt.

Electrische Materie befindet sich in den Wolken, welche man Gewitterwolken nennt. Wenn nun eine electrische Wolke einer nicht electrischen sich nähert, so fährt die Electricität in der Gestalt eines zackigen Feuerstrahls heraus; es blitzt oder wetterleuchtet. Den Knall, welcher gewöhnlich auf den Blitz oder Wetterstrahl folgt, nennen wir den Donnerschlag. Der Donner entsteht daher,

daß das Feuer sehr schnell die Luft schneidet; er wird durch den Wiederhall in den Wolken verstärkt. Wenn die electrische Flamme, der Blitz, einen Baum oder ein Haus trifft, so zerstört sie ihn, indem sie ihn entweder in Brand steckt, oder zersplittert. Trifft der Blitz einen Menschen, so betäubt, lähmt oder tödtet er ihn. Doch dies geschieht sehr selten, indem die mehrsten Blitze nach oben abbrennen, und der Nutzen, den die Gewitter bringen, ist weit größer, als der Schaden, den sie anrichten. Sie kühlen die Luft ab und reinigen sie von schädlichen Dünsten. Der Regen, welcher gewöhnlich die Gewitter begleitet, macht das Land fruchtbar und befördert das Wachsthum der Pflanzen sehr merklich.

Die nachtheiligen Wirkungen des Blitzes an Gebäuden verhütet man am sichersten durch wohleingerichtete Blitzableiter. Dies sind eiserne Stangen, welche am obern Ende mit einer scharfen Spitze versehn sein müssen. Um sie vor dem Roste zu verwahren, überzieht man sie mit Zinn oder Firniß, und vergoldet die Spitze. Breite, genau an einander befestigte Kupferbleche thun eben diese Dienste. Der Blitzableiter wird von der Erde bis über die Spitze des Daches geführt und an das Haus mit hölzernen Klammern befestigt, doch so, daß er bis in die feuchte Erde hinabreicht. An einen solchen Blitzableiter fährt die electrische Materie, ohne das Haus zu beschädigen, hinunter in die Erde. Ein Haus, welches von hohen, grünenden Bäumen umgeben ist, wird vom Blitze nicht leicht getroffen, weil der Blitz sich nach den Bäumen hinzieht. Eben darum muß man aber auch nie bei einem Gewitter unter Bäumen Schutz suchen.

Ist das Gewitter so weit entfernt, daß wir seinen Donner gar nicht hören können, so bemerken wir doch oft die Erleuchtung des Himmels an einer Seite durch den Blitz. Dies nennen wir Wetterleuchten.

Ihr habt wol schon oft von Irrlichtern oder Irrwischen gehört? Das sind kleine Flammen oder Lichter, welche sich an sumpfigen Oertern sehen lassen und eine hüpfende Bewegung haben. Sie entstehen aus brennbaren Dünsten, welche sich entzünden und so lange leuchten, als sie brennen. Man hat diese leuchtenden Dünste darum Irrlichter genannt, weil bisweilen Reisende, welche ihnen

nachgingen, dadurch von ihrem Wege ab und mehrentheils in Sümpfe geführt wurden. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Entstehen der sogenannten Sternschnuppen und Feuerkugeln. Wenn diese leuchtenden Körper aus der obern Luft herabschießen, so sieht es gerade so aus, als ob ein Stern vom Himmel fiele. Sie schießen mit der größten Geschwindigkeit brennend fort und lassen zuweilen einen röthlichen Strich in der Luft zurück, der sich allmählich verliert. Zuweilen hört man ein Gezische, womit sie sich bewegen, und oft zerspringen sie mit einem Knall. Ihr Licht ist blendend hell. Aeußerst selten lassen die Feuerkugeln Steine von ganz besonderer Art und gewöhnlich wegen der vorigen Gluth an ihrer Oberfläche verglaset, auf die Erde fallen. Dieser sogenannte Steinregen ist sonst bezweifelt worden; aber jetzt wird er, nach den genauesten Untersuchungen an Ort und Stelle, als gewiß angenommen.

Zuweilen sieht man an der mitternächtlichen oder der Nordseite des Himmels einen hellen Schein, aus welchem bisweilen Strahlen hervorschießen, und der sich nach und nach über einen großen Theil des Himmels verbreitet. Der Himmel sieht dann zuletzt ganz roth und feurig aus und gewährt einen überaus schönen Anblick. Man nennt diese Naturerscheinung ein Nordlicht, und sie ist unstreitig, so wie das Wetterleuchten, eine Wirkung der Electricität. Es ist thöricht, sich davor zu fürchten, denn das Nordlicht richtet nie Schaden an und hat auch nichts Böses zu bedeuten.

III.

Einiges aus der Erdbeschreibung.

Man hat Bilder, auf welchem die Oberfläche der ganzen Erde im Kleinen dargestellt ist; man nennt sie Landcharten. Auf einer solchen Landcharte, wie sie Euch Euer Lehrer gewiß gern zeigen wird, sieht man zwei große Kreise. Aber deswegen muß Keiner sich vorstellen, daß die Erde aus zwei großen Kreisen bestehe; denn die ganze Oberfläche einer Kugel läßt sich nicht anders zeichnen, als auf diese Art. Denkt Euch, Ihr wolltet

welche einen eigenthümlichen Geschmack haben und sich im Wasser auflösen, z. B. der Vitriol, der Salpeter. Das Küchensalz wird aus Soole gesotten, oder in großen Stücken als Steine aus der Erde gehauen, oder aus dem salzigen Meereswasser zubereitet. Tief unter der Erde befinden sich in Gegenden, wo Salzquellen sind, z. B. bei Unna, in Werl, viele Salzsteine. Das Wasser fließt darüber, spühlt das Salz ab und wird so selbst salzig. — Der Salpeter, welcher zum Pulver gebraucht wird, erzeugt sich meistens an Lehmwänden.

*
* *

So wenig Euch auch von den Produkten der Erde oder aus der Naturgeschichte hat mitgetheilt werden können, so werdet Ihr doch einiges Vergnügen bei dieser Beschreibung empfunden haben; denn es ist angenehm, in der Natur auf so viele Spuren des weisen, gütigen und mächtigen Gottes zu stoßen. Aber Alles, was Ihr hier gelesen habt, waren nur todte Buchstaben; weit innigeres Vergnügen werdet Ihr empfinden, und noch größere Ehrfurcht wird Euch erfüllen, wenn Ihr in der Natur selbst zu beobachten sucht. Eine Fliege, eine Milbe, ein kleines Blättchen zeigt Euch den wunderbarsten Bau; jeder Stein die wunderbarste Zusammenfügung seiner einzelnen Theile. Das, was Ihr gelesen habt, soll Euch also aufmuntern, noch Mehreres selbst zu beobachten, und Euch besonders auf das aufmerksam machen, worauf bei der Beobachtung der Dinge in der Natur am meisten Rücksicht zu nehmen ist.

Einiges aus der Naturlehre.

1. Nutzen dieser Kenntniß.

Es ist gut, wenn man etwas von den Eigenschaften und Kräften der Dinge weiß, weil man sich alsdann manches mehr erklären kann, was uns sonst ganz dunkel sein würde. Ein Stein, der vom Tische fällt, fällt nicht so hart auf

und Flußwasser, einen süßen Geschmack, sondern einen salzigen, und ist daher nicht trinkbar. An manchen Orten wird das unermeßlich große Meer sehr enge, da nemlich, wo es von zwei Ländern eingeschlossen ist; einen solchen Theil des Meeres nennt man eine Meerenge. Ihr müsset Euch aber diese Meerengen nicht gar zu enge vorstellen; sie sind wenigstens eine halbe oder ganze Meile, oft mehrere Meilen breit. Mitten im Meere liegen oft kleine und große Länder, welche ganz vom Meere umflossen sind; diese werden Inseln oder Eilande genannt. Sind sie nur zum Theil vom Meere umgeben, so werden sie Halbinseln genannt. Der Rand des Landes am Meere heißt die Küste oder der Strand.

Das süße Wasser, welches die Länder der Erde durchströmt, wird entweder ein Strom oder ein Fluß oder ein Bach genannt. Unter Strömen versteht man fließende Gewässer, welche sehr breit und tief sind, eine sehr große Strecke Landes durchfließen und sich im Meere *endigen*. Die Flüsse vereinigen sich mit den Strömen und sind zum Theil auch sehr breit und tief. Wenn ein Fluß oder ein Strom so tief ist, daß man mit großen Schiffen darauf fahren kann, so wird er schiffbar genannt. Die Vertiefung, worin das Wasser eines Flusses oder Stromes fließt, heißt sein Bett. Der Rand des Flusses wird das Ufer genant. In manchen Flüssen und Strömen gibt es Stellen, wo das Wasser von einer steilen Anhöhe in die Tiefe stürzt. Solche Stellen nennt man Wasserfälle. Es gibt Seen, welche 20 und mehr Meilen lang und breit sind. Das Meer nennt man auch wol die See, und daher werden die Fische, welche in dem Meere leben, Seefische, und die Schiffe, mit welchen man auf dem Meere fährt, Seeschiffe genannt. Sagt man: Der See, so ist von einem Landsee die Rede; sagt man: Die See, so ist das Meer gemeint.

Die vielen Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind an Gestalt, Farbe und Haut, Sprache, Sitte und Lebensart sehr verschieden. Diejenigen, welche in einem Lande beisammen wohnen und einerlei Gestalt, Farbe, Sprache und Sitten haben, machen zusammengenommen ein Volk oder eine Nation aus. Da nun jeder Theil der Erde wieder in kleinere Theile zerlegt ist, welche

Länder genannt werden, so gibt es auch verschiedene Völker in Europa, in Asien, in Afrika, in Amerika und Australien. Doch haben viele Völker der Erde Einiges mit einander gemein, theils in Ansehung ihrer Gestalt und Farbe, theils in Ansehung ihrer Lebensart. Die meisten Europäischen Völker haben eine weiße Haut, lang herabhangendes Haar, hervorstehende Nasen und blaue oder schwarze Augen. Dagegen findet man in Afrika meistens Menschen mit einer schwarzen, sammetweichen Haut, kurzen wollichten Haaren, breiten aufgestülpten Nasen, und rosenrothen Lippen. Diese schwarzen Menschen werden Neger oder Mohren genannt. Die meisten Bewohner Asiens haben eine olivenfarbige Haut; einige Asiatische Völker haben auch eine braungelbe. Die Amerikaner sind größtentheils rothbraun oder kupferfarbig, haben einen schlanken Wuchs und tief liegende Augen.

In fast allen Ländern der Erde sind die Menschen gewöhnlich, wenn sie ausgewachsen sind, 5 Fuß, oder drittehalb Ellen hoch. Doch werden in den kältesten Ländern der Erde, wo es fast keine andere Jahreszeit, als den Winter gibt, die Menschen selten über 4 Fuß hoch; sie sind auch gemeiniglich sehr ungestaltet. Hie und da findet man Menschen von außerordentlicher Größe, welche 7 bis 8 Fuß hoch sind; man nennt sie Riesen. Doch gibt es kein Volk auf der Erde, welches aus lauter Riesen besteht.

Auch in Ansehung ihrer Lebensart haben die verschiedenen Völker der Erde Vieles mit einander gemein. Einige nemlich, welche man wilde Völker nennt, treffen gar keine Veranstaltung, um ihres Lebensunterhalts sicher zu sein. Sie säen und pflanzen nicht, sie sammeln keinen Vorrath von Lebensmitteln, sorgen überhaupt gar nicht für die Zukunft, sondern gehen nur dann auf Nahrung aus, wenn der Hunger sie dazu treibt. Ihre einzigen Beschäftigungen sind daher Jagd und Fischerei. Sie wohnen gewöhnlich auch nicht einmal in Dörfern bei einander, haben überhaupt keine ordentliche und feste Wohnungen, sondern nur elende Hütten, die aus einigen Pfählen bestehen, welche in die Erde gegraben und mit Thierhäuten oder mit einer groben Filzdecke überzogen, oder nur mit großen Baumblättern bedeckt sind; einige wohnen in Höhlen unter der Erde, und gewöhnlich stehen

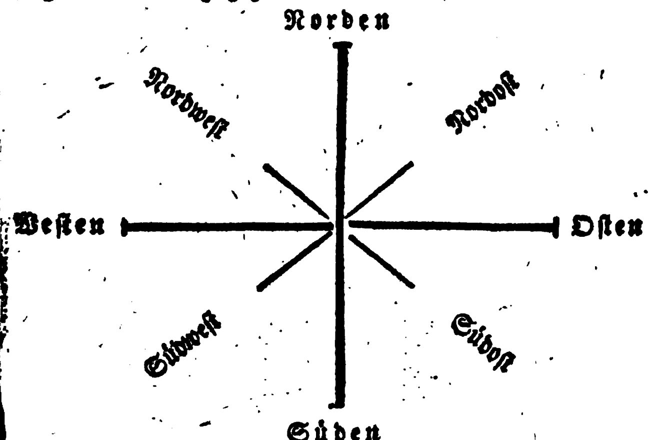
bei diesen wilden Völkern nur wenige Familien (Stä
mit einander in Verbindung, welche aber keinen gem
schaftlichen Oberherrn, keine Obrigkeit, sondern höchst
im Kriege oder bei einer großen Jagd einen Anführ
haben, dem sie nur so lange gehorchen, als der Kr
oder die Jagd dauert.

Andere Völker der Erde, welche Hirtenvölker o
Nomaden genannt werden, haben zwar auch keine kün
lichen und festen Wohnungen, sondern nur Zelte o
Hütten, welche sie leicht abbrechen und wieder aufschlag
können; aber sie sind doch viel verständiger und gesittet
als die wilden Völker, weil sie sich mit der Viehzu
beschäftigen, wozu mehr Aufmerksamkeit und Kenntni
erfordert wird, als zur Jagd. Ihre Heerden sind ihr
ganzer Reichthum. Sie ziehen aus einer Gegend in die andere und lassen sich nur da auf eine längere Zeit nieder, wo sie gute Weideplätze antreffen. Ein solches umherziehendes Leben führten auch viele Völker, die *im alten* Testamente erwähnt werden.

Noch andere Völker auf der Erde, welche gesittete Völker genannt werden und wozu auch wir gehören, beschäftigen sich, außer der Viehzucht, auch mit dem Ackerbaue, und verstehen allerlei Künste und Handwerke. Sie wohnen in festen und künstlichen Häusern gesellschaftlich bei einander in Städten, Dörfern und Flecken. Unter ihnen gibt es verschiedene Stände, nemlich Fürsten, Edelleute, Bürger, Bauern; und verschiedene Berufsarten und Gewerbe, indem einige den Acker bauen, andere ein Handwerk oder eine Kunst treiben, noch andere sich mit dem Handel oder den Wissenschaften beschäftigen. Gesittete Völker leben nach bestimmten Gesetzen, d. h. sie haben unter sich ausgemacht, was jeder thun und nicht thun darf, und wer unter ihnen wohnen will, muß versprechen, sich diese Gesetze gefallen zu lassen und sie zu befolgen. Damit dieses von Allen, auch von den Unverständigen und Bösartigen geschehen möge, so wählen sie unter sich einige verständige und rechtschaffene Männer und geben ihnen den Auftrag, darauf zu sehen, daß jeder den Gesetzen gehorsam sei, und die Ungehorsamen zu strafen, wenn sie nicht auf Erinnerungen achten. Diese Personen werden die Obrigkeit, und eine solche große

sellschaftliche Verbindung wird eine bürgerliche Gesellschaft oder ein Staat genannt. In manchem Staate ist nur Einer das Recht, Gesetze zu geben und die Obrigkeit zu wählen. Dieser heißt dann der Regent oder Monarch, oder er wird Kaiser, König, Fürst oder Herzog genannt. Die Länder, welche unter seiner Herrschaft stehen, machen sein Reich oder seinen Staat aus. — Ein Staat, in welchem mehrere Personen die höchste Gewalt gemeinschaftlich haben, wird ein Freistaat oder eine Republik genannt.

Ihr kennt doch die Himmelsgegenden? Die vorzüglichsten sind Norden (oder Mitternacht), Süden (oder Mittag), Westen (oder Abend), Osten (oder Morgen). Sie haben folgende Stellung gegen einander:



Wenn man die Lage von Einer Gegend weiß, so kann man leicht auf die andern schließen. Wenn wir uns des Mittags um 12 Uhr in den Sonnenschein stellen, so fällt unser Schatten gerade nach Norden. Im Anfange des Frühlings und des Herbstes geht die Sonne im Morgen auf und im Abend unter; im Sommer aber geht sie

gegen Nordost auf und gegen Nordwest unter, und sie früh um 6 Uhr in Osten und Abends 6 Uhr in Westen; i Winter geht sie gegen Südost auf und gegen Südwest unt Die Magnet-Nadel oder der Kompaß zeigt nach Nord Die Altäre in den Kirchen hat man nach Morgen hing bauet, nach dem Lande also zu, wo Christus lebte u starb; die Kirchthürme stehen gewöhnlich an der westlich Seite der Kirchen. Die Bäume in einem Walde haben g wöhnlich eine glatte und eine rauhe Seite an den Stäm men; die glatte zeigt nach Mittag, weil von daher d mildesten Winde kommen; die rauhere nach Norden. Ih könnt Euch also jetzt überall und zu jeder Zeit in Absich der Weltgegenden zurecht finden und werdet bei Sonnen-Auf- oder Niedergang, oder des Mittags um 12 Uhr, oder bei einer Reise in einem Walde, oder in der Stadt, oder auf dem Dorfe aus der Lage der Kirchen, oder mit dem Kompasse in der Hand jede Weltgegend bestimmen können. Versucht es einmal gleich hier in der *Stube!*

Europa.

1. Portugal, ein kleines, meistentheils fruchtbares, aber wenig angebautes Land, in welchem viel Wein, Oehl und Reis wächst. Auch an Südfrüchten, d. h. an Pomeranzen, Citronen und Feigen ist kein Mangel. Man findet in Portugal weit mehr Esel und Maulesel, als Pferde. Wie man bei uns auf Pferden reitet, so reitet man in Portugal auf Mauleseln. Dies Land liegt uns unter allen andern in Europa am westlichsten. Die Hauptstadt des Landes heißt Lissabon. Die Einwohner Portugals werden Portugiesen genannt.

2. Spanien liegt für uns vor Portugal und ist ein großes, zum Theil sehr fruchtbares Land, in welchem die feinste Schafwolle, gute Seide, sehr viel Wein (besonders Mallaga), Oehl (Oliven- oder Baumöhl) und Baumwolle gewonnen wird. Die Spanischen Pferde, Esel und Maulesel sind vortrefflich. Die Hauptstadt dieses Landes und Residenz (Wohnort) des Königs von Spanien heißt Madrid. Aus Spanien kommt man über die Pyrenäen, ein Gebirge, nach

3. Frankreich. Dies große, fruchtbare Land ist reich an Wein, Getreide, Oehl, Obst und edlen Früchten. Wir merken uns die Hauptstadt dieses Landes Paris, in welcher beinahe Eine Million Menschen wohnen, und die Städte: Toulon, Bordeaux, Marseille *). Die Einwohner Frankreichs werden Franzosen genannt. Von Frankreich kommen wir, wenn wir östlich ziehen, nach

4. Deutschland, welches an 11,600 Quadratmeilen groß ist. (Unter einer Quadratmeile versteht man ein Stück Land, welches eine Meile lang und eine Meile breit ist.) Es ist über 100 Meilen lang und über hundert Meilen breit, und wir müßten also, wenn wir täglich 4 Meilen machten, über 25 Tage haben, um Deutschland von Morgen nach Abend, oder von Mitternacht nach Mittag zu durchschneiden. Portugal ist 6 mal kleiner als Deutschland; Spanien 3 Viertel so groß, und Frankreich fast so groß. Wir wohnen in Deutschland und nennen uns Deutsche. Daher wollen wir hernach unser Vaterland genauer kennen lernen.

5. Die Schweiz oder Helvetien, ein kleines bergiges Land, dessen Einwohner Schweizer genannt werden, liegt zwischen Frankreich, Deutschland und Italien, nährt zahlreiche und schöne Viehheerden, hat Wein und Obst, wenig Getreide, und ist das höchste Land in Europa, aber nur $\frac{1}{17}$ so groß als Deutschland. Einige Berge sind mit ewigem Eise und Schnee bedeckt, ja es gibt Berge und Felder darin, die aus lauter Eis bestehen, welches nie schmilzt. Große Schneemassen (Lavinen) rollen herab und verschütten manchmal ganze Dörfer. — **) Wir wollen uns die Namen von zwei ansehnlichen Städten merken, welche in diesem Lande liegen. Sie heißen: Zürich und Bern.

6. Italien, ein großes und sehr fruchtbares Land, welches man daher den Garten von Europa genannt hat. Es ist reich an Reis, Wein, Oehl, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Apfelsinen und schöner Seide, und hat einen Ueberfluß an Vieh. In Italien findet man unter andern starke Büffel, viel Maulthiere und Esel, und den schönen weißen Marmor, aus welchem Bildhauer Statüen oder

*) lies: Tulong, Bordoh, Marsellje.
**) Die Schweiz ist eine Republik oder Freistaat.

Bildsäulen machen. In Italien sind zwei hohe feuerspeiende Berge — der Aetna und Vesuv, und es ist dies Land schon oft großen Erdbeben ausgesetzt gewesen, wobei große Städte von der Erde verschlungen wurden. Unter den Städten Italiens sind die merkwürdigsten: Mailand, Rom, Venedig, Neapel und Florenz. — In Rom residirt der Papst. — Dies Land ist halb so groß, als Deutschland.

7. Das Königreich Holland ist ein von vielen Flüssen und Kanälen durchschnittenes Land. Die Holländer verstehen sich sehr gut auf die Viehzucht, und daher hat das Land Ueberfluß an Butter und Käse. Da es am Meere liegt, so fehlt es auch nicht an Seefischen und Seesalz. Dies Land ist ungefähr zwanzigmal so klein, als Deutschland. Die größte Stadt in Holland heißt Amsterdam, welche großen Handel treibt.

8. Belgien. Ein ungemein fruchtbares und vortreffliches Land, so daß viele Leute in andern Ländern manche der dasigen Einrichtungen beim Ackerbau nachahmen. Die Einwohner sind auch sonst sehr betriebsam und haben viele Fabriken. Dies Land ist auch $\frac{1}{20}$ so groß, als Deutschland. Zu Brüssel, einer sehr schönen Stadt, werden die feinsten Spitzen, die es gibt, gearbeitet, und unweit davon liegt La belle Alliance oder Schönbund, ein Wirthshaus, bekannt durch die Schlacht am 18ten Juni 1815, worin Bonaparte von Blücher gänzlich geschlagen wurde.

9. Dänemark, ein kleines ebenes Land, welches schönes Rindvieh, Pferde, Schafe, Fische, aber weder Salz noch Metalle, und wenig Holz hat und mit seinen Nebenbesitzungen $\frac{1}{7}$ so groß ist, als Deutschland. Die Einwohner des Landes werden Dänen genannt. Die Hauptstadt heißt Kopenhagen. — Hier wohnt der König von Dänemark.

10. Norwegen, ein großes Land, welches dem Könige von Schweden gehört, der ein etwas größeres Land, als Deutschland beherrscht. Es ist voll hoher und rauher Berge, deren Gipfel zum Theil beständig mit Schnee bedeckt sind. Diese Berge enthalten den Reichthum des Landes, denn in ihrem Innern findet sich Kupfer und Eisen in Menge. Ackerbau und Viehzucht können die Einwohner, welche Normänner genannt werden, fast gar nicht treiben, denn ihr

felsiges Land bringt weder viel Getreide noch Gras hervor. Desto mehr beschäftigen sie sich mit der Jagd und Fischerei. Die ansehnlichste Stadt in Norwegen heißt Bergen.

Schweden ist eins der ärmsten Länder, daher es auch nur wenig Einwohner hat. Nur an Eisen ist Schweden unermeßlich reich. Es wird daraus vortrefflicher Stahl gemacht, und mit diesem, so wie mit dem Kupfer, welches auch in großer Menge gewonnen wird, wird ein sehr beträchtlicher Handel getrieben. Außer mit dem Bergbaue sind die Schweden auch mit der Fischerei beschäftigt. Ihr Land ist voll fischreicher Seen und liegt von zwei Seiten am Meere. Das Rennthier ist in Schweden zu Hause. Wölfe finden sich in ganzen Schaaren. Auch Elenthiere sind häufig. — Die Hauptstadt des Landes und Residenzstadt des Königs heißt Stockholm.

11. Großbrittanien (oder England, Schottland) und Irland, besteht aus zwei großen Inseln, zusammen so groß, wie halb Deutschland. In England baut man vortreffliche Gerste, und daher ist auch das Englische Bier das beste. Die Viehzucht ist in diesem Lande sehr hoch getrieben, besonders die Schaf- und Pferdezucht, daher die Englische Wolle, nächst der Spanischen, die beste ist, und die Englischen Schafe fast für die besten in Europa gehalten werden. Das Englische Leder ist berühmt. Sehr reich ist England an Steinkohlen, und das beste Zinn ist das Englische. — Der König von England wohnt in London, einer der größten Städte in der Welt, in welcher mehr als eine Million Menschen wohnen. Wer diese ungeheure Stadt nach ihrer ganzen Länge durchwandert, hat einen Weg von beinahe anderthalb Meilen zu machen. Sie enthält 8000 große und kleine Straßen, 34 Marktplätze, und beinahe 500 Kirchen und Kapellen. Beständig kommen auf dem Flusse, an welchem London liegt, auf der Themse, Schiffe aus allen Theilen der Erde an, und man rechnet, daß jährlich mehr als 13,000 Schiffe aus- und einlaufen; denn die Engländer treiben unter allen Europäern den größten Handel und sind durch ihre großen Flotten die Herren auf den mehrsten Meeren der Welt. Auch haben es die Engländer in Fabrikwaaren sehr weit gebracht, so daß Englische Messer, Scheeren, Tuche, Kattune, Porzellain und Uhren für die besten gelten.

12. Das europäische Rußland ist das größte Land in Europa. Es ist 7 mal so groß als Deutschland; aber das ganze russische Reich ist 2 mal so groß als Europa; der größere Theil dieses Reichs gehört nemlich zu Asien. Es ist von verschiedener Beschaffenheit. Im äußersten Norden findet man nur Gesträuche, Beeren, Marienglas, Pelzthiere in großer Menge, Fische und Federvieh. In einem andern Theile des Landes bringt der Boden doch Gerste und einige Gartenfrüchte hervor, und die mittlern Gegenden haben Ackerbau, Obst und gute Viehzucht, wilde Pferde und ungeheure Waldungen. Noch weiter gegen Mittag bringt das Land Wein, Obst, Lorbeerbäume und Getreide, worunter auch Reis ist, in Menge hervor. In diesen Gegenden sind die Esel und Kameele die gewöhnlichen Lastthiere; die Büffelochsen ziehen den Pflug, und die Pferde werden erlegt und gegessen. Viele Bewohner dieses fruchtbaren Landstrichs in Asien wissen nichts von Häusern, sondern wohnen beständig in schlechten Hütten oder in Zelten, und ziehen mit ihren Heerden aus einer Gegend in die andere. Viele schlagen in Felsen, Höhlen oder Erdhütten ihre Wohnungen auf. Diese Bewohner Rußlands heißen Tataren. Die Hauptstadt Rußlands und Residenz des mächtigen russischen Kaisers heißt Petersburg. Eine andere sehr große Stadt dieses Landes heißt Moskau, die 1812 von den Russen selbst angezündet wurde, als die Franzosen eben einmarschirt waren. Nach diesem Opfer wurde Deutschland, ja der größte Theil von Europa, mit der Freiheit von der Vorsehung beschenkt. Die mehrsten Russen sind Christen, besonders griechischer Konfession.

13. Die Türkei ist ein sehr fruchtbares und warmes Land und daher reich an vortrefflichen Produkten, besonders an Reis, Wein, Südfrüchten, Baumwolle, Seide, Tabak; an Rindvieh, Schafen, Pferden, Eseln und Salpeter. Das türkische Garn ist berühmt. Aus der Seide machen die Türken prächtige Stoffe und Tapeten. Der Mais oder das türkische Korn ist auch bei uns bekannt. Aus Ziegenfellen macht man in der Türkei den schönsten Korduan und Saffian. Die Hauptstadt des Landes heißt Konstantinopel. Sie ist die Residenz des türkischen Kaisers, welcher auch Großsultan oder Großherr genannt wird, und die größte Stadt in Europa, aber nicht die

schönste; denn sie hat fast lauter hölzerne Häuser, und krumme, schmutzige Straßen. Die europäische Türkei ist nicht so groß, als Deutschland; aber es gehören zu diesem Reiche große Länder in Asien und Afrika, so daß das ganze Reich 4 mal so groß ist, als Deutschland. Die Türken haben die Mahomedanische Religion. Mahomed lebte im 7ten Jahrhundert und gab sich für einen Propheten aus. Er setzte seine Religion aus der heidnischen, christlichen und jüdischen zusammen.

14. Ungarn ist zum Theil ein sehr gebirgiges und waldiges Land, zum Theil aber auch äußerst fruchtbar und besonders sehr reich an Gold, an Wein, in einigen Gegenden auch an Getreide, Safran, Honig, Obst, schönem Rindviehe und schönen Pferden, an Stein- und Quellsalze, und fast allen andern Mineralien. In dem Sande einiger Ungarischer Flüsse werden Goldkörner gefunden. Auch hier bedient man sich des Büffels beim Ackerbaue. An Fischen hat das Land Ueberfluß. Die vornehmsten Städte Ungarns heißen Preßburg und Ofen. Mitten durch das Land strömt die Donau.

15. Böhmen, ein gebirgiges und waldiges, aber doch im Ganzen sehr fruchtbares Land. Am reichsten ist es an Getreide, Edelsteinen, Holz, Eisen und Zinn. Die Böhmen sind sehr betriebsam und geschickt, besonders im Leinweben und Spitzenklöppeln, in der Verfertigung des Glases, im Bergbau und in der Musik. Die Elbe durchströmt das Land. Das Riesengebirge trennt es von dem benachbarten Schlesien. Die Hauptstadt Böhmens heißt Prag.

Mähren ist auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen, hat aber dennoch Getreide, Safran und Süßholz; Flachs und Hanf wird in Menge gewonnen. Die zahlreichen Bergwerke liefern Vitriol, Alaun, Schwefel, Eisen, Blei, Silber und Steinkohlen. Die beiden vornehmsten Städte heißen Brünn und Olmütz.

Böhmen, Mähren und Ungarn, ein Theil von Italien, Gallizien und ein Stück von Deutschland gehören dem östreichischen Kaiser, der im ganzen ein Land beherrscht, das so groß als Deutschland ist.

16. Preußen ist größtentheils ein ebenes und fruchtbares Land, voll schöner Wiesen und Viehweiden. Seine Hauptprodukte sind: Getreide, Flachs, Hanf, Vieh aller

Art, Wildpret, auch Bären, Wölfe, Elenthiere, sehr viel Fische, holzreiche Waldungen, Bernstein, Eisen, Blei und Steinkohlen. Die Weichsel strömt durch das Land. In einem Theile Preußens gibt es vortreffliche Pferde und Ochsen. Die größten Städte dieses Landes heißen: Königsberg, Elbing. An den Preußischen Küsten (Meeres-Ufern) hat das Meer ungeheure Sandfelder (Dünen) aufgethürmt, welche man schon zum Theil urbar gemacht, d. h. bebauet und mit Bäumen bepflanzt hat. Auf diese Art vergrößert sich das Land in jedem Jahre etwas.

Der König von Preußen beherrscht ein Land, das beinahe halb so groß, als Deutschland ist. Denn er besitzt außer Schlesien und dem eigentlichen Königreich Preußen noch viele Provinzen im nördlichen Deutschland.

Schlesien, ein zum Theil bergiges Land, hat sehr fleißige und geschickte Einwohner und gehört dem Könige von Preußen. Die Schlesische Leinwand ist berühmt, und die Schlesische Wolle wird theuer bezahlt. In den zahlreichen Bergwerken des Landes wird Silber, Kupfer, Eisen und Blei gefunden: Steinkohlen sind in größter Menge vorhanden. Die Oder durchströmt das Land. An ihrem Ufer liegt die Hauptstadt des Landes, Breslau.

Deutschland.

Es besteht aus sehr vielen größern und kleinern Staaten, welche mit einander verbunden sind. Es sind darin folgende Staaten: 1.) königlich Preußische; 2.) kaiserlich Oestreichische; 3.) königlich Hannöverische; 4.) königlich Bairische; 5.) königlich und fürstlich Sächsische; 6.) königlich Wirtembergische; 7.) die Großherzogthümer Baden und Hessendarmstadt; 8.) das Churfürstenthum Hessenkassel; 9.) die Herzogthümer und Fürstenthümer Braunschweig, Dessau, Meklenburg, Holstein (welches dem Könige von Dänemark gehört) Lippe-Detmold, Nassau und 10.) die freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, so wie die Bundesfestungen Mainz und Luxemburg.

Ein kleiner Theil Deutschlands liegt am Meere, nemlich an der Ost- und Nordsee, und an dem Adriatischen Meere. Das übrige Deutschland ist von folgenden Ländern eingeschlossen: von Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich, Helvetien oder der Schweiz, Italien, Ungarn, Gallizien, Preußen und Polen, das zu Rußland gehört.

Deutschland enthält viele Berge und Gebirge. Einige darunter sind so hoch, daß ihre Gipfel fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Eins unter diesen Gebirgen, der Harz, besteht aus einer 16 Meilen langen Reihe von Bergen, unter welchen der Brocken oder Blocksberg der höchste ist. Der Schwarzwald, der Thüringerwald, das Erzgebirge und das Fichtelgebirge sind ebenfalls große Bergketten.

Fünf große schiffbare Flüsse durchströmen Deutschland. Sie heißen: Donau, Elbe, Oder, Rhein und Weser. Außerdem gibt es in Deutschland noch sehr viele kleinere Flüsse, die zum Theil auch schiffbar sind, und eine große Menge Seen, unter welchen der Bodensee an der Grenze Deutschlands und der Schweiz der größte ist.

Nur sehr kleine Landstriche in Deutschland sind unangebaut, und diese heißen Haiden. Die meisten deutschen Länder sind wohl angebaut und fruchtbar, und daher sind die Produkte Deutschlands überaus zahlreich. Besonders sind die meisten deutschen Länder reich an Obst, Holz, Getreide, Flachs, Wein, Vieh, Salz, einige an Zinn, Silber, Eisen und Kupfer. Die reichsten Silberbergwerke sind im Erzgebirge in Sachsen, welches eben von seinem Reichthume an Erz oder Metallen den Namen hat, und im Harzgebirge im Königreiche Hannover.

Die Staaten, die dem Könige von Preußen gehören, sind, von Osten aufgezählt, folgende: 1. 2.) Das Königreich Preußen selbst oder die Provinzen Ost- und Westpreußen, schon oben erwähnt; 3.) die Provinz Posen, mit der Stadt Posen; 4.) Schlesien, worin die Hauptstadt Breslau, wie schon vorher gesagt ist; 5.) die Provinz Brandenburg, worin die Hauptstadt des ganzen Landes und die Residenz des Königs, Berlin, die Handelsstadt Frankfurt an der Oder und Potsdam vorzüglich

zu merken sind; 6.) Pommern mit den Städten Stettin und Stralsund; 7.) die Provinz Sachsen, worin Wittenberg und Merseburg, Magdeburg, Halle und Halberstadt liegen; 8.) die Provinz Westfalen, worin drei Regierungsbezirke — Münster, Minden und Arnsberg — liegen. Hierin befinden sich die Städte: Münster, Minden, Paderborn, Bielefeld, Arnsberg, Hamm, Iserlohn, Soest, Dortmund und Lippstadt; 9.) die Provinz Niederrhein, worin die Städte Coblenz, Aachen und Trier, Düsseldorf, Elberfeld, Crefeld, Barmen, Cleve, Wesel, Geldern, Cöln und Bonn zu merken sind.

Der Kaiser von Oestreich besitzt außer dem Erzherzogthume Oestreich, worin Wien, die Haupt- und Residenzstadt, liegt, noch die Königreiche Gallizien, Ungarn, Böhmen, Lombardei in Oberitalien und die Markgrafschaft Mähren.

In Hannover, welches dem Könige von England gehört, sind die Hauptstadt Hannover und die *Universität* oder hohe Schule Göttingen zu merken.

In Baiern ist die Hauptstadt München; in Wirtemberg Stuttgard; in Baden Carlsruhe; in Hessendarmstadt Darmstadt; in Hessencassel Cassel.

Jetzt wollen wir einige Reisen unternehmen. Wer von dem Regierungsbezirke Arnsberg aus nach Berlin reiset, geht nach Osten, und hält sich nur ein klein wenig nach Norden; seine Reise geht über Paderborn, Halberstadt, Magdeburg, Potsdam; reisten wir in dieser Richtung durch Berlin weiter fort, so gelangte man nach der Festung Küstrin an der Oder, an die wichtige Handelsstadt Danzig an der Weichsel und Königsberg in Preußen. — Reisten wir von Düsseldorf nach Wien, also südöstlich, so ginge der Weg über Frankfurt am Main, Würzburg, Nürnberg, Passau. Von Soest geht man nördlich über Münster nach Lingen; westlich über Dortmund, Düsseldorf, Cöln, Aachen, Mastricht, Metz, Rheims nach Paris. Amsterdam liegt von Arnsberg aus nordwestlich am Zuydersee, über welchen wir vor der Insel Texel vorbei in die Nordsee fahren. Gehn wir von Soest südlich, so kommen wir über Arnsberg, Wetzlar, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim,

immer den Rhein empor nach der Schweiz über Bern, dann nach Italien, über Mailand und Rom nach Neapel. Konstantinopel liegt von Hamm aus südöstlich, weit hinter Wien. Leipzig liegt den Einwohnern von Dortmund südöstlich, weit hinter Lippstadt, Paderborn, Göttingen, Nordhausen, Eisleben und Halle an der Saale. Noch hinter Leipzig liegen Dresden und Breslau fast in der nämlichen Richtung.

Asien liegt uns Deutschen östlich und dehnt sich nach Südosten hinunter; Afrika liegt jenseit des Mittelländischen Meers, nach Süden; Amerika jenseit des Atlantischen Meers nach Westen bis Südwesten hinunter; Australien liegt uns südöstlich hinter Asien.

Euer Lehrer wird Euch auf einer Landcharte diese Städte und Länder zeigen, so daß Ihr Euch ihre Lage noch mehr einprägt.

Sprachlehre.

1. Wortton, Redeton, Silbenton.

Wir betonen das, was in der Rede die Hauptsache ist, und wollen durch ein solches Hervorheben dem Zuhörer das Verstehen erleichtern. — Wenn ich heute Einen Thaler auf dieser Straße gefunden habe, so kann ich gefragt werden:

Wer hat heute Einen Thaler auf dieser Straße gefunden?

Wird das bloß gesagt, oder ist es wirklich so, daß Du heute Einen Thaler hier gefunden hast?

Wann hast Du hier Einen Thaler gefunden?

Wie viel Thaler hast Du heute hier gefunden?

Was für ein Geldstück hast Du heute hier gefunden?

Auf welcher Straße hast Du heute Einen Thaler gefunden?

Wo hast Du den Thaler heute in der Nähe gefunden?

Wie bist Du zu dem Thaler auf dieser Straße heute gekommen?

Auf diese 9 verschiedenen Fragen wird nur Eine Ant-

wort erfolgen, welche vollständig so lautet: Ich habe heute Einen Thaler auf dieser Straße gefunden. Allein ich werde jedesmal meine Rede anders betonen, und bald das erste, bald eins der folgenden Wörter mit der Stimme ausheben. *)

Eben so läßt sich jeder andere Satz in viele Fragen auflösen, oft in so viel, wie Wörter da sind, und jedesmal wird die nicht abgekürzte Antwort dieselbe sein, nur, daß man sie anders betont. — Zu dem richtigen Fragen gehört freilich viel Uebung, aber desto leichter ist es, die Antwort gut zu betonen. Hier sind noch einige Sätze. Betrachtet sie zuerst nicht im Zusammenhange unter einander, und Euer lieber Lehrer möge jeden Satz in Fragen auflösen, oder wenn ein oder der andere von Euch das Kunststück wagt, so möge es einer von Euch versuchen; jedoch antwortet nie mit Ja oder Nein, sondern, wie unten aufgestellt wird, in vollständigem Satze. Strebt, die Antwort zu betonen, wie es sich auf die jedesmalige Frage paßt.

Im Gasthofe ist ein Elephant für Geld zu sehen.

Dem muß ich einen Besuch machen. Mein lieber Vater wird sich erbitten lassen, mir Einen Groschen dazu zu geben.

Ein solcher Herr kömmt gar selten in unsere Stadt.

Er ist viel größer, als ein Ochse.

Er soll einen langen Rüssel haben und viel Kunststücke machen können.

Wenn der wollte, der könnte es mit uns Allen aufnehmen.

Aber er ist so fromm, wie ein Lamm.

Wenn man diese Sätze aber im Zusammenhange mit einander betrachtet, so lassen sich freilich für jeden nur Eine oder zwei Fragen aufwerfen, und es lassen sich nur diejenigen Wörter betonen, welche ein Strichelchen

---

*) Neun Kinder mögen nach einander fragen, und das 10te sei der glückliche Finder und möge jedem Frager vollständ[ig] und mit der richtigen Betonung antworten.

unter sich haben. (Les't einigemal diese Sätze im Zusammenhange mit richtiger Betonung!)

Oft muß ein ganzer Satz durch die Aussprache in helles Licht, und ein anderer in Schatten gestellt werden, da manche Rede nicht blos aus Haupt-, sondern auch aus Nebensätzen besteht. Auf die erstern soll die Aufmerksamkeit des Zuhörers am meisten gelenkt werden, und deswegen werden sie mit der Stimme hervorgehoben, die andern aber mit leiserer oder tieferer Stimme gelesen. Der vorhin erwähnte Wortton darf sich dabei nicht ganz verlieren; z. B. Weihnachten, welches mitten in die dunkle Nacht des Winters fällt, glänzt wie ein heller Stern für den Christen, und wird auch von den Kindern, schon wegen der Geschenke, mit welchen sie aus der Hand ihrer lieben Eltern erfreut werden, hochgeschätzt.

Wenn Jemand mit Euch spricht, so ist das von Euch weit leichter zu verstehen, als wenn er Euch das Nemliche schreibt, und der mündliche Unterricht läßt Euch schneller in der Erkenntniß voranschreiten, als wenn Ihr in einem Buche dieselben Gedanken zu lesen bekämet. Woher mag das kommen? — Gewiß von nichts Anderm, als von dem Wort- und Redeton des Sprechenden. Wenn wir etwas lesen, so müssen wir erst die richtige Betonung aus dem ganzen Zusammenhange errathen und mit scharfem Blicke prüfen, was in einer ganzen Rede, ja in jedem einzelnen Satze die Hauptsache sei. Geschrieben oder gedruckt nehmen sich die Wörter ziemlich gleich aus; gut gesprochen aber sehr verschieden.

Aus dem nemlichen Grunde ist auch das gute Lesen eine schwere Sache. Man muß vorher dabei das Ganze übersehen und ganz richtig verstehen; dann erst kann man auffinden, was in jedem Satze die Hauptsache sei, und in die Rede den richtigen Ton hineintragen.

Weit leichter, als den Wort- und Redeton aufzufinden, ist die Wahrnehmung des Silbentons. Dieser beruht nämlich auf wenigen einfachen Regeln.

1) Einsilbige Wörter werden fast sämmtlich etwas

betont, nur nicht die Geschlechtswörter der, die, das und ein, eine; z. B.: Gib mir den Bleistift und die Feder. Es steht ein Mann draußen.

2) Bei mehrsilbigen Wörtern hat die Stammsilbe, also nicht die Vor- oder Nachsilbe den Ton; z. B. vermuthlich, Schönheit, Größe, väterlich, begleiten.

3) Bei den zusammengesetzten Wörtern hat das Bestimmungswort, oder das erste, den Ton, nicht das Grundwort oder das letzte Wort; z. B. Taubenhaus, Rathhaus, Haustaube, Hausrath, Großvaterstuhl.

Allein für die Betonung der Fremdwörter ist keine bestimmte Regel; man muß sie aus dem Gebrauche richtig betonen lernen. Z. B. Soldat, Kanone, Cuirassier. *)

2. Redetheile.

In einem Lande wohnen viele Tausend Menschen. Um sie von einander zu unterscheiden, hat man ihnen nicht nur verschiedene Namen gegeben, sondern sie auch in verschiedene Classen gebracht; z. B. hinsichtlich ihres Standes und Gewerbes sind sie Soldaten, Gerichtspersonen, Geistliche, Schullehrer, andere Beamten, Bauern, Fabrikanten, Handwerker, Kaufleute, Gastwirthe, Dienstboten und Tagelöhner. — Die Sprache hat auch eine Menge Wörter, diese klingen sämmtlich mehr oder weniger von einander verschieden; aber man bringt sie noch in verschiedene Classen, die man Redetheile nennt. Diese muß man kennen lernen; denn wenn man die Wörter in sprachlicher Hinsicht nicht zu unterscheiden vermag, so kann man viele Sprachregeln nicht fassen.

Es gibt Hauptwörter, Geschlechtswörter. Ferner — Eigenschaftsw., Zeitw., Umstandsw., Vorw., Bindewörter und Empfindungslaute.

Ein Hauptwort ist leicht von allen andern Redetheilen zu unterscheiden. Man kann Eins der Ge

*) Gib von allen Wörtern, die sich in dem Lesestücke Pag. 145 befinden, an, welche Silbe und aus welchem Grunde dieselbe zu betonen sei.

schlechtswörter — der, oder die, oder das, oder ein, oder eine — vorsetzen. Kann man alle drei vor ein Wort setzen, so ist ein solches ein Eigenschaftswort. Dies letztere gibt eine Eigenschaft des Hauptworts an, und man kann es nur verstehen, wenn noch ein Hauptwort dahinter steht; das Hauptwort aber, welches den Namen einer Person oder Sache angibt, ist an und für sich selbst verständlich. Welche von folgenden Wörtern sind Hauptwörter? Welche Eigenschaftswörter? — Schnee. Weiß. Glänzend. Hagel. Bunt. Kugelförmig. Himmel. Trübe. Wolkig. *)

Ein Zeitwort erkennt man daran, daß man die Wörter ich, oder du, oder er vorsetzen, und daß man es nach verschiedenen Zeiten abändern kann. Sprechen, singen — sind Zeitwörter; denn man kann nicht bloß sagen: ich spreche, oder du singst, sondern auch von der Vergangenheit sagen: du sprachst, ich sang. — In dem Ausrufe: Ich Unglücklicher! — ist Unglücklicher kein Zeitwort; man kann zwar ich, oder du, oder er vorsetzen, aber durch das Wort nicht die Vergangenheit ausdrücken. **)

Ein Umstandswort gibt einen Umstand beim Zeitwort, oder bei einem Eigenschafts- oder andern Umstandsworte an; z. B. ich spreche leise, und nicht laut; ich laufe schnell, und nicht langsam; eine Feuersbrunst gewährt einen schrecklich schönen Anblick. Ich liebe Dich recht herzlich. ***)

---

*) Suche alle Haupt- und Eigenschaftswörter in dem Lesestücke Pag. 145 auf, und gib jedes der ersten mit dem dazu gehörigen Geschlechtsworte der, oder die, oder das an! — Nenne Jeder aus dem Kopfe 6 Hauptwörter, jedes mit seinem Geschlechtsworte und einem dazu passenden Eigenschaftsworte, z. B. der schöne Garten, die bunte Wiese, das kühle Wäldchen.

**) Suche alle Zeitwörter in dem Lesestücke Pag. 145 auf, und gib sie an, ohne daß Du eine Person bestimmst; z. B. war von sein, thun, müßte von müssen, that von thun, bekam von bekommen, schickte von schicken.

***) Suche die Umstandswörter Pag. 145 auf und gib an, ob sie zum Zeitwort, oder zum Eigenschafts-, oder zu einem andern Umstandsworte, gehören. — Bilde Jeder 4 kleine Sätze zu einem der folgenden Zeitwörter und wähle ein passendes Umstandswort dazu: Schlagen, stechen, sich freuen, es regnet, blühen, reisen, stehen. Z. E. Den Esel muß man derb schlagen.

Ein Vorwort gibt einen Umstand beim Hauptworte an, z. B.: ich stehe **vor** und nicht **hinter** der Thür. Ich komme bald **zu** dem Vater und bleibe lange **in** der Stadt. *)

Ein Fürwort steht statt eines Hauptworts und gibt zugleich an, ob der Sprechende von sich, oder von dem, mit welchem er sich unterhält, oder von einer dritten Person redet, oder ob er auf etwas hinweist. **Ich, du, er, wir, ihr, sie, welcher, derjenige, dieser, jener, mein, dein, sein,** auch oft **der, die** oder **das** sind solche Fürwörter. **)

Bindewörter verbinden einzelne Wörter und Sätze, z. B. **und, auch, als, theils theils, entweder oder, weder noch, aber, doch, dennoch, so, daher, deswegen, darum, denn, zwar, wol, sonst.** ***)

Empfindungslaute, welche überall in die Rede eingeschoben werden können, also bald **vorn,** bald *in der Mitte,* bald am *Ende* stehen und bloß die *Empfindung* verstärken sollen, z. B.: **Ah! aha! o! ha! ei! he! o weh! ach! au! huhu! pfui! hui! hihi! husch! knacks! piff! paff! tausend!** ****)

---

*) Suche alle Vorwörter auf, die sich Pag. 145 finden. — Bilde Jeder 6 kleine Sätze mit einem der folgenden Vorwörter: Anstatt, jenseit, aus, wider, mit, vor, auf, durch, ohne. Z. E. Anstatt des Geldes bekommt mein Bruder Kleidung.

**) Jeder bilde 2 Sätze mit einem der angegebenen Fürwörter. Z. E. Ich und Du, wir gehen alle Tage in die Schule. — Suche alle Fürwörter auf, die sich Pag. 145 finden.

***) Suche alle Bindewörter Pag. 145 auf und gib an, welche Wörter oder welche Sätze sie verbinden. — Jeder stelle 2 Sätze auf mit einem der oben angegebenen Bindewörter.

****) In dem Lesestücke: Der Fischreich sind 7 Empfindungswörter. Suche sie auf. — Jeder bilde zwei Sätze, in deren jedem eins der oben angegebenen Empfindungswörter vorkommt.

Um auf einmal die Kinder mit den Redetheilen ganz vertraut zu machen, gebe der Lehrer ihnen noch mehr Anschauungen, etwa auf folgende Manier: Schlagt auf, Kinder, das Lesestück mit der Ueberschrift **schädlich,** Pag. 127 — Du, A, — das erste Kind — lies Wort für Wort ganz langsam vor und halte nach jedem Worte eine Zeitlang ein. Von den folgenden 9 Kindern soll jedes nur die Wörter in der ganzen

3. Vom Reichthum unserer Sprache im Allgemeinen.

Ein Mann hatte viel Silbergeld, aber auch manches Goldstück und einige Edelsteine. Schon das Silbergeld machte ihn zum reichen Manne, aber noch mehr das Gold und die Menge der Edelsteine. Mit einem Goldstück oder einem Edelsteine konnte er sich schon Vieles kaufen.

Auch unsere Sprache besitzt einen großen Reichthum. Sie hat zwar wenig Buchstaben, aber durch ihre verschiedene Zusammensetzung kann man viele Silben bilden.

Unsere Sprache hat sehr viel Wörter. Aber deren Menge macht noch nicht ihren größten Reichthum aus. Dieser zeigt sich in vielen andern Stücken. Hängt man an vorhandene Wörter nur eine Silbe, oder einen Buchstaben, oder setzt man eine Silbe davor, so bekommt das Wort gleich eine andere Bedeutung.

Ein jeder Besitzer von Gold oder Edelsteinen muß ihren Werth kennen und wohl wissen, wie viel man damit anfangen könne.

Wir wollen nun auch die einzelnen Buchstaben und Silben kennen lernen, durch welche man ganz neue Vorstellungen und vielerlei Beziehungen in der Sprache andeutet.

Wir wollen das an mehreren Wörtern bei den einzelnen Redetheilen ersehen.

4. Reichthum der Sprache bei den Haupt- und Geschlechtswörtern.

1) Der Vater, die Väter. Die Mutter, die.

Vorlesung zu beachten haben, welche zu dem ihm angewiesenen Redetheile gehören, und soll das vorgelesene Wort nochmals angeben und auch den Redetheil nennen. A lies't: Karl; B ruft: Karl ist ein Hauptwort; — A hatte; E — hatte ist ein Zeitwort, von haben; — A sich; H: sich ist ein Fürwort von er; — A an; G: an ist ein Vorwort; — A einem; C: einem ist ein Geschlechtswort u. s. w.

Die Bekanntschaft mit den Redetheilen ist keinesweges das Ziel der Sprachlehre, sondern soll nur für den folgenden Unterricht in derselben befähigen. Sie soll nur den Grund legen; das eigentliche Gebäude bestehe in den spätern Artikeln.

Mütter. Der Sohn, die Söhne. Das Auge, die Augen. Der Mensch, die Menschen. Die Frau, die Frauen. Welche kleine Veränderungen, und dennoch spricht das Wort nicht mehr von Einem, sondern von Mehren. Zuerst stand die Einheit, darauf die Mehrheit.

2) Meines Bruders, meinem Bruder, meinen Bruder. Diese Ausdrücke kommen her von den zwei Wörtern: mein Bruder; werden Ein oder zwei Buchstaben dazu gesetzt, so hat das Wort eine andere Beziehung. Wenn ich von meinem Bruder selbst reden will, so sage ich: Mein Bruder ist glücklich. — Spreche ich aber von einem Hause und will ich andeuten, *daß* mein Bruder der Besitzer desselben sei, so kann ich das mit einem einzigen angehängten es oder s thun, nemlich das Haus meines Bruders. — Will ich aber anzeigen, daß unser Vater, der es verschenkt hatte, es gerade ihm gegeben, daß also der Bruder der Empfänger *gewesen*; so bedarf ich dazu nur der Buchstaben em, *indem ich* sage: Der Vater hat es meinem Bruder *geschenkt*. — Wird er endlich von einem schlechten Menschen erschlagen, und will ich angeben, daß er erschlagen sei und nicht den andern getödtet habe, so brauche ich nur zu sagen: Ein schlechter Mensch erschlug meinen Bruder. Es ist jetzt kein Mißverständniß möglich, aber der Gedanke würde dunkel bleiben, wenn ich nicht en an mein hängte und ich bloß sagen könnte: Ein schlechter Mensch hat mein Bruder erschlagen. — Spreche ich aber: Schlechte Menschen haben meinen Bruder erschlagen, so merkt man aus dieser kleinen Veränderung, daß Mehre über ihn hergefallen sind.

Die vollständige Abänderung ist diese:

Einheit.

1. Fall: Mein Bruder spielt Ball.
2. Fall: Das Spiel meines Bruders.
3. Fall: Meinem Bruder gefällt das Ballspiel.
4. Fall: Ich sehe meinen Bruder Ball spielen.

Mehrheit.

1. Fall: Meine Brüder spielen Ball.
2. Fall: Das Spiel meiner Brüder.
3. Fall: Meinen Brüdern gefällt das Spiel.

4. Fall: Ich sehe meine Brüder Ball spielen. *)

3) Haus, Häuschen. Bild, Bildchen. Fritz, Fritzchen. Frau, Fräulein. Buch, Büchlein. — Die Silbe chen oder lein verkleinert, und wenn eine solche kleine Silbe angehängt ist, so merkt man gleich, daß der Gegenstand klein sei, oder daß mit Vertraulichkeit gesprochen werde.

4) Der Bauer, die Bäuerin. Der König, die Königin. Der Wolf, die Wölfin. — Die Silbe in, so klein sie auch ist, zeigt das weibliche Geschlecht an.

5) Das Judenthum, die Judenschaft. Das Christenthum, die Christenheit. Das Ritterthum, die Ritterschaft. — Hier sind dieselben Stammwörter; aber die Endsilben sind verschieden, und die Wörter bedeuten etwas Verschiedenes. Das Judenthum, das Christenthum beziehen sich auf die eigenthümlichen Lehren dieser Religionen, das Ritterthum auf die eigenthümlichen Grundsätze und Sitten der Ritterzeit, oder es drückt ein Schloß aus, welches ein Ritter besitzt oder besessen hat. Unter der Judenschaft, der Christenheit und der Ritterschaft versteht man aber alle Leute, die dazu gehören. — Ist es nicht bewundernswerth, daß man mit kleinen Silben so Vielerlei ausdrücken kann!

6) Der Band eines Buchs; das Band am Kleide. Der Chor der Sänger; das Chor, ein Theil der Kirche. Der Lohn oder die Belohnung; das Lohn des Arbeiters. Der Mast oder Mastbaum; die Mast des Viehes. Der Schild zur Beschützung; das Schild zum Aushängen. Der See oder Landsee; die See oder das Meer. Der Zeug, ein gewirkter Stoff zu Kleidern; das Zeug, z. B. Werkzeug, Tischzeug, dummes Zeug. — Hier ist immer dasselbe Wort, aber mit zweierlei Geschlechtswörtern, so daß dadurch eine doppelte Bedeutung entsteht.

---

*) Verändere nach dem Obigen: Dein Auge; unser guter Lehrer; der große Thurm; ein schönes Haus; ein breiter Fluß.

Mache solche Veränderungen noch an folgenden Sätzen: Unser König ist ein Vater seine Unterthanen; er sorgt für das Recht und hält der Feind von seine Länder ab. Der König verdanken wir die Sicherheit und der Wohlstand.

7) Einige Wörter lauten in der Mehrheit etwas verschieden und bekommen dadurch eine ganz verschiedene Bedeutung. — Die Lichter, der Schein, z. B. die Lichter des Himmels; die Lichte aus Talg, oder Wachs. Die Schilde zur Beschützung; die Schilder zum Aushängen. Worte, zusammenhangende Reden, z. B. die Bibel enthält Worte des Lebens; Wörter, einzelne Sprachtheile, z. B. auf mancher gedruckten Seite stehen 400 Wörter. Die Zolle, ein gewisses Maß; Zölle, Abgaben. Fuße, ein Maß; Füße, Theile des Körpers. Tücher, z. B. Halstücher; Tuche, verschiedene Arten des Wollentuchs; z. B. jener Kaufmann hat schöne Tuche. Menschen; aber Menscher sind verächtliche Weibspersonen. Laden, Fensterladen; Läden oder Kramläden.

8) Unsere Sprache hat zweierlei Geschlechtswörter: der, die, das und ein, eine. Auch das ist ein Reichthum der Sprache; denn man kann dadurch etwas ganz Verschiedenes ausdrücken. — Auf der Straße ist ein Mohr. Es hat ein Mann einen Brief gebracht. Der Mohr kommt herein. Der Mann verlangt für den Brief ein Trinkgeld. — In den beiden ersten Sätzen ist der Mohr, der Brief und der Mann nicht bekannt, ich habe von denselben noch nicht gesprochen. In den beiden letzten Sätzen werden der Mohr, der Mann und der Brief schon als bekannt aus der frühern Rede dargestellt.

9) Der Mensch ist sterblich. Das Klavier ist ein Saiteninstrument. Die Orgel tönt stärker, als die Handflöte. —

In diesen Sätzen drückt das Geschlechtswort der, die, das die Allgemeinheit aus, und es bedeuten diese Sätze so viel wie: Alle Menschen sind sterblich, alle Klaviere sind Saiteninstrumente, jede Orgel tönt stärker, als jede Handflöte.

10) Vor Eigennamen setzt man zwar in der Regel kein Geschlechtswort. Man sagt gewöhnlich: Wilhelm und Franz sind da. Zuweilen steht aber auch vor Eigennamen ein Geschlechtswort, man sagt: Der Ludwig ist viel unreinlicher, als die Lotte. Der Karl rauft sich mit allen Knaben. — Man kann in den vorgesetzten Wörtchen gleich die Sprache der Vertraulichkeit, oder den Ton Verachtung hören.

11) Dein Bruder ist ein Goliath, d. h. er ist so groß und stark, wie Goliath. Jener General ist ein Blücher, d. h. ein solcher Feldherr, wie er. Dieser Bischof ist ein Leo, d. h. ein so kräftiger Mann, wie der Papst Leo war. — Das Geschlechtswort ein kann also auch eine Aehnlichkeit ausdrücken. In der Mehrheit bedient man sich zu demselben Zwecke aber des Geschlechtsworts die, z. B. die Salzmanne, d. h. Erzieher, wie Salzmann, die Friedriche, d. h. Könige, wie Friedrich der Große, sind selten.

12. Das Wörtchen ein kann die Zahl, oder das Geschlechtswort ausdrücken. Im ersten Falle gebraucht man einen großen Anfangsbuchstaben; oder unterstreicht es. Welch' ein kleines Mittel zur leichtern Verständlichkeit!

5. Reichthum der Sprache in den Fürwörtern.

1) Die Fürwörter haben ihren Namen daher, daß sie für ein Hauptwort oder statt desselben stehen; sie drücken aber noch etwas ganz Anderes aus. — Wenn ich Karl heiße und mit einem Knaben Fritz rede, auch eines dritten Knaben erwähne, an welchen ich meine Rede gerade nicht richte, wenn er auch anwesend ist, so gebrauche ich die Fürwörter ich, du, er; z. B. Ich will mit Dir Ball spielen: Heinrich aber soll nicht mit spielen. Er zankt immer. — Wie schleppend würde es klingen, wenn ich jedesmal die Namen nennen und sagen wollte: Karl will mit Fritz spielen; Heinrich soll nicht mit spielen. Heinrich zankt immer. — Jene Fürwörter drücken aber auch aus, daß Karl der Redende ist, daß an Fritz die Rede gerichtet wird und daß man von einem Dritten etwas sagt.

Kleine Kinder, welche noch nicht den Gebrauch solcher Fürwörter kennen, sprechen von sich und dem Andern, mit welchem sie reden, in der dritten Person. Z. B. wenn der Knabe Karl heißt und mit Luisen redet, so sagt er: Karl bittet sich ein Stückchen Brod aus; Luise wolle Karl das Brod geben. — Wir aber wollen uns freuen, daß wir sagen können: Ich bitte mir ein Stückchen Brod aus. Du wollest es mir geben. — Das ist nicht bloß kürzer, sondern es zeigt auch an, daß gerade der Sprechende hungrig ist, daß die Person, an

welche ich die Rede richte, die milde Geberin sein soll, und daß ich den Gegenstand, auf welchen sich das Wörtchen es bezieht, schon erwähnt habe.

2) Sehr viel können wir kurz und schön durch das Fürwort welcher ausdrücken. —

Da der anhaltende Regen die Wege sehr verderbt hat, so sind sie fast grundlos. — Die Wege, welche durch den anhaltenden Regen sehr verderbt sind, sind fast grundlos.

Obgleich der Esel im Allgemeinen verachtet wird, so schätzt man ihn doch sehr in gebirgigen Gegenden; denn er geht selbst da sehr sicher. — Den Esel, welchen man im Allgemeinen verachtet, schätzt man sehr in gebirgigen Gegenden, in welchen er einen sichern Schritt hält.

Mein Vater ist schon lange todt. Daher erinnere ich mich seiner nur noch dunkel. — Meines Vaters, welcher schon lange todt ist, erinnere ich mich nur noch dunkel.

Offenbar steht hier das Fürwort welcher statt der Bindewörter da, obgleich, so, denn und daher.

3) Jener und dieser sind auch Fürwörter, mit welchen wir, wenn auch nur in Gedanken, auf etwas hinzeigen. — Ich habe zwei Brüder: Franz und Karl. Jener ist älter, dieser jünger, als ich.

6. Reichthum der Sprache in den Eigenschaftswörtern.

1) Heilsam ist eine Arznei, welche heilen kann; furchtsam ein Mensch, welcher sich fürchtet; aufmerksam ein Mensch, welcher aufmerkt.

Heilbar eine Wunde, die geheilt werden kann; furchtbar das, was gefürchtet wird; merkbar das, was leicht bemerkt wird.

Die Silben sam und bar geben also diesen Wörtern eine ganz verschiedene Bedeutung.

2) Ein steinerner Tisch ist ganz von Stein; eine hölzerne Bank, ein kupferner Kessel.

Ein steiniger Acker, in welchem viele Steine sind. Eine holzige Gegend, in welcher viel Waldung, ein kupfriger Stein, in welchem viele Kupfertheilchen sind.

Eine steinichte, holzichte Birne, welche mit den Steinen wegen ihrer Härte, mit dem Holze, wegen ihrer Saftlosigkeit; eine kupfrichte Nase, welche mit dem Kupfer wegen ihrer Farbe viel Aehnlichkeit hat.

Die Endigungen ern, ig und icht sind also sehr bedeutend, und es ist ein großer Unterschied zwischen wolkig und wolkicht, holzig und holzicht, mehlig und mehlicht. Welcher Unterschied? *)

3) Kindlich gesinnt sein, sich kindisch freuen, weibliche Kleidung, weibische Zaghaftigkeit, herrisches, stolzes Wesen. — Die Silbe isch zeigt manchmal etwas Verächtliches an, lich nur jede andere Aehnlichkeit. Manchmal verkleinert die Silbe lich, z. B. krank, kränklich, gelb, gelblich, lang, länglich.

4) Ein achtjähriges Kind zählt 8 Lebensjahre, ein viertägiger Jahrmarkt währt 4 Tage; bei einstündigem Warten habe ich Eine Stunde verweilt. — Eine jährliche Reise aber mache ich alle Jahre, ein täglicher Gast kommt alle Tage. Kinder besuchen mich stündlich oder alle Stunden.

Der gläubige Christ, die glaubliche Nachricht. Ein geistliches Buch, geistige Getränke. — Hier verändern die Silben ig und lich den Sinn.

5) Außer diesen Silben gibt es noch andere, vermittelst deren Anhängung an ein Stammwort ein Eigenschaftswort gebildet wird. Welches sind die angehängten Silben in folgenden Wörtern? Der wahrhafte, glaubhafte Mann. — Der feindselige Mensch, der glückselige Christ. Die reifenden Früchte. Das gereifte Obst, das geliebte Kind.

6) Ich bin alt, Du bist älter, und Bruder Heinrich ist der älteste von uns drei Geschwistern. Ein langer Tisch, eine längere Bank, die längste Tafel. Der edle Mann, die edlere Frau, der edelste Fürst. Man sieht aus diesen Beispielen, daß man durch die Buchstaben er und st die Eigenschaftswörter steigern und eine Vergleichung mit zweien oder vielen anstellen könne.

Nur wenige Eigenschaftswörter werden auf eine andere Art gesteigert, nemlich: Die guten Kinder, die bessern Kinder, die besten Kinder. Das viele Geld, mehr Geld, das meiste Geld.

7) Auch die Zahlwörter rechnet man zu den Eigenschaftswörtern.

---

*) Verbinde diese Wörter richtig mit Hauptwörtern, und gib ihren Sinn an.

Zwei Leute, der zweite Mann; sechs Aepfel, der sechste Apfel.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß man vermittelst der Silbe te die Grundzahl in eine Ordnungszahl verwandeln könne.

8) Ein Zweier, ein Dreier, ein Zehner; einmal, zweimal; einfach, zweifach; der Zwilling, der Drilling; einerlei, zweierlei; ein Zweitel, ein Drittel, ein Zehntel. — Das alles sind Wörter, welche von zwei, drei und zehn herkommen und durch die angehängten Silben sämmtlich etwas anders bedeuten. Welch' ein Reichthum in der Sprache, die mit einigen wenigen Buchstaben einem Worte eine andere Bedeutung geben kann und die doch dabei regelmäßig verfährt, so daß dieselbe Silbe dem Zahlworte jedesmal eine ähnliche Bedeutung verschafft.

9) Wenn nur zwei da sind oder zwei zusammen gehören, so hat die Sprache dafür ein eigenes Wort: beide. Z. B. mein Vetter hat im Kriege beide Augen verloren. Wie viel Verse wird ein Lied haben, wenn gesagt wird: Wir wollen beide Verse singen? und wie viel, wenn angekündigt wird: Vor der Predigt sollen die beiden ersten Verse, und nach der Predigt die beiden letzten Verse gesungen werden?

7. Reichthum der Sprache in den Zeitwörtern.

1) Die Sprache zeigt sich besonders reich in den Zeitwörtern. Es gibt nicht bloß viel Zeitwörter, sondern sie lassen sich auch auf mancherlei Art verändern und drücken dann immer etwas Anders aus.

Ich liebe
du liebst
er liebt
wir lieben
ihr liebet
sie lieben.

Nicht bloß die vorstehenden Fürwörter zeigen die Personen und die Einheit oder Mehrheit an, sondern auch die verschiedenen Endungen des Zeitworts. Welches sind die Endungen?

2) Ich liebe
ich liebte.

Wiederum eine kleine Aenderung, durch welche die Vergangenheit ausgedrückt wird.

3) Ich liebte | Ich ging
ich habe geliebt | ich bin gegangen
ich hatte geliebt. | ich war gegangen.

Das sind gar dreierlei Formen für die Vergangenheit; jedoch von eben so vielfacher Bedeutung, z. B.: Nachdem ich abgereis't war, kam mein Bruder. Ich war abgereis't, ist früher gewesen, als mein Bruder gekommen ist.

Ich erblickte Dich, als Du in den Garten gegangen warst. Du warst in den Garten gegangen, ist früher gewesen, als daß ich Dich erblickte.

Besonders in dem erzählenden Tone gebrauche ich die erste Vergangenheit z. E.: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Mein Vater starb sehr sanft. Der König besiegte die Franzosen bei Roßbach. — Ein Anderer fragt mich aber: Wie ist Dein Vater gestorben? — Wir fragen einen Soldaten, welcher aus dem Treffen kommt: Habt Ihr gesiegt, und er erwiedert: Wir siegten.

4) Ich werde schlafen
Ich werde geschlafen haben

sind beides Ausdrücke für die Zukunft; man kann den letztern Ausdruck aber nur dann brauchen, wenn die eine Sache früher geschehen wird, als die andere. Z. B. ich werde diese Nacht gut schlafen; denn ich bin sehr ermüdet. Ich werde schon ausgeschlafen haben, wenn Du Dich niederlegen wirst. Mein Ausschlafen wird nemlich eher statt finden, als Dein Niederlegen. — Ich werde eher aus der Fremde zurückgekehrt sein, als Du die Schule verlassen wirst. Meine künftige Rückkehr wird ja eher statt finden, als Du die Schule verlässest.

5) Die Zeitwörter werden jedoch nicht auf einerlei Art abgewandelt, sondern mannichfaltig, was für das Ohr sehr angenehm ist. Es klingen nun die Zeitwörter nicht einförmig.

Einige Zeitwörter gehen ganz einerlei und heißen deswegen regelmäßig. Z. B. ich frage, du fragst, er fragt, ich fragte, ich habe gefragt. *)

*) Wandle folgende Zeitwörter darnach ab: Achten, ehren, lieben, klagen, lachen, weinen, spotten.

6) Aber andere gehen *unregelmäßig*, z. B: Ich bitte, ich bat, ich habe gebeten. Ich bleibe, ich blieb, bin geblieben. Ich breche, du brichst, ich habe gebroch[en]. Kleine Kinder wissen solche Wörter noch nicht ric[htig] abzuwandeln, und sagen: Ich bittete, ich habe gebitt[et]; aber *Du* weißt es.

Deswegen wandle folgende Wörter ab: Denken, dreschen, dürfen, empfangen, empfehlen, empfinden, essen, fahren, finden, fliehen, frieren, geben, gehen, gelten, gleichen, graben, haben, hauen, heben, heißen, helfen, kennen, kneifen, kommen, können, kriechen, lassen, laufen, leihen, lesen, liegen, mahlen (in der Mühle), meiden, melken, mögen, müssen, nehmen, nennen, pfeifen, pflegen (Liebe und Freundschaft), reißen, rufen, saugen, schreien, schlafen, schlagen, schleichen, schreiben, schreien, schweigen, schwimmen, schwören, sehen, senden, sein, singen, sitzen, spinnen, sprechen, springen, stehen, stehlen, sterben, stoßen, streichen, thun, tragen, treffen, treiben, treten, vergessen, verlieren, wachsen, waschen, werfen, wissen, wollen, ziehen, zwingen.

Bei allen diesen Zeitwörtern liegt die Unregelmäßigkeit *in der Veränderung des Selbstlauters*, und darin, daß sich die Vergangenheit: ich habe oder ich hatte gedroschen, *nicht auf t endigt*, wie bei dem Worte: ich habe geliebt.

7) Der Vater sagt zu mir: *Du sollst* auf den Markt gehen. — Der Vater sagte mir, *ich sollte* auf den Markt gehen.

Ich habe Dir erzählt: Einst *bin ich* aus einem hohen Fenster gestürzt. — Ich habe Dir erzählt, *ich sei* aus einem hohen Fenster gestürzt.

Ich hoffe: *Du wirst* Dein Versprechen halten. — Ich hoffe, *Du werdest* Dein Versprechen halten.

Ich glaube: Morgen *wird* es schönes Wetter. — Ich glaube, es *werde* morgen schönes Wetter.

Ich dachte: Franz wird mich heute besuchen. — Ich dachte, Franz würde mich heute besuchen.

Gestern erzähltest Du mir: Ich habe zwei Kameele auf der Straße gesehen. — Gestern erzähltest Du mir, Du hättest zwei Kameele gesehen.

In jedem Absatze wird ein und dasselbe auf zweierlei Art aufgestellt. Das eine Mal wird das, was gesagt, gedacht, gehofft ist, mit den *nämlichen Worten* ange-

ben; das zweite Mal aber nicht wörtlich. Für die ht wörtliche Darstellung, auch für den Wunsch und die dingte Rede hat das Zeitwort eine besondere Form: h sei, ich wäre, du werdest, ich würde. — Ich solle, ich llte, er habe gesollt. — Er schlage, ich schlüge, er würde schlagen haben.

Wenn nun die unbestimmte Sprechart gebraucht wird, kann man gleich merken, daß eine Meinung, eine Rede, n Wunsch angegeben werden solle. *)

8) So reich die Sprache bei der Abänderung der Zeitörter ist, eben so reich ist sie auch bei der Bildung neuer eitwörter. Es werden Silben vorgesetzt oder angehängt, ich werden manche Buchstaben in der Mitte verändert, t dem Zeitworte einen andern Sinn zu geben.

A Vorsilben.

(Ge). Ich brauche Geld oder ich habe es nöthig. Ich ebrauche mein Geld gut oder ich wende es gut an. — ch friere oder empfinde Kälte. Das Wasser gefriert oder ird zu Eis. — Ich rathe Dir das Beste. Du bist in efahr gerathen. — Das Faß rinnt oder läßt das Wasser hren; das Wasser rinnt oder fließt vom Dache. Die Milch gerinnt oder wird dick.

(Be). Ich falle auf die Erde. Es befällt mich Uebelit. — Ich weine über den Tod des Vaters. Ich beweine n Tod des Vaters. —

(Er; u. Ver). Ich bitte Dich um Geld. Ich erbitte ir Geld von Dir. Ich verbitte mir das Scheltwort. — h kaufe das Haus; Du verkaufst es mir. — Ich erlerne e Sprache. In der Zukunft werde ich das Rechnen icht verlernen. —

(Ent). Ich färbe das Tuch. Die Rose und der entdeckte belthäter entfärben sich oder werden blasser. — Ich ufe nach Hause. Karl ist seinem Meister entlaufen.

---

*) Verändere folgende Sätze in die nicht wörtliche Rede und bediene Dich der unbestimmten Sprechart: Ich weiß: Es ist ein Gott. — Mein Vater sagte mir bei meiner Abreise: Vertraue auf Gott, er wird Alles wohl machen. — Ich denke im Glück: Es kommt vom Herrn. — Ich hoffe in der Noth: Mein Schicksal wird sich ändern und Gott wird mir nicht mehr auflegen, als was ich zu tragen vermag.

wort erfolgen, welche vollständig so lautet: **Ich habe heute Einen Thaler auf dieser Straße gefunden.** Allein ich werde jedesmal meine Rede anders betonen, und bald das erste, bald eins der folgenden Wörter mit der Stimme ausheben. *)

Eben so läßt sich jeder andere Satz in viele Fragen auflösen, oft in so viel, wie Wörter da sind, und jedesmal wird die nicht abgekürzte Antwort dieselbe sein, nur, daß man sie anders betont. — Zu dem richtigen Fragen gehört freilich viel Uebung, aber desto leichter ist es, die Antwort gut zu betonen. Hier sind noch einige Sätze. Betrachtet sie zuerst **nicht** im Zusammenhange unter einander, und Euer lieber Lehrer möge jeden Satz in Fragen auflösen, oder wenn ein oder der andere von Euch das Kunststück wagt, so möge es einer von Euch versuchen; jedoch antwortet nie mit Ja oder Nein, sondern, wie unten aufgestellt wird, in **vollständigem** Satze. Strebt, die Antwort zu betonen, wie es sich auf die jedesmalige Frage paßt.

Im Gasthofe ist ein Elephant für Geld zu sehen.

Dem muß ich einen Besuch machen. Mein lieber Vater wird sich erbitten lassen, mir Einen Groschen dazu zu geben.

Ein solcher Herr kommt gar selten in unsere Stadt.

Er ist viel größer, als ein Ochse.

Er soll einen langen Rüssel haben und viel Kunststücke machen können.

Wenn der wollte, der könnte es mit uns Allen aufnehmen.

Aber er ist so fromm, wie ein Lamm.

Wenn man diese Sätze aber **im Zusammenhange** mit einander betrachtet, so lassen sich freilich für jeden nur Eine oder zwei Fragen aufwerfen, und es lassen sich nur diejenigen Wörter betonen, welche ein Strichelchen

*) Neun Kinder mögen nach einander fragen, und das 10te sei der glückliche Finder und möge jedem Frager **vollständig** und mit der richtigen Betonung antworten.

) Wenn ich an die Thür klopfe, so rufts drinnen: rein! — und ich gehe hinein. — Ich gehe in der Stadt her: ein Handwerksbursche zieht in den Ländern um, d. h. bald nach dieser, bald nach jener Richtung. y gehe herum, d. h. um die ganze Stadt. — Ich wohne Westphalen und Paris liegt in Absicht des Rheins — seits. Der Franzose aber müßte sagen, wenn er deutsch ·äche: Wesel liegt jenseits.

Die Sprache ist so reich, daß man aus diesen Umstands- rtern errathen kann, wo sich der Sprechende befinde.

3) Karl hat nicht oft den Birnbaum besucht. Nicht rl hat oft den Birnbaum besucht. Nicht den Birn- am hat Karl oft besucht. Karl hat oft den Birn- am nicht besucht.

Jeder von diesen Sätzen hat einen verschiedenen Sinn. d ihn an!

Die Sprache bedient sich hier nicht verschiedener Ausdrücke, ndern sie stellt nur das Wort — nicht — unmittelbar r das Wort, welches hauptsächlich verneint werden soll.

9. Reichthum der Sprache in den Vorwörtern.

1) Damit man gleich wisse, zu welchem Haupt- oder rworte ein Vorwort gehöre, so bewirkt das Vorwort Abänderung jener Wörter oder es regiert das Vor- rt einen gewissen Fall.

Wenn man im ersten Falle sagt: Der Mann, die au, das Kind, ich, du, er und in der Mehrheit: Die änner rc., wir, ihr, sie.

So heißt der zweite Fall: Des Mannes, der Frau, des ndes; meiner, deiner, seiner und in der Mehrheit: Der änner rc., unsrer, eurer, ihrer.

Der dritte Fall: Dem Manne, der Frau, dem Kinde; r, dir, ihm, und in der Mehrheit: Den Männern rc., , euch, ihnen.

Und der vierte Fall heißt: Den Mann, die Frau, das d; mich, dich, ihn, und in der Mehrheit: Die Män- r rc., uns, euch, sie.

2) Die Vorwörter regieren verschiedene Abände- ngen und diese Mannigfaltigkeit ist dem Ohre angenehm; bisweilen sogar zur größern Deutlichkeit erforderlich.

Folgende regieren den zweiten Fall: Anstatt, diesseit,

betont, nur nicht die Geschlechtswörter der, die, das und ein, eine; z. B.: Gib mir den Bleistift und die Feder. Es steht ein Mann draußen.

2) Bei mehrsilbigen Wörtern hat die Stammsilbe, also nicht die Vor- oder Nachsilbe den Ton; z. B. vermuthlich, Schönheit, Größe, väterlich, begleiten.

3) Bei den zusammengesetzten Wörtern hat das Bestimmungswort, oder das erste, den Ton, nicht das Grundwort oder das letzte Wort; z. B. Taubenhaus, Rathhaus, Haustaube, Hausrath, Großvaterstuhl.

Allein für die Betonung der Fremdwörter ist keine bestimmte Regel; man muß sie aus dem Gebrauche richtig betonen lernen. Z. B. Soldat, Kanone, Cuirassier. *)

2. Redetheile.

In einem Lande wohnen viele Tausend Menschen. Um sie von einander zu unterscheiden, hat man ihnen nicht nur verschiedene Namen gegeben, sondern sie auch in verschiedene Classen gebracht; z. B. hinsichtlich ihres Standes und Gewerbes sind sie Soldaten, Gerichtspersonen, Geistliche, Schullehrer, andere Beamten, Bauern, Fabrikanten, Handwerker, Kaufleute, Gastwirthe, Dienstboten und Tagelöhner. — Die Sprache hat auch eine Menge Wörter, diese klingen sämmtlich mehr oder weniger von einander verschieden; aber man bringt sie noch in verschiedene Classen, die man Redetheile nennt. Diese muß man kennen lernen; denn wenn man die Wörter in sprachlicher Hinsicht nicht zu unterscheiden vermag, so kann man viele Sprachregeln nicht fassen.

Es gibt Hauptwörter, Geschlechtswörter. Ferner — Eigenschaftsw., Zeitw., Umstandsw., Vorw., Bindewörter und Empfindungslaute.

Ein Hauptwort ist leicht von allen andern Redetheilen zu unterscheiden. Man kann Eins der Ge-

---

*) Gib von allen Wörtern, die sich in dem Lesestücke Pag. 145 befinden, an, welche Silbe und aus welchem Grunde dieselbe zu betonen sei.

schlechtswörter — der, oder die, oder das, oder ein, oder eine — vorsetzen. Kann man alle drei vor ein Wort setzen, so ist ein solches ein Eigenschaftswort. Dies letztere gibt eine Eigenschaft des Hauptworts an, und man kann es nur verstehen, wenn noch ein Hauptwort dahinter steht; das Hauptwort aber, welches den Namen einer Person oder Sache angibt, ist an und für sich selbst verständlich. Welche von folgenden Wörtern sind Hauptwörter? Welche Eigenschaftswörter? — Schnee. Weiß. Glänzend. Hagel. Bunt. Kugelförmig. Himmel. Trübe. Wolkig. *)

Ein Zeitwort erkennt man daran, daß man die Wörter ich, oder du, oder er vorsetzen, und daß man es nach verschiedenen Zeiten abändern kann. Sprechen, singen — sind Zeitwörter; denn man kann nicht bloß sagen: ich spreche, oder du singst, sondern auch von der Vergangenheit sagen: du sprachst, ich sang. — In dem Ausrufe: Ich Unglücklicher! — ist Unglücklicher kein Zeitwort; man kann zwar ich, oder du, oder er vorsetzen, aber durch das Wort nicht die Vergangenheit ausdrücken. **)

Ein Umstandswort gibt einen Umstand beim Zeitwort, oder bei einem Eigenschafts- oder andern Umstandsworte an; z. B. ich spreche leise, und nicht laut; ich laufe schnell, und nicht langsam; eine Feuersbrunst gewährt einen schrecklich schönen Anblick. Ich liebe Dich recht herzlich. ***)

---

*) Suche alle Haupt- und Eigenschaftswörter in dem Lesestücke Pag. 145 auf, und gib jedes der ersten mit dem dazu gehörigen Geschlechtsworte der, oder die, oder das an! — Nenne Jeder aus dem Kopfe 6 Hauptwörter, jedes mit seinem Geschlechtsworte und einem dazu passenden Eigenschaftsworte, z. B. der schöne Garten, die bunte Wiese, das kühle Wäldchen.

**) Suche alle Zeitwörter in dem Lesestücke Pag. 145 auf, und gib sie an, ohne daß Du eine Person bestimmst; z. B. war von sein, thun, müßte von müssen, that von thun, bekam von bekommen, schickte von schicken,

***) Suche die Umstandswörter Pag. 145 auf und gib an, ob sie zum Zeitwort, oder zum Eigenschafts-, oder zu einem andern Umstandsworte, gehören. — Bilde Jeder 4 kleine Sätze zu einem der folgenden Zeitwörter und wähle ein passendes Umstandswort dazu: Schlagen, stechen, sich freuen, es regnet, blühen, reisen, stehen. Z. E. Den Esel muß man derb schlagen.

jenseit, halb, oder halben und halber, ... mit Schmerz, trotz der zwei
ungeachtet, unweit, während, wegen ... einziges durch die
regieren auch den dritten Fall. ...).
Den dritten Fall allein ... che Feldherr, ist
binnen, entgegen, gegen ... aris eingezogen.
sammt, seit, von, zu, zu ... t.) Die Worte — der
Den vierten Fall a... sind nur eingeschoben und
ohne, um, wider. ... Worts Blücher. *)
Bald den dritten ... gen wol im Allgemeinen in die
auf, hinter, in, v...
3) Es kann ... dem Vorigen leicht beantworten.
ten Vorwörter ... Sätze in dem Buche, als sich Zeitwörter
dem Hauptw... die nach der Person abgeändert sind.
wege, oder ... n sind auch als Sätze zu betrachten. Frei-
Diese Vo... as Zeitwort. Das ist aber leicht zu ergänzen.
sich nach ... Lesebuch. Dies ist ein Lesebuch. — Verschwen-
nung ... Diese Geschichte oder dies Lesestück handelt von
wenr ... Verschwendung. Auch die Wörter Wer da? (Wer
... da?). — Marsch! (marschirt) — Halt! (haltet)!
... Sätze.

Manche Sätze sind Hauptsätze, manche Vor- und Nachsätze, unter welchen sich auch Gegensätze finden, manche Zwischensätze und manche Zusätze. **)

Mehrere Sätze, die miteinander als Vor- und Nachsätze, oder als Haupt- und Zwischen- oder Zusätze verbunden sind, nennt man ein Satzgefüge. So wie die Säulen, Balken und Sparren eines Hauses zusammengefügt sind, und nun ein Holzgefüge ausmachen, so bilden auch oft mehrere Sätze ein Satzgefüge (Periode) —

3) Wie unbestimmt und wie dunkel sind nicht folgende Sätze ohne Bindewörter.

Herr von Stein war gestern bei mir. Ich habe ihn über das Darlehn an Sie gesprochen. Es war eine gute Gelegenheit. Er

---

*) Suche die einzelnen Sätze Pag. 145 und 146 auf.

**) Schon diese sehr bezeichnenden Benennungen werden Dich errathen lassen, zu welcher Gattung jeder der 28 Sätze Pag. 245 gehören. Sicherer wird sich das angeben lassen unter Leitung von Eurem Lehrer. Versucht darin 11 Hauptsätze, 7 Paar Vor- und Nachsätze, unter denen auch 2 Gegensätze sind, 2 Zwischensätze und 2 Zusätze aufzufinden.

...t dazu entschließen. Er sagte das. Ich redete ihm ...ie Sache noch einmal überlegen. Er wollte selbst ...

... werden durch Bindewörter zusammen- ...ller.

...war gestern bei mir, und da das mir eine ... habe ich über das Darlehn an Sie mit ...war, daß er sich nicht dazu entschließen ...ym zuredete, wollte er die Sache noch ... versprach mir zuletzt, mit Ihnen selbst

...olgende Sätze durch Bindewörter oder auch ...das Fürwort — welcher — zu verbinden.

...ber werden zu Weihnachten von unsern Eltern sehr be... Wir freuen uns auf diese Tage viele Wochen voraus.

...er Winter ist eine rauhe Jahrszeit. Er hat seine Freuden ...ür die Kinder. Die Kinder tummeln sich auf dem Eise umher. Sie fahren Schlittschuh. Sie werfen sich mit Schneebällen. Sie machen Schneemänner. Sie scheuen bei diesen Belustigungen keine Kälte. Die Kälte ist oft sehr heftig.

Im Frühling werden die Tage länger. Die Sonne scheint weniger schräg. Sie wärmt stärker. Das Gras sprießt hervor. Blumen schmücken Wiesen, Gärten, Felder. Die Bäume gleichen mit ihren Blüthen großen Blumensträußern. Der Landmann geht an seine Arbeit. Er bestellt das Land. Er pflügt, er egget, er säet. Er säet nicht, er ärntet nicht.

5) Es ist sehr gut, daß die Sprache viel Bindewörter hat, denn sie verknüpfen die Sätze mit einander und lassen uns den Sinn einer Rede besser fassen. Manchmal kann man schon aus dem Bindeworte ersehen, was für ein Gedanke folgen werde. Versucht einmal, das fehlende Wort oder den fehlenden Satz nach Anleitung des Bindeworts in Folgendem zu ergänzen:

Aus dem Pflanzenreiche nähren sich Thiere und — — —

Es giebt fünf Klassen der Thiere, erstlich — — — —, zweitens — — — — ꝛc.

Nicht bloß große Kälte fällt uns lästig, sondern auch — — —

Für arme Leute ist der Winter oft schrecklich, denn — — —

Obgleich unser Körper verwest, so — — —

Wenn auch der Baum reich blüht, so — — —

Wenn eine reiche Kornärnte gewesen ist, so — — —

Weil eiserne Ketten und Stäbe sehr fest sind, so — — —

Man darf sich nicht eher Leckereien kaufen, bevor — — —

Insofern die Kälte anhält, so — — —

Je höher die Sonne steigt, desto — — —

Entweder Du bist mein Freund, oder — — —

Ich und Dein Vater haben Dich mit Schmerzen gesucht. — Dies ist nur ein Satz, trotz der zwei Hauptgegenstände, denn es ist nur ein einziges durch die Person bestimmtes Zeitwort da (haben).

Blücher, der große preußische Feldherr, ist zweimal als Sieger in Paris eingezogen. Dies ist ein Satz. (Blücher ist.) Die Worte — der preußische Feldherr — sind nur eingeschoben und dienen zur Erklärung des Worts Blücher. *)

2) Wie viel Sätze mögen wol im Allgemeinen in diesem ganzen Buche sein?

Das läßt sich nach dem Vorigen leicht beantworten. Es sind so viel Sätze in dem Buche, als sich Zeitwörter darin befinden, die nach der Person abgeändert sind.

Ueberschriften sind auch als Sätze zu betrachten. Freilich fehlt das Zeitwort. Das ist aber leicht zu ergänzen. Z. E. Lesebuch. Dies ist ein Lesebuch. — Verschwendung. Diese Geschichte oder dies Lesestück handelt von der Verschwendung. Auch die Wörter Wer da? (Wer ist da?). — Marsch! (marschirt) — Halt! (haltet)! sind Sätze.

Manche Sätze sind Hauptsätze, manche Vor- und Nachsätze, unter welchen sich auch Gegensätze finden, manche Zwischensätze und manche Zusätze. **)

Mehrere Sätze, die miteinander als Vor- und Nachsätze, oder als Haupt- und Zwischen- oder Zusätze verbunden sind, nennt man ein Satzgefüge. So wie die Säulen, Balken und Sparren eines Hauses zusammengefügt sind, und nun ein Holzgefüge ausmachen, so bilden auch oft mehrere Sätze ein Satzgefüge (Periode).

3) Wie unbestimmt und wie dunkel sind nicht folgende Sätze ohne Bindewörter.

Herr von Stein war gestern bei mir. Ich habe ihn über das Darlehn an Sie gesprochen. Es war eine gute Gelegenheit. Er

---

*) Suche die einzelnen Sätze Pag. 145 und 146 auf.

**) Schon diese sehr bezeichnenden Benennungen werden Dich errathen lassen, zu welcher Gattung jeder der 28 Sätze Pag. 245 gehören. Sicherer wird sich das angeben lassen unter Leitung von Eurem Lehrer. Versucht darin 11 Hauptsätze 7 Paar Vor- und Nachsätze, unter denen auch 2 Gegensätze sind, 2 Zwischensätze und 2 Zusätze aufzufinden.

konnte sich nicht dazu entschließen. Er sagte das. Ich redete ihm zu. Er wollte die Sache noch einmal überlegen. Er wollte selbst mit Ihnen sprechen.

Diese Gedanken werden durch Bindewörter zusammenhangend und lichtvoller.

Der Herr von Stein war gestern bei mir, und da das mir eine gute Gelegenheit gab, so habe ich über das Darlehn an Sie mit ihm gesprochen. Er sagte zwar, daß er sich nicht dazu entschließen könnte, indessen, da ich ihm zuredete, wollte er die Sache noch einmal überlegen, und versprach mir zuletzt, mit Ihnen selbst zu sprechen.

4) Versuche folgende Sätze durch Bindewörter oder auch einige durch das Fürwort — welcher — zu verbinden.

Wir Kinder werden zu Weihnachten von unsern Eltern sehr beschenkt. Wir freuen uns auf diese Tage viele Wochen voraus.

Der Winter ist eine rauhe Jahrszeit. Er hat seine Freuden für die Kinder. Die Kinder tummeln sich auf dem Eise umher. Sie fahren Schlittschuh. Sie werfen sich mit Schneebällen. Sie machen Schneemänner. Sie scheuen bei diesen Belustigungen keine Kälte. Die Kälte ist oft sehr heftig.

Im Frühling werden die Tage länger. Die Sonne scheint weniger schräg. Sie wärmt stärker. Das Gras sprießt hervor. Blumen schmücken Wiesen, Gärten, Felder. Die Bäume gleichen mit ihren Blüthen großen Blumensträußern. Der Landmann geht an seine Arbeit. Er bestellt das Land. Er pflügt, er egget, er säet. Er säet nicht, er ärntet nicht.

5) Es ist sehr gut, daß die Sprache viel Bindewörter hat, denn sie verknüpfen die Sätze mit einander und lassen uns den Sinn einer Rede besser fassen. Manchmal kann man schon aus dem Bindeworte ersehen, was für ein Gedanke folgen werde. Versucht einmal, das fehlende Wort oder den fehlenden Satz nach Anleitung des Bindeworts in Folgendem zu ergänzen:

Aus dem Pflanzenreiche nähren sich Thiere und — — —

Es giebt fünf Klassen der Thiere, erstlich — — — —, zweitens — — — — rc.

Nicht bloß große Kälte fällt uns lästig, sondern auch — — —

Für arme Leute ist der Winter oft schrecklich, denn — — —

Obgleich unser Körper verwest, so — — —

Wenn auch der Baum reich blüht, so — — —

Wenn eine reiche Kornärnte gewesen ist, so — — —

Weil eiserne Ketten und Stäbe sehr fest sind, so — — —

Man darf sich nicht eher Leckereien kaufen, bevor — — —

Insofern die Kälte anhält, so — — —

Je höher die Sonne steigt, desto — — —

Entweder Du bist mein Freund, oder — — —

Fleißige Schüler erhalten ein gutes Zeugniß; daher — — —
Ich wünsche ein hohes Alter zu erreichen; freilich — — —
Der Kirchthurm ist höher, als — — —
Das Feuer wurde bald gelöscht, indem — — —.
So wie der arme Esel, der doch — — —, sehr verachtet wird, eben so — — — —
Ich komme alle Tage in die Schule, außer wenn — — —

Ihr sehet aus Euern, hoffentlich gelungenen Ergänzungen, daß das Bindewort auf den folgenden Satz vorbereitet. Wir erwarten schon oft aus dem Bindeworte das, was folgen werde, und der zweite Gedanke erhält eben dadurch mehr Klarheit, daß uns das Bindewort gesagt hat, in welchem Zusammenhange es mit dem ersten stehe, ob es z. B. das Gegentheil, oder die Ursache, oder die Folge, oder die Fortsetzung des Vorigen enthalte.

11. Einige Sprachregeln.

Wer den Reichthum der Sprache kennt und zu benutzen sucht, wird schon deswegen ziemlich richtig sprechen. Indessen mögen noch einige Regeln folgen, auf welche bisher noch nicht hat hingedeutet werden können.

1) Das Schreibebuch meines Bruders, eines sonst sehr ordentlichen Knaben, ist ganz zerrissen. Es liegt die Schuld an meinem Buchbinder, einem flüchtigen Arbeiter. Ich werde dem Bruder ein neues, als einen kleinen Beweis meiner Liebe, geben.

Eingeschobene Wörter müssen in dem nemlichen Fall, wie die Hauptwörter stehen, auf welche sie sich beziehen. Ich durfte also oben nicht sagen; Ein sehr ordentlicher Knabe. Ein sehr flüchtiger Arbeiter. Ein kleiner Beweis.

2) Es ist einen Mann da gewesen, darf ich nicht sagen, sondern: Es ist ein Mann da gewesen. Denn der Hauptgegenstand eines Satzes steht immer im ersten Fall.

3) Groß sind die Thaten des Königs Friedrich des Zweiten. (Nicht Friedrich's). — Kaiser Joseph's Leben war kurz. (Nicht Kaisers Joseph Leben). — Das Haus des Herrn Pfarrers Klein (nicht Klein's). — Des Bruders Karl nehme ich mich an (Bruder Karls nehme ich mich an).

Wenn der Titel mit dem Geschlechtsworte voran steht, so wird der Eigenname nicht abgeändert, wohl aber, wenn

der Eigenname ohne Titel, oder der Titel ohne Geschlechtswort voransteht.

4) Schmidt's Haus; Campe's Gedichte. Voß's Schriften. Heller's Garten.

Damit man die Namen erkenne, so setzt man im zweiten Fall blos ein ('s) hinzu. Ich darf also nicht sagen Schmidts, Campens, Voßens Haus.

5) Ich liebe Sie, nicht: Ich liebe Ihnen. Ich schmeichle Dir, nicht: Ich schmeichle Dich.

Man kann in der Regel leicht prüfen, ob der 3. oder 4. Fall bei einem Zeitworte erforderlich sei, wenn man das Wort werden braucht und mit demselben den Gedanken anders einkleidet. Ist bei der Umänderung der dritte Fall enthalten, so muß er auch vorher stehen. Ich liebe Sie (Sie werden von mir geliebt). Könnte ich Sie doch rühren (könnten Sie doch von mir gerührt werden). — Hier höre ich keinen dritten Fall (Ihnen), also darf ich ihn auch vorher nicht setzen.

Ich schenke Dir das Buch (das Buch wird Dir von mir geschenkt). —

Ich schmeichle Ihnen (Ihnen wird von mir geschmeichelt). —

Da in der Umänderung mit werden der dritte Fall steht, so muß er auch ohne das Wort werden stehen.

6) Auf ähnliche Art prüft man, ob bei dem Worte lassen der dritte oder vierte Fall stehen müsse. Man verwechselt nemlich das Lassen mit sorgen, erlauben. Hört man dann den 3. Fall, so muß er auch bei lassen stehen, z. E. lassen Sie mich die Noten abschreiben. (Erlauben Sie, daß ich sie abschreibe). — Lassen Sie mir die Noten abschreiben. (Sorgen Sie dafür, daß mir die Noten abgeschrieben werden).

Muß ein Kind zu seinem Vater sagen: Laß mir oder laß mich einen neuen Rock machen? Laß mir oder laß mich aus der Schule bleiben?

7) Das Schreibzeug kostet einen Thaler (nicht ein Thaler). — Es kostet der Scheffel Roggen zwei und einen halben (nicht ein halber) Thaler. — Das Eis ist einen Fuß dick. Die Stube ist zehn und einen halben Fuß hoch. Denn auf die Frage, wie lang? Wie breit? Wie hoch? steht der vierte Fall.

8) Man darf wohl zusammenziehen: An dem (am) Feuer, an das (ans) Feuer, auf das (aufs) Rathhaus. Bei dem (beim) Thore, durch das (durchs) Wasser; für das (fürs) Kind, in dem (im) Zimmer; in das (ins) Zimmer, von dem (vom) Lehrer, zu dem (zum) Fenster hinaus, zu der (zur) Schule; aber nicht Aufm, auem, außerm, durchm, fürn, hintern, mitm, übern, widers, — — sagen.

Das klingt zu hart und ist wider den Wohllaut.

9) Karl und Franz sind in die Schule gegangen. Friedrich und August bleiben zu Hause.

Sind und bleiben ist richtig, weil von Mehren die Rede ist. Ist und bleibt würde falsch sein.

10) Untrennbar sind die Wörter: Was für, darunter, dahinter, dabei, hierin. Es ist also Folgendes unrichtig: Was hast Du für Geld? Da ist Mehl unter. Da steckt etwas hinter. Da ist List bei. Hier kann ich mich in irren.

Folgendes aber ist richtig: Was für Geld hast Du? Darunter ist Mehl. Dahinter steckt etwas. Es ist List dabei.

11) Ein Centner hat 110 Pfund (nicht Pfunde) und ein Pfund 32 Loth (nicht Lothe). Ich habe mir 6 Buch Papier gekauft. Eine Ruthe hat 12 Fuß. Auf dem Wagen sind 200 Bund Stroh.

Bei den Benennungen mehrer Maße bedient man sich nicht der Mehrheit, sondern der Einheit.

12) Hüte Dich vor überflüssigen Ausdrücken, denn sie verdunkeln die Rede, indem der Zuhörer etwas darüber nachsinnt, was sie Neues angeben. Suche den Ueberfluß in Folgendem auf:

Ein kleines Häuschen. Ein alter Greis. Ich fing erstens damit an; fuhr ferner fort und schloß zuletzt damit. Nicht nur die Menschen blos nähren sich vom Fleisch allein, sondern auch viel Thiere. Das ist meinem Bruder sein Hut. Ich sage Ihnen meinen besten Dank. Ich hob meine Augen dankbar gen Himmel. Ich will schreiben thun. Ich habe es dem Vater selbst gesagt gehabt.

13) Der König hat dem Manne Gehör gestattet und seinen Sohn begnadigt. Statt seinen sagt man lieber dessen. Und hat dessen Sohn begnadigt. Dessen geht nämlich nur auf die letzte Person, seinen könnte sich auch auf des Königs Sohn beziehen.

Von der Rechtschreibung.

Durch das Schreiben werden die hörbaren Laute sichtbar gemacht. Wer jeden Buchstaben und jedes Wort rein und gut ausspricht, dem macht das richtige Schreiben desselben wenig Schwierigkeit. Wer die Hilfslaute, ä, e, ö, ü, i, und die Hilfsdoppellaute äu, eu, ei; ferner die gelinden und scharfen Hauptlaute als b, p; d, t; g, ch, k; s, z in der Aussprache genau von einander zu unterscheiden weiß, der wird sie auch in der Schrift nicht so leicht verwechseln. So hangt z. B. beim Schreiben folgender Wörter viel von der richtigen Aussprache ab:

Zähren, zehren; röthlich, redlich; für, vier; wieder, Widder; Zeichen, Zeugen, zeigen; leiden, leiten, Leuten; denn, den; Häute, heute, heiter u. s. w.

A. Besondere Regeln über die Rechtschreibung.

Da aber viele Laute anders ausgesprochen, als geschrieben werden, als: Degen, Segen, Feder, Männer ꝛc., und da man mehre Wörter nur in der Schrift, nicht aber in der Aussprache unterscheidet, als Meer, mehr, Thon, Ton, wider, wieder, wahr, war ꝛc., so merke man sich über die Rechtschreibung folgende Regeln:

1. Man sehe bei der Rechtschreibung auf die erweislich nächste Abstammung und schreibe daher:

Gebäude	mit	äu	weil es	von	bauen	abgeleitet ist. *)
räuchern	—	äu	—	—	Rauch	
bereichern	—	ei	—	—	reich	
feurig	—	eu	—	—	Feuer	
häßlich	—	äß	—	—	hassen	
lieblich	—	ieb	—	—	lieben	
fröhlich	—	öh	—	—	froh	
fällt	—	äll	—	—	fallen	

2. Schwierige Endbuchstaben einer Sylbe oder eines Worts, welche durch die Ausspra-

*) E geht wol in I, aber nicht in Ue über. Daher schreibe man: wirklich von Werk; Hilfe von helfen.

che nicht gut unterschieden werden können, geben ihren richtigen Laut theils in der Abstammung, theils in der mehrfachen Zahl des Worts an.

Zu diesen schwierigen Endbuchstaben gehören: b, p, d, t, g, k, ch, s, ß und mehre Hauptdoppellaute. Es können diese Buchstaben am Ende z. B. in folgenden Wörtern durch die Aussprache nicht gut unterschieden werden: Kalb, plump, rund, bunt, Gesang, Bank, artig, höflich, weiß, Greis, Spaß, Glas. Vermehrt man aber diese Wörter um eine Silbe, dann wird ihr richtiger Endlaut sogleich hörbarer, *als*: Kälber, plumpe, runde, bunte, Gesänge, Bänke, artige, höfliche, weiße, Greise, Spässe, Gläser.

Eben so verhält es sich auch mit den Hauptdoppellauten ff, ll, mm, nn, pp, rr, tt, ck, und tz. Man *kann* theils durch die Verlängerung der Wörter *erkennen*, ob diese Laute einfach oder doppelt gesetzt werden *sollen*, theils beruhet es auch auf dem Hilfslaute, welcher vorhergeht. Diese Hauptdoppellaute können nur auf einen kurzen, nie aber auf einen gedehnten Hilfslaut, noch viel weniger nach einem Hauptlaute folgen. Z. B. Schiff, Ball, Kamm, Mann, Trupp, Narr, Tritt, Stock, Sitz. — Hof, Gastmahl, Keim, Vulkan, Kahn, Gefahr, Paar, That, Haken, Reiz, Kalk, Schmerz.

3. Bei solchen Wörtern, wo weder die Abstammung, noch die Aussprache die Art zu schreiben bestimmen, beobachte man den allgemeinen Schreibgebrauch.

Diesem Schreibgebrauche zufolge werden die Dehnungsbuchstaben aa, h, ee, oo in vielen Wörtern gebraucht, und in vielen wieder weggelassen, als: Saat, Samen, lahm, kam, hier, dir, wider, wieder, (so viel als wiederum), Thon (eine Erdart), Ton (Schall) u. s. w.

4. Fremde Wörter, wenn sie das deutsche Bürgerrecht *) erhalten haben, schreibe man,

*) Ein Wort hat das deutsche Bürgerrecht erhalten, wenn es auf deutsche Art geschrieben und ausgesprochen wird und bei allgemein verständlich ist.

so Sie alles, was deutsch ist, mit deutschen Buchstaben und nach deutscher Aussprache, als: Koffer, Onkel, marschiren, Pöbel, Nische, Truppen, Bankerott, Sekretär ꝛc.

Fremde eigene Namen werden zwar mit deutschen Buchstaben, aber nicht nach deutscher Aussprache geschrieben, als: Voltaire, Seine, Leszinsky, Savoyen.

5. Mit großen Anfangsbuchstaben schreibe man:

a. Alle Hauptwörter.

b. Solche Wörter, welche als Hauptwörter gebraucht werden, als: Das Mein und Dein. Das Schöne der Handlung. Der Weise, der Gelehrte. Er hat sich im Schreiben und Rechnen geübt. Dein Ach und Weh rührt mich nicht.

c. Alle eigene Namen: Friedrich, Berlin, Brandenburg, Spree.

d. Alle Personwörter, welche sich in schriftlichen Aufsätzen auf die angeredete Person beziehen: Ihren Brief, in welchem Sie von Ihren und meinen Freunden so viel Gutes schreiben, habe ich erhalten.

e. Alle Wörter, welche den Anfang in einer Rede machen; so auch alle Wörter nach einem Punkt, nach einem Ausrufungs- oder Fragezeichen, wenn die beiden letzten den Satz beschließen.

f. Alle Anfangswörter jeder Zeile in Gedichten.

B. Von der Theilung der Silben.

Die Buchstaben, welche zu einer Silbe gehören, dürfen beim Schreiben nicht getrennt werden. Wer ein Wort richtig buchstabirt und ausspricht, dem fällt es auch nicht schwer, die Silben von einander zu unterscheiden. Daher ist die Regel: Man theile, wie man spricht: Also: woh-nen, Va-ter, Deut-sche.

Zusammengesetzte Wörter werden so getrennt, wie sie zusammengesetzt sind, als: her-aus, hin-ein, Unter-offizier, Berg-rath, Bet-tuch.

Die Buchstaben ch, ck, ph, sch, ß, st, tz, pf und th werden in den Wörtern nicht getrennt, als: Bü-cher, glück-lich, Pro-phet, wa-schen, sto-ßen, Hu-sten, nö-thig, ba-cken, si-tzen, ta-pfer.

Ueberdies findet die Theilung auch noch in folgenden Fällen statt: Wenn zwei eigene Namen mit einander

verbunden werden, als: Sachsen-Weimar, Hessen-Kassel, oder zwei Gattungsnamen durch einen Erklärungsbegriff: Fürst-Bischof, (der Fürst und Bischof) kaiserlich-königlich; desgleichen in drei- und mehrfach zusammengesetzten Wörtern: Ober-Bergrat, General-Feld-Zeugmeister, Reichs-General-Feldmarschall, Ober-Land-Jägermeister, und wenn von mehren auf einander folgenden Zusammensetzungen der letzte Theil des Worts in dem ersten wegbleibt: Ober- und Untergewehr, der Hinter- und Vordertheil, drei-, vier- und mehrfach.

C. Von den im Schreiben üblichen Zeichen.

Die Schreibzeichen sind zur Verständlichkeit der Schriftsprache durchaus nothwendig. Sie heißen:

das Komma oder der Beistrich	(,)
das Semikolon oder Strichpunkt	(;)
das Kolon oder der Doppelpunkt	(:)
der Schlußpunkt	(.)
das Fragezeichen	(?)
das Ausrufungszeichen	(!)
der Einschluß oder die Parenthese	() []
der Gedankenstrich	(—)
das Zeichen einer abgebrochenen Rede	(---
oder	...)
das Anführungszeichen	(„)
der Apostroph oder Oberstrich	(')
das Binde- oder Theilungszeichen	(-)

Das Komma unterscheidet die kleinen Glieder eines Satzes und stehet:

1. Vor und nach einem eingeschobenen Worte oder Satze als: Otto von Guerike, ein Magdeburger, hat 1654 die Luftpumpe erfunden.

2. Vor allen Fürwörtern, wie: welcher u. dgl. Der Freund, den ich liebe. Der Mann, dessen Thaten wir kennen. Mein Bruder, welcher gestorben ist.

3. Zwischen mehren Wörtern, die nicht durch und und oder verbunden sind: Schamhaftigkeit, Demuth, Bescheidenheit und Sanftmuth sind die schönsten Perlen im weiblichen Schmucke. Paulus war ein gelehrter, beherzter, thätiger und

rechtschaffener Mann. Werden aber ganze Sätze durch und und oder verbunden, so erhalten sie ein Komma, als: Eine Spartanerin übergab einst ihrem Sohne den Schild und sagte zu ihm: Entweder mit oder auf diesem; denn die Spartaner hielten es für eine Ehre, entweder mit dem Schilde aus der Schlacht zurückzukehren, oder todt auf demselben zur Grabstätte getragen zu werden.

4. Vor den Beiwörtern als und daß: es ist weit edler zu vergeben, als sich zu rächen; wir wissen, daß du ꝛc.

Das Semikolon (;) wird vorzüglich gesetzt:

1. Wenn eine Periode *) aus zwei Sätzen besteht, welche von Einer Länge sind, und wo sich der zweite Satz mit aber, allein, denn, indessen, hingegen u. s. w. anfängt. Z. B. Wer ruhig und zufrieden in der Welt leben will, muß seine Empfindlichkeit über kleine Kränkungen ungezwungen verbergen können; denn wer alles hoch aufnimmt, hat nie Ruhe.

2. Wenn eine Periode aus mehren Gliedern besteht, welche aufgezählt werden: Zu den Vergnügungen der Menschen gehören auch die Spiele. Es gibt viele Arten derselben: Einige beschäftigen und üben den Verstand; andere nähren die Hoffnung und Begierde nach Gewinn; noch andere dienen uns zur Bewegung und üben unsere Körperkräfte.

Das Kolon (:) wird gebraucht:

1. Um in langen Perioden den Vordersatz vom Nachsatze zu trennen, besonders wenn der letzte mit [so] anfängt: Als die unglücklichen Salzburger ihrer Religion wegen auf das empfindlichste gekränkt wurden und schon fast alle Hoffnung zu einem ruhigen Leben aufgaben: so nahm sich der König Friedrich Wilhelm ihrer an und versetzte sie nach Preußen.

---

*) eine Periode oder Satzgefüge (siehe pag. 376.

2. Wenn man seine eigenen oder eines Andern Worte unmittelbar anführt und die Ankündigung vorher anzeigt: Als Peter der Große auf seinen Reisen in Paris die Statüe des Richelieu *) erblickte, so umarmte er sie und rief aus: O, Richelieu! gern gäbe ich die Hälfte meiner Länder hin, wenn ich die andere so regieren könnte, wie Du einst Frankreich regiertest. — Steht aber die Ankündigung nach einem oder einigen Wörtern, so gebraucht man bloß das Komma. Z. E. Nein, antwortete er, das hätte ich nicht erwartet.

3. Wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehre Sachen gleichsam aufzählt: Ein Lehrer erzählte seinen Schülern folgende Geschichte: rc.

Der Schlußpunkt (.) wird zu Ende eines jeden vollständigen Satzes und einer Periode gesetzt.

Es gibt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun und Böses unterlassen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, so gibt es vor, es könne nicht. Wenn's ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Uebel komme, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfahrt Mittel sind ihm bekannt, und doch mag es sie nicht anwenden. (Der Mensch.)

Das Fragezeichen (?) steht nach jeder unmittelbaren Frage:

Wer ist da? Wem gehört dies Buch? — Wird aber die Frage nicht wörtlich, das heißt erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig, als: Er fragte mich, ob mein Vater kommen würde. Als man den Diogenes fragte, was er suche, antwortete er: Menschen.

Das Ausrufungszeichen (!) setzt man nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen: O! ach! ha! Erstreckt sich aber der Ton des Affekts auf einen ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma: Ach, welch ein Schmerz! O, welch ein Unglück! Ferner steht das Zeichen auch nach allen Wörtern, die mit

*) lies: Rischeliö.

könnte sich nicht dazu entschließen. Er sagte das. Ich redete ihm zu. Er wollte die Sache noch einmal überlegen. Er wollte selbst mit Ihnen sprechen.

Diese Gedanken werden durch Bindewörter zusammenhangend und lichtvoller.

Der Herr von Stein war gestern bei mir, und da das mir eine gute Gelegenheit gab, so habe ich über das Darlehn an Sie mit ihm gesprochen. Er sagte zwar, daß er sich nicht dazu entschließen könnte, indessen, da ich ihm zuredete, wollte er die Sache noch einmal überlegen, und versprach mir zuletzt, mit Ihnen selbst zu sprechen.

4) Versuche folgende Sätze durch Bindewörter oder auch einige durch das Fürwort — welcher — zu verbinden.

Wir Kinder werden zu Weihnachten von unsern Eltern sehr beschenkt. Wir freuen uns auf diese Tage viele Wochen voraus.

Der Winter ist eine rauhe Jahrszeit. Er hat seine Freuden für die Kinder. Die Kinder tummeln sich auf dem Eise umher. Sie fahren Schlittschuh. Sie werfen sich mit Schneebällen. Sie machen Schneemänner. Sie scheuen bei diesen Belustigungen keine Kälte. Die Kälte ist oft sehr heftig.

Im Frühling werden die Tage länger. Die Sonne scheint weniger schräg. Sie wärmt stärker. Das Gras sprießt hervor. Blumen schmücken Wiesen, Gärten, Felder. Die Bäume gleichen mit ihren Blüthen großen Blumensträußern. Der Landmann geht an seine Arbeit. Er bestellt das Land. Er pflügt, er egget, er säet. Er säet nicht, er ärntet nicht.

5) Es ist sehr gut, daß die Sprache viel Bindewörter hat, denn sie verknüpfen die Sätze mit einander und lassen uns den Sinn einer Rede besser fassen. Manchmal kann man schon aus dem Bindeworte ersehen, was für ein Gedanke folgen werde. Versucht einmal, das fehlende Wort oder den fehlenden Satz nach Anleitung des Bindeworts in Folgendem zu ergänzen:

Aus dem Pflanzenreiche nähren sich Thiere und — — —

Es giebt fünf Klassen der Thiere, erstlich — — — —, zweitens — — — — rc.

Nicht bloß große Kälte fällt uns lästig, sondern auch — — —

Für arme Leute ist der Winter oft schrecklich, denn — — —

Obgleich unser Körper verwest, so — — —

Wenn auch der Baum reich blüht, so — — —

Wenn eine reiche Kornärnte gewesen ist, so — — —

Weil eiserne Ketten und Stäbe sehr fest sind, so — — —

Man darf sich nicht eher Leckereien kaufen, bevor — — —

Insofern die Kälte anhält, so — — —

Je höher die Sonne steigt, desto — — —

Entweder Du bist mein Freund, oder — — —

2. Wenn man seine eigenen oder eines Andern Worte unmittelbar anführt und die Ankündigung vorher anzeigt: Als Peter der Große auf seinen Reisen in Paris die Statüe des Richelieu *) erblickte, so umarmte er sie und rief aus: O, Richelieu! gern gäbe ich die Hälfte meiner Länder hin, wenn ich die andere so regieren könnte, wie Du einst Frankreich regiertest. — Steht aber die Ankündigung nach einem oder einigen Wörtern, so gebraucht man bloß das Komma. Z. E. Nein, antwortete er, das hätte ich nicht erwartet.

3. Wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehre Sachen gleichsam aufzählt: Ein Lehrer erzählte seinen Schülern folgende Geschichte: ꝛc.

Der Schlußpunkt (.) wird zu Ende eines jeden vollständigen Satzes und einer Periode gesetzt.

Es gibt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun und Böses unterlassen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, so gibt es vor, es könne nicht. Wenn's ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Uebel komme, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfahrt Mittel sind ihm bekannt, und doch mag es sie nicht anwenden. (Der Mensch.)

Das Fragezeichen (?) steht nach jeder unmittelbaren Frage:

Wer ist da? Wem gehört dies Buch? — Wird aber die Frage nicht wörtlich, das heißt erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig, als: Er fragte mich, ob mein Vater kommen würde. Als man den Diogenes fragte, was er suche, antwortete er: Menschen.

Das Ausrufungszeichen (!) setzt man nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen: O! ach! ha! Erstreckt sich aber der Ton des Affekts auf einen ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma: Ach, welch ein Schmerz! O, welch ein Unglück! Ferner steht das Zeichen auch nach allen Wörtern, die mit

*) lies: Rischeliö.

der Eigenname ohne Titel, oder der Titel ohne Geschlechtswort voransteht.

4) Schmidt's Haus; Campe's Gedichte. Voß's Schriften. Heller's Garten.

Damit man die Namen erkenne, so setzt man im zweiten Fall blos ein ('s) hinzu. Ich darf also nicht sagen Schmidts, Campens, Voßens Haus.

5) Ich liebe Sie, nicht: Ich liebe Ihnen. Ich schmeichle Dir, nicht: Ich schmeichle Dich.

Man kann in der Regel leicht prüfen, ob der 3. oder 4. Fall bei einem Zeitworte erforderlich sei, wenn man das Wort werden braucht und mit demselben den Gedanken anders einkleidet. Ist bei der Umänderung der dritte Fall enthalten, so muß er auch vorher stehen. Ich liebe Sie (Sie werden von mir geliebt). Könnte ich Sie doch rühren (könnten Sie doch von mir gerührt werden). — Hier höre ich keinen dritten Fall (Ihnen), also darf ich ihn auch vorher nicht setzen.

Ich schenke Dir das Buch (das Buch wird Dir von mir geschenkt). —

Ich schmeichle Ihnen (Ihnen wird von mir geschmeichelt). —

Da in der Umänderung mit werden der dritte Fall steht, so muß er auch ohne das Wort werden stehen.

6) Auf ähnliche Art prüft man, ob bei dem Worte lassen der dritte oder vierte Fall stehen müsse. Man verwechselt nemlich das Lassen mit sorgen, erlauben. Hört man dann den 3. Fall, so muß er auch bei lassen stehen, z. E. lassen Sie mich die Noten abschreiben. (Erlauben Sie, daß ich sie abschreibe). — Lassen Sie mir die Noten abschreiben. (Sorgen Sie dafür, daß mir die Noten abgeschrieben werden).

Muß ein Kind zu seinem Vater sagen: Laß mir oder laß mich einen neuen Rock machen? Laß mir oder laß mich aus der Schule bleiben?

7) Das Schreibzeug kostet einen Thaler (nicht ein Thaler). — Es kostet der Scheffel Roggen zwei und einen halben (nicht ein halber) Thaler. — Das Eis ist einen Fuß dick. Die Stube ist zehn und einen halben Fuß hoch. Denn auf die Frage, wie lang? Wie breit? Wie hoch? steht der vierte Fall.

Formulare zu einigen Aufsätzen des gemeinen Lebens.

Rechnungen.

Der Herr Pfarrer Schmidt, Hochehrwürden, empfing

		rthlr.	sg.
Den 3. Jan. 1833.	Einen schwarzen Rock		
	Tuch 3 1/2 Elle, à 3 Rthlr.	10	15
	Unterfutter 5 1/2 Elle, à 16 Sgr.	2	28
	Besponnene Knöpfe, 18 Stück	—	17
	Macherlohn	—	23
	Kameelgarn, Seide und steife Leinwand	—	12
Den 12. Febr.	Eine Weste und ein Paar schwarze Beinkleider		
	Tuch 2 Ellen	5	—
	Zeug zur Weste	2	—
	Unterfutter 3 1/2 Elle, à 6 Sgr.	—	21
	Knopf-Formen, Kameelgarn, Seide und steife Leinwand	—	10
	Macherlohn	—	23
	Summa Rthlr.	23	29

Hamm, den 12. Febr. 1833.

Beil, Schneidermeister.

Für die in dem Hause des Herrn Kammer-Sekretärs Schniewind gemachten Reparaturen im Monat Mai dieses Jahrs habe ich baar ausgelegt:

1) Dem Zimmermeister für Holz und Arbeitslohn	31	Rthlr.	9 Sgr.
2) 600 Stück Mauersteine, das 100 zu 2 Thlr.	12	—	—
3) Kalk 5 Centner	6	—	—
Ueberdies erhalte ich laut Accord für Arbeitslohn, Aufsicht und völlige Besorgung der Reparaturen	30	—	—
Summa	79	Thlr.	9 Sgr.

Düsseldorf, den 8. Junius 1833.

Woltmann, Baumeister.

Herr Berger erhielt auf Befehl an Schuhmacherarbeit:

1832		thlr.	sg.
Oct. 2.	Sohlen und Flecke auf ein Paar Stiefeln	—	13
— 6.	Ein Paar Halbstiefeln	3	6
Nov. 1.	Ein Paar Schuhe	1	—
— 6.	Ein Paar Lederschuhe für die Mamsell Tochter	—	23
— 18.	Ein Paar Schuhe besohlt und eingefaßt	—	9
	Ein Paar gestickte baille Damenschuhe	1	2
Dec. 5.	Ein Paar Stiefelsohlen . . .	—	13
	Summa	7	6

Werl, am 14. Jan.
1833. Christian Gottlieb Nagel.

Vorstehende Summe ist mir zu ergebenstem Danke richtig bezahlt worden. Werl den 25. Jan. 1833.
Christian Gottlieb Nagel.

Quittungen.

Daß Herr Johann Friedrich Meyer, Goldschmidt hieselbst, die bei mir gemachte Schuld von vier und funfzig Reichsthaler unter heutigem Datum sammt den, seit einem Jahre restirenden, zwei Thaler 21 Gr. Zinsen gegen Rückgabe seiner bei mir verpfändet gewesenen goldenen Uhr, siebenzig Thaler an Werth, mir richtig zugestellt habe, bescheinige ich hiemit und spreche ihn demnach von dieser ganzen Schuld vollkommen frei.

Cassel, den 8. Februar 1833.
Ferdinand König, Tischlermeister.

* * *

Ich bescheinige hiemit, fünfhundert Thaler von Hrn. Eberhard in Berlin für Rechnung des Hrn. Tobias Finke hieselbst empfangen zu haben.

Soest, den 12. März 1833.
Johann Feil, Kaufmann.

* * *

Ich bekenne hiemit, die dem Hrn. Peter Müller a[…] einen Schuldschein geliehenen zweihundert achtzi[…] Thaler sammt den fälligen Zinsen, zu fünf pro Ce[…] jährlich, heute richtig von ihm erhalten zu haben. Es [...] diese Schuld völlig bei mir gelöscht.

Iserlohn, den 14. Januar 1833.

(Ort des Siegels.)

Christian Niewand.

Schuldschein und Obligation.

Daß ich Endes Unterschriebener von Herrn Joseph Meyer, Kaufmann hieselbst, hundert Thaler in vollwichtigen Friedrichd'or à 5 an untergesetztem Jahr und Tag, als Darlehn, bis auf Johannis künftigen Jahrs 1834, gegen landübliche Zinsen zu fünf pro Cent richtig empfangen und dem Herrn Gläubiger, nachdem derselbe 4 Wochen vor dem Zahlungstermin das Kapital mir aufgekündigt haben wird, diese hundert Thaler sammt den Interessen in eben der Münzsorte abtragen will: das bekenne und verspreche ich hiedurch, und bekräftige ich mit meines Namens Unterschrift und durch mein Siegel.

Lippstadt, den 2. April 1833.

(Siegel.)

Johann Schade, Buchbinder.

* * *

Ich Endes Unterschriebener bekenne hiemit, daß mi[r] Herr Adam Moses hieselbst Ein hundert Thaler auf eine unbestimmte Zeit vorgeschossen hat, welche ich ihm mi[t] fünf pro Cent zu verzinsen mich anheischig mache. Zu seiner Sicherheit verpfände ich ihm dafür meinen vor dem Thore neben dem Hospitale gelegenen Garten und nächstdem mein Mo- und übriges Immobiliar-Vermögen. Wil[l] Herr Adam Moses mir das Geld nicht länger lassen, oder wi[ll] ich es nicht länger behalten, so muß die Aufkündigun[g] ein Viertel Jahr vorher geschehen; alsdann werde i[ch] treue und prompte Bezahlung leisten. Ich begebe mi[ch] auch hiermit aller Ausflüchte. Geschehen, Wese[l,] den 14. Juli 1833.

Peter Horn, Mechanikus.

Einnahme- und Ausgabe-Buch.

1833			rthlr.	sg.	pf.
Mai	2	Vorrath vom vorigen Monate . .	15	12	4
		4 Pfund Gartenerbsen, à 2 Sgr. .	—	8	—
		1 Metze Grütze	—	9	6
		50 Bund Stroh	—	23	9
	3	Erhalten von Andreas Wagner für seine Rechnung . . .	14	12	—
		3 Maß Milch, à 1 Sgr. . . .	—	3	—
	4	16 Käse, à Stück 1 Sgr. 9 Pf. .	—	28	—
		Sallat	—	1	—
	5	Ein Kalb	4	3	—
	7	2 Sch. Weizen, à 1 Rthlr. 7 Sgr. .	2	14	—
	10	Butter	1	4	—
		Herrn N. nach Werl gefahren, wofür erhalten	1	28	—
		2 Hühner, à 3 Sgr. 6 Pf. . . .	—	7	—
	12	2 Brode, à 8 Sgr.	—	16	—
	13	4 Pfund Flachs, à 5 Sgr. 9 Pf. .	—	23	—
		4 Metzen Linsen, à 11 Sgr. 5 Pf.	1	15	8
	14	4 ℔ ger. Metwurst, à 7 Sgr. 4 Pf.	—	29	4
		6 Kapaunen, à 9 Sgr. 3 Pf. . .	1	25	6
	15	7 Pfund Butter, à 3 Sgr. . . .	—	21	—
	19	7 ℔ Gänsefedern, à 13 sgr. 8 pf. . .	3	5	8
		Von Hr. A. Scheper für seine Rechnung	7	22	—
	21	30 Eier, à 12 Stück für 2 Sgr. .	—	5	—
		Grüne Erbsen	—	8	—
		Sallat	—	2	—
		4 Bouteillen Bier, à 1 Sgr. 6 Pf.	—	6	—
	25	1 Fuder Brennholz	4	6	—
	26	2 Fuder Steine zum Steinpflaster	2	28	—
	28	3 Pfund Schmalz, à 3 Sgr. . .	—	9	—
		2 Ferkel, à 2 Rthlr.	4	—	—
		4 Stein Wolle, à 4 Rthlr. 12 Sgr.	17	18	—
	31	Von Fresen die von 2 Jahren rückständige Miethe für mein kleines Haus	18	6	—
		Eine Kuh verkauft	15	14	—
		Summa	122	23	9

1833		Ausgabe.	rthlr.	sg	pf.
Mai	1	Classen- und Gewerbesteuer für Mai	2	23	—
		Dorftaxe	2	25	—
	4	Der Magd	3	24	—
		2 Paar baumwollene Strümpfe	1	28	—
		Ein halb Maß Branntwein	—	4	—
	5	Ein Viertel Pfund Kaffeebohnen	—	4	—
		Ein halb Pfund Kandiszucker	—	3	6
		Für Weißbrod	—	2	—
	9	Arbeitslohn	8	12	—
		Dem Schuster für seine Rechnung	2	29	—
		Den Schneider Röllen 4 Tage in Arbeit gehabt	1	3	—
	12	In der Schenke verzehrt	—	5	—
	17	Dem Zimmermeister Brand für seine Rechnung	34	29	—
		Ungenannte Ausgaben	4	24	—
		Für Tuch zu einem neuen Kleide für mich 4 1/2 Elle, à 1 Rthlr. 12 Sgr.	6	9	—
		Für meine Frau zu einem Kleide 8 Ellen Kattun, à 12 Sgr.	3	6	—
	25	Dem Schneider Röllen Arbeitslohn für 8 Tage, à 3 Sgr. 2 Pf.	—	25	4
		Ein halb Maß Branntwein	—	3	9
		Thran 2 Pfund, à 5 Sgr.	—	10	—
	28	2 Maß Essig, à 3 Sgr. 2 Pf.	—	6	4
	31	Kriegssteuer für 1833	2	18	—
		Herrschaftliche Abgaben für das erste Halbjahr 1833	1	8	—
		Summa	79	1	11
		Summa der Einnahme	122	23	9
		bleibt Vorrath	43	21	10

Die Kriege für König und Vaterland in den Jahren 1813, 1814 und 1815.

1. Die Empörung der Franzosen gegen ihren König.

Das Unglück, wovon die heiligen Kriege uns befreieten, der fremden Herrschaft harter Druck lag in einer etwas frühern Zeit gegründet. Auf diese wollen wir zuerst sehen.

In Frankreich entstanden 1788 große Unruhen, die das schöne Land 10 Jahre lang mit den empörendsten Gräueln erfüllten und fünf und zwanzig Jahre harter Noth für ganz Europa erzeugten. Frankreich war durch frühere Kriege, von ruhmsüchtigen Königen geführt, und durch Ueppigkeit der Großen des Landes in tiefes Verderben gerathen, und der König Ludwig, der sechszehnte, welcher sehr gutherzig war und an dem Jammer des Landes keine Schuld hatte, berief aus allen Theilen des Reichs die zusammen, welche für die Einsichtsvollsten gehalten wurden, um sich mit ihnen zu berathen, wie dem Lande zu helfen sei. Da meinten denn unglücklicherweise diese Männer, die sich die Nationalversammlung nannten, dem Lande müsse auf einmal geholfen werden und nicht nach und nach, und der große Haufe gedachte, das wäre herrlich. So stieß man bald die ganze Verfassung des Landes über den Haufen und befahl, daß den Vornehmern ihre Vorrechte nichts mehr helfen, und daß die Güter der Geistlichkeit dem Staate anheim fallen sollten. Das gemeine Volk ging nun rasch einige Schritte weiter; in Paris bestürmte man die Burg und machte sie dem Boden gleich, und es läuteten viele Bauern in ihren Dörfern Sturm und plünderten die Schlösser ihrer Gutsherrn und mißhandelten diese. Viele der Adlichen und Geistlichen wanderten heimlich aus dem Lande; wen man aber von ihnen ergriff, der wurde vor ein Blutgericht geführt und hingerichtet. Auch der König gedachte aus dem Lande zu entweichen, worin Keines Leben mehr geschont wurde. Aber man erkannte ihn und setzte ihn gefangen. Immer fürchterlicher wurde der Aufstand und fast alle Gemüther wurden erhitzt durch zwei Wörtchen: Freiheit und Gleichheit.

2. Freiheit und Gleichheit.

So weit war es in Frankreich gekommen, daß man jedem nach dem Leben trachtete, der sich durch Stand und Vermögen über seine Mitbürger erhob. Hätte man gleich Anfangs vorsichtig helfen wollen dem Lande und nicht mit frecher Hand den Staat in die Höhe gerissen, unbekümmert darum, ob man ihn nicht in einen noch tiefern Abgrund schleuderte — es konnte nicht so weit kommen. Viel bewirkten auch die überschriebenen Worte. Die Geringen und Armen schrieen: Frei wollen wir werden, und das Hohe muß niedrig werden, damit wir uns erheben!

Auch wir, liebe Kinder, sind frei, und alle Unterthanen unsers guten Königs sind es — denn keiner kann uns als Sclaven behandeln, und vor dem Richter oder dem Gesetze gilt jeder gleich, so daß der Bettler den Vornehmsten verklagen kann und in gerechter Sache gewiß Recht bekommt. Aber an eine solche Freiheit und Gleichheit dachten damals die Franzosen nicht, sondern sie wollten frei und unabhängig von jedem Gesetze werden und alle Güter vertheilen, damit Gleichheit an Vermögen sich bilde.

Voll Blutdurst forderten die Bürger der Gleichheit endlich auch den gutmüthigen König vor ihre Schranken, und obgleich sie nichts Böses auf ihn zu bringen vermochten, so verdammten sie ihn dennoch zum Tode. 1793 wurde er öffentlich hingerichtet, und seine Gemahlin mit vielen andern Großen des Reichs traf dasselbe Loos.

Es nannte sich jetzt das Land nicht mehr ein Königreich, sondern eine Republik; aber es war unter den vielen Parteien ein abwechselndes Regiment, und man mordete mit schauderhafter Blutgier. Manchmal verhörte man die Angeklagten nicht, sondern metzelte sie in den Gefängnissen nieder, und obgleich man eine Maschine erfunden hatte, mit einem Fallbeile rasch den Kopf abzuschlagen, so dauerte ihnen doch manchmal die Todesart noch zu lange, und man ersäufte Viele und schoß mit Kanonen unter die Verdammten. Selten wütheten die Blutdürstigen gegen einander, sondern mehrentheils traf die Bessern des Volks das harte Loos. Wer gemäßigte Gesinnungen äußerte, oder einem der Gewalthaber mißfiel, oder sich durch die Flucht hatte retten wollen, wurde vor das Blutgericht gezogen und nach einigen Stunden hingerichtet. Das ...ar Freiheit und Gleichheit!

3. Frankreich siegt und leidet von Innen.

Als die benachbarten Mächte, Oestreich und Preußen, Miene gemacht hatten, dem unglücklichen, hart bedrängten Könige zu helfen: so trat ihnen Frankreich zürnend entgegen und forderte sie zur Fehde heraus. In Schwindel für ihre Freiheit und Gleichheit und von ihren Treibern noch mehr ermuntert, erlangten die Franzosen bald den Sieg und eroberten vieles Land; denn sie nahmen von Deutschland alles Land bis an den Rhein und überzogen auch Holland, Italien und die Schweiz mit Krieg, jagten Monarchen von ihren Thronen und bildeten rings umher Republiken. Der Geist der Empörung steckte auf einige Zeit auch die glücklichsten Völker an, damit sie durch langen und schweren Jammer erführen, welches Heil sie bei ihren vorigen Regenten genossen hätten. Doch die Deutschen blieben frei von dieser Seuche, wenigstens im Allgemeinen, und nur Einzelne meinten, daß aus Frankreich durch die Empörung für die Menschen Segen käme. — Frankreichs Waffen waren sehr glücklich, und obgleich fast ganz Europa nach und nach gegen dasselbe auftrat, es konnte Frankreich nicht besiegt werden. Aber um desto trauriger sahe es im Innern des Landes aus. Alles arbeitete Waffen, oder übte sich darin, oder stand im Felde; Handel und Verkehr, ruhige Handwerke und Künste lagen darnieder; da dachte man nicht an Schulen und Kirchen, ja es ging die Gottesvergessenheit einmal so weit, daß die Regierung den Glauben an Gott für Schwachheit erklärte und erst nach einiger Zeit den Beschluß abfaßte, es gäbe einen Gott. — Als es an Gelde zu den großen Kriegen fehlte, so raubte man aus den Kirchen und Klöstern die Schätze und verwandelte die Glocken und Kanonen in Münzen; und als auch diese Quelle versiegte, machte man viele Millionen Papiergeld und setzte Todesstrafe darauf, wer sich weigerte, es für baares Geld anzunehmen, welcher Befehl aber dennoch das Papier nicht in Ansehen erhalten konnte. — Gemordet und zwar gerichtlich wurde noch immer, und in der Hauptstadt verging selten ein Tag, wo nicht 30 bis 70 Menschen zum Tode geführt wurden. Reichthum und Weisheit wurden verfolgt, und Schweigen selbst galt für Verbrechen. — Frankreich, äußerlich glänzend und gefürchtet, stellte im Innern das Bild des größten Jammers auf.

4. Napoleon Buonaparte steigt hoch empor.

Dieser Mann war den 15ten Februar 1768 auf einer italienischen Insel — Corsika — geboren; um sich aber zum Franzosen der Geburt nach zu machen, sprach er, er sei ein Jahr später geboren, weil da die Insel zum französischen Gebiete gekommen war, und um sich als einen Günstling der heiligen Jungfrau Maria darzustellen, gab er vor, er habe am 15ten August, am Marienfeste, das Licht der Welt erblickt. So verbarg er die Wahrheit schon über die Stunde seiner Geburt. Auch seinen Namen modelte er in Bonaparte, damit er französisch klänge. Er zeichnete sich schon in den ersten stürmischen Jahren der Empörung durch kaltblütige Verachtung des Todes und durch Tapferkeit aus. Bald wurde er General und erwarb sich besonders gegen Oestreich und Italien großen Kriegsruhm. Mit einem starken Heere schiffte er nach Aegypten, um es zur französischen Provinz zu machen, und wollte von da weiter nach Osten dringen, um den Engländern, welche dort viele Besitzungen haben, großen Schaden zuzufügen. So wurde der Krieg auch nach Afrika und Asien gespielt, damit fast jede Stelle der Erde mit Menschenblut benetzt würde. Aber in Asien scheiterten seine Unternehmungen, und er kehrte still wieder nach Frankreich zurück, wo er noch höher zu steigen gedachte. Wirklich wurde er unter dem Namen eines Consuls auf 10 Jahre an die Spitze der Republik gestellt; einige Jahre darauf, 1804, ließ er sich zum französischen Kaiser ausrufen, und obgleich er an keinen Gott glaubte und keine Religion ehrte, ließ er den Pabst aus Rom nach Paris kommen und sich von ihm zum Kaiser salben. Es sollte sein Kaiserthum, hoffte er, vor dem Volke heiliger sein und fester stehen. Heiliger! — und seine Hände trieften noch von unschuldigem Blut. Er hatte kurz vorher einen Prinzen des königlich französischen Hauses auf deutschem Gebiete von seinen Soldaten wider das Völkerrecht aufgreifen, nach Paris schleppen und hinrichten lassen. Er fürchtete von Jedem für seine Macht und räumte als Mörder den Unschuldigen aus dem Wege.

Obgleich er auf immer größere Macht sann, wollte er alle Regenten Europas sicher machen, als dächte er auf nichts Arges, und erklärte daher von seinem Kaiserthrone,

es sollte keine neue Provinz mit Frankreich vereinigt werden, das groß genug wäre, um glücklich zu sein. Aber gleich darauf — denn der Glaube der Welt an sein Wort galt ihm wenig — vereinigte er eine Provinz Italiens mit seinem Lande, und es erhoben Rußland und Oestreich die Waffen, damit er nicht noch mehr um sich griffe, sondern anfinge, die Rechte anderer Staaten etwas zu achten. Allein er sollte noch länger ein Werkzeug in Gottes Hand sein, damit durch mancherlei Kriegsübel viel Gutes gewirkt würde. Denn Leiden und schwere Drangsale erziehen den Menschen am mehrsten, und es sammelt dann der Mensch seine Kraft und verstärkt sie; auch entwöhnt er sich mancher bösen Gewohnheit und wendet sein Herz mehr zu Gott, dessen er vielleicht in der Ruhe nicht sonderlich gedacht hat. Darum siegte Frankreichs Kaiser über alle seine Gegner, und das südliche Deutschland fühlte hart seine Ruthe.

5. Preußens Macht sinkt.

Um das nördliche Deutschland zu retten vor dem Mächtigen, überließ ihm Preußens König zwei etwas entlegnere Provinzen und bekam dafür Hannover, welches von Frankreich schon längst erobert, jedoch noch nicht von England abgetreten war. Mit diesem neuen Besitz gedachte unser gute Monarch sein Land mehr zu runden und besser vertheidigen zu können. Aber noch in dem nemlichen Jahre wollte Napoleon heimlich Hannover wieder an England geben, und Preußen ertrug diese Hinterlist nicht, sondern trat ihm mit gewaffneter Hand entgegen; allein es sollte von seiner Höhe in die Tiefe gestoßen und in dem Feuer großer Noth geläutert werden. In der Schlacht bei Jena den 14. October 1806 wurden die Preußen von der zahlreichen Armee der Franzosen gänzlich geschlagen; die mehrsten Festen des Landes ergaben sich rasch, und obgleich Rußland den Geschlagenen beistand, so mußte dennoch im folgenden Jahre ein Friede geschlossen werden, der dem Könige von Preußen sein halbes Land entriß und ihm noch schwere Summen zu zahlen auflegte, bis zu deren Berichtigung noch viele Franzosen im Lande bleiben sollten. Wie ein Vater von seinen Kindern scheidet, so schied der König in einer öffentlichen Erklärung von der Hälfte seiner Un-

terthanen, die es bitter beklagten, den guten Landesvater mit fremden, verschwenderischen, kriegslustigen Herrschern vertauschen zu müssen. Denn einen großen Theil des Raubes in Deutschland gab Napoleon seinem Bruder Hieronymus, dessen Reich er Westphalen nannte; einen andern seinem Schwager Mürat. Jetzt folgten 7 traurige Jahre für das nördliche Deutschland. Französische Truppen hielten einige Preußische Festungen besetzt, als Unterpfand, bis die unerschwinglichen Summen, welche der französische Kaiser von Preußen forderte, berichtigt wären. — In den Ländern, die er verschenkt hatte, bestimmte er das Wichtigste — Truppen und Geld — und seinem Winke durfte sich nicht der Bruder widersetzen, und seinen eisernen Willen beugte keine Vorstellung, kein Flehen. Die neuen Regenten hatten starke Verpflichtungen gegen ihn; aus seiner Hand hatten sie die Kronen empfangen. Sie mußten es dulden, daß er eine Menge herrlicher Staatsgüter in ihren Ländern an die Kriegsleute verschenkte, welche er für ihren Dienst belohnen wollte, und daß er einen Streifen Land bis nach der Ostsee von ihren Ländern abschnitt und mit Frankreich vereinte, um fast alle Küsten Europas zu besitzen. Sie und viele andere Fürsten Deutschlands, die er zu einem Bündniß mit sich genöthigt hatte — dem Rheinischen Bunde —, mußten dem Kriegslustigen die Söhne ihres Landes in großen Haufen zusenden; denn er führte Krieg mit Spanien, dessen König er überlistet und gefangen genommen hatte, dessen Bewohner aber sich nicht unter sein Joch beugen wollten; in Italien, wo er dem Pabste das Land entriß; gegen Oestreich, das er nochmals besiegte, und gegen Rußland, zu dessen Hauptstadt er viele Tausende von Deutschen führte, sie aber auf seinem Rückzuge den ergrimmten Russen, dem Hungertode und dem Froste preisgab. Große Abgaben wurde wegen der beständigen Kriege von den neuen Fürsten gefordert und noch vermehrt, da sich diese mit großer Pracht und vielem Glanze umgaben, woran sie — wären sie Väter des Landes gewesen — bei der Kriegsnoth und bei ihrem kleinen Lande nicht gedacht haben würden. — Die deutsche Gerichtsverfassung mußte in vielen deutschen Ländern Frankreichs Gesetzen weichen. Die Schulen wollte man nach französischer Weise einrichten, und der Kirche drohte bei einem Herrscher große

Einnahme- und Ausgabe-Buch.

1833			rthlr.	sg.	pf.
Mai	2	Vorrath vom vorigen Monate . .	15	12	4
		4 Pfund Gartenerbsen, à 2 Sgr. .	—	8	—
		1 Metze Grütze	—	9	6
		50 Bund Stroh	—	23	9
	3	Erhalten von Andreas Wagner für seine Rechnung . . .	14	12	—
		3 Maß Milch, à 1 Sgr. . . .	—	3	—
	4	16 Käse, à Stück 1 Sgr. 9 Pf. .	—	28	—
		Sallat	—	1	—
	5	Ein Kalb	4	3	—
	7	2 Sch. Weizen, à 1 Rthlr. 7 Sgr. .	2	14	—
	10	Butter	1	4	—
		Herrn N. nach Werl gefahren, wofür erhalten	1	28	—
		2 Hühner, à 3 Sgr. 6 Pf. . . .	—	7	—
	12	2 Brode, à 8 Sgr.	—	16	—
	13	4 Pfund Flachs, à 5 Sgr. 9 Pf. .	—	23	—
		4 Metzen Linsen, à 11 Sgr. 5 Pf.	1	15	8
	14	4 ℔ ger. Mettwurst, à 7 Sgr. 4 Pf.	—	29	4
		6 Kapaunen, à 9 Sgr. 3 Pf. . .	1	25	6
	15	7 Pfund Butter, à 3 Sgr. . . .	—	21	—
	19	7 ℔ Gänsefedern, à 13 sgr. 8 pf. . .	3	5	8
		Von Hr. A. Scheper für seine Rechnung	7	22	—
	21	30 Eier, à 12 Stück für 2 Sgr. .	—	5	—
		Grüne Erbsen	—	8	—
		Sallat	—	2	—
		4 Bouteillen Bier, à 1 Sgr. 6 Pf.	—	6	—
	25	1 Fuder Brennholz	4	6	—
	26	2 Fuder Steine zum Steinpflaster	2	28	—
	28	3 Pfund Schmalz, à 3 Sgr. . .	—	9	—
		2 Ferkel, à 2 Rthlr.	4	—	—
		4 Stein Wolle, à 4 Rthlr. 12 Sgr.	17	18	—
	31	Von Fresen die von 2 Jahren rückständige Miethe für mein kleines Haus	18	6	—
		Eine Kuh verkauft	15	14	—
		Summa	122	23	9

daß aller Glanz der Menschen nur Schimmer wäre, und daß er wol vermöchte, den Stolzen von seiner Höhe zu stürzen.

Anfangs gelang Bonaparte auch in Rußland Viel. Die Russen mußten dem ungeheuren Heere weichen, und nach einigen verlornen blutigen Schlachten konnten sie ihm den Einzug in das große, reiche Moskau — die erste Hauptstadt des großen Landes — nicht verwehren, und er übersah es, daß er auf dem Wege bis dahin nur ausgeleerte, zum Theil von den Russen selbstverbrannte Dörfer und Flecken angetroffen hatte, und nur Weiber, Kinder und Greise, die ihren Grimm gegen den Räuber und ihr gänzliches Verzweifeln an seiner Menschlichkeit auf ihrem Gesichte und durch ihr ängstliches Fliehen vor seinen Schaaren deutlich zu erkennen gegeben hatten. In Moskau gedachte er zu ruhen mit seinem Heere und den Winter sich gütlich zu thun, und im Frühjahr das Russische Heer gänzlich zu schlagen. Aber bald nach seinem Einzuge brannte hier ein Haus auf, und dort eins. Die Franzosen achteten es nicht, aber bald standen ganze Viertel der Stadt in Flammen. Löschen war unmöglich, denn Moskau's Einwohner wollten lieber ihre Habe, als ihre Freiheit verlieren und hemmten den Brand nicht beim Anfang. Und als nun ein Feuermeer von mehrern Stunden im Umfange vor den Blicken der Franzosen da lag, da — sank auch der schlaue Plan des Mannes, so hoch er auch war, in Asche zusammen, und sein Glücksstern, worauf er trotzte, wurde verdunkelt. Dennoch sahe das der Verblendete in seinem Hochmuthe nicht und weilte mehrere Wochen und meinte in dem Herzen des Reichs von Alexander, dem Russischen Kaiser, einen glänzenden Frieden ertrotzen zu können. Doch es wurde ihm geantwortet, nun ginge der Krieg erst recht an.

Das große Opfer war von den Russen gebracht; sie hatten ihre Hauptstadt verloren, und neuer Muth und neuer Glaube an Gottes Beistand erfüllte ihre Seele. Als nun Bonaparte am Ende des Octobers abzog, da ängstigten sie ihn auf seinem Wege hart, und es stand ihnen der Himmel bei, an dessen Hilfe sie nicht gezweifelt hatten. Früher als sonst brach ein grausender Frost ein. Die Franzosen hatten keinen Schutz dagegen; ihre Kleider waren zerrissen, ihre nackten Füße zitterten auf den unabsehbaren Schneefeldern;

die Dörfer und Städte waren zerstört; nirgends ein Obdach gegen den schneidenden Wind; kein Bissen Brods, den schrecklichen Hunger zu stillen. Des Abends wurden Wachtfeuer — wo anders, als auf dem eisigen Felde? — angemacht, und jeden Morgen lagen Haufen der Erfrornen um die erloschenen Feuer; unter ihnen arbeitete sich vielleicht noch ein Lebender hervor, den die Leiber der andern gedeckt hatten; aber er fand in der nächsten Nacht seinen Untergang. — Wen die Kälte nicht tödtete, den stürzte der Hunger zu Boden. Gleich den Geiern stürzten sie über jedes gefallene Pferd her, rissen mit ihren Nägeln und Zähnen Stücke des rohen Fleisches herab und schlangen sie herunter. Sank ein Mensch darnieder, — die andern fielen über ihn her, oft noch während seines Todeskampfs, um sich mit seinen Lumpen mehr zu bedecken. Die Pferde stürzten in jeder Nacht zu Hunderten und Tausenden, so daß Alles, was man in Moskau trotz der Flammen geraubt hatte, und was man mit sich schleppte, verloren ging. — Zu diesem grenzenlosen Elende kamen noch die Angriffe der Russen, so daß man wol sagen kann, kein Heer war glänzender beim Einzuge, keines elender beim Auszuge.

Jener Brand Moskau's, der nach französischen Berichten von den Einwohnern selbst angelegt worden war, erfüllte ganz Europa mit Staunen. Man sahe, daß ein Volk sich von dem Feinde befreien könnte, wenn es nur wollte, und daß auch der mächtigste Gegner weichen müßte, wenn das Volk nur zusammenhielte und zu jedem Opfer bereit wäre. Da entstand in Jedes Brust, dem Befreiung von den übermüthigen Fremden über Alles galt, der hohe Gedanke, auch ähnliche Opfer zu bringen, wenn es die Noth erforderte, und es entwickelte sich aus Moskau's Asche zuerst das heilige Feuer, welches hernach die Preußen und Oestreicher und alle andere Deutsche so schön erfüllte, gegen den Furchtbaren aufzutreten und muthig dazustehen, und zu kämpfen, bis er ganze erläge. Und als man aus Bonapartes Munde gegen Ende des Decembers erfuhr, wie sehr seine Kraft gelähmt sei, — wovon er freilich die Schuld nur auf die ergrimmten Elemente schob und die wahre Ursache nicht in der Fügung des gerechten Weltregierers fand, sondern nur in zufälligen

Naturbegebenheiten — da war es Jedem, als hörte er die Zeit schlagen, die des Eroberers gänzliches Verderben verkündete.

Preußen erhebt sich.

Durch Preußen war die große Armee nach Rußland gezogen; nach Preußen gelangten die Trümmer derselben. In kläglicher Gestalt erflehten die Rückkehrenden das Mitleid der Preußen, die sie früher mit dem schmählichsten Uebermuthe behandelt hatten. Nun oder nimmer, das erkannte das hochherzige Volk, mußte der Fremdling mit seiner Macht aus Deutschland verjagt werden. Daß dies schwere Arbeit sein würde, fühlte ein Jeder; denn Bonaparte sendete nach einigen Monaten aus Frankreich wieder ungeheure Schaaren, um die großen Lücken seines Heeres zu ersetzen. Willig gab Frankreich seine Söhne wiederum her, damit noch einmal hunderttausende geopfert würden; denn es war stolz geworden auf seine vielen Triumphe, und es traute leichtgläubig dem Worte seines Führers, daß nur auf Augenblicke sich der Himmel für ihn verfinstert hätte, und glaubte nicht an deutschen Muth und an deutsche Kraft; nicht daran, daß in dem Herzen jedes Volks der Ueberdruß des ewigen Drucks durch die Hand der Fremdlinge kochte. Er sah nur seine neuen geübten Schaaren über den Rhein strömen, und die vielen Festen, welche in Deutschland und Frankreich von ihnen besetzt waren, und wußte nicht, daß ergrimmte Völker vor keiner Mauer und keinem Walle erbeben.

Der Hilfshaufe, den Preußen gegen Rußland hatte ziehen lassen müssen, stand fast unverletzt an Preußens Gränze und gab jetzt das erste Zeichen des Abfalls von Frankreich; denn ihr General steckte sein Schwerdt gegen die Russen in die Scheide und wartete darauf, bis sein König ihm beföhle, es gegen Frankreich zu ziehen. Die Russen drangen vor der Preußischen Schaar vorbei, auf die Franzosen los, die sich von den Preußen gedeckt glaubten, und befreiten bald das jauchzende Berlin von den lästigen Gästen; aber Preußens König war hin nach Schlesien gezogen, und da er sein Volk kannte, vertraute er demselben und rief ihm zu: Das Vaterland ist in Gefahr! Preußens Jugend rüste sich freiwillig zum Kampfe! — Das Volk ehrte das Vertrauen auf die rühmlichste Weise. Noch konnte d

große Wort: Krieg gegen Frankreich! — nicht ausgesprochen werden, aber jeder deutete richtig jenen Aufruf, und zu vielen Tausenden strömten die Jünglinge herbei, um die freiwilligen Reihen zu bilden. Aus Berlin allein kamen 10,000. Endlich am 17. März 1813 erklärte der König im frommen Vertrauen auf Gott und mit königlichem Muthe den Krieg. „Nichts bleibt uns übrig,“ sprach er, „als ein ehrenvoller Friede oder ein ruhmvoller Untergang. Im vorigen Kriege unterlagen wir der Uebermacht Frankreichs, aber der Friede mit ihnen schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; denn das Mark des Landes wurde vom Feinde ausgesogen, der im Lande stehen blieb, und alle Gewerbe des Friedens — der Ackerbau, der Handel und die Betriebsamkeit der Städte wurden gelähmt. Gehen wir unter — wir gehen mit Ehre unter; doch wir vertrauen auf Gott und unsere gerechte Sache.“

Dieser königliche Ausspruch entflammte die Begeisterung zu dem herrlichsten Feuer. Ganz Preußen war wie eine große Waffenstätte; Alles regte sich in neuer Lust und Stärke. Jünglinge, oft solche, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haar, Väter von zahlreichen Familien; Leute, die nie daran gedacht hatten, eine Waffe zu führen, Gelehrte, Geschäftsmänner, reiche Besitzer von Gütern, große Kaufleute, ja selbst Jungfrauen, in Männerkleidung verborgen, — Alles eilte herbei zu dem Dienste. Mit Gott für König und Vaterland — das war die Losung auf den Mützen, das war die Losung im Herzen.

Unvergeßlich wird das Frühjahr und der Sommer von 1813 in Preußen sein; und wäre auch nichts errungen worden, es wäre doch einmal da gewesen, wodurch ein Volk sich groß und herrlich zeigte. Alles was man hatte, Hab und Gut, Weib, Väter und Mutter und Kinder wurden verlassen, um zu kämpfen, und wenn es sein sollte, zu sterben.

Nicht bloß die streitbaren Männer und Jünglinge waren entbrannt für die heilige Sache, sondern auch Greise und Kinder, und vor allen die Frauen. Das ganze Volk arbeitete für den Krieg; wer nicht mitziehen konnte, gab sein Geld, und wenn er keines hatte, die Arbeit seiner Hände hin, um Krieger auszurüsten. Freudig brachte die

Jungfrau ihren Schmuck, die Hausfrau ihr weniges Silbergeräthe dar; Kinder reichten ihren Sparpfennig, Dienstmägde ihre silbernen Ohrringe; und man hat von Jungfrauen gehört, die bitterlich weinten, daß sie keine Gabe darzubringen hatten und endlich ihr langes Haar abschnitten, es verkauften und den Preis still für das Vaterland darbrachten.

Nicht bloß Preußen lag denen, die solche Opfer darbrachten, vor Augen; nein, es war bei vielen auch die Sache des gesammten Deutschlands und der Grimm gegen den Unterdrücker der Völker. Darum schlossen sich an die langen Reihen der Preußischen Krieger auch Jünglinge aus Sachsen, Oestreich und vom Rhein und aus Westphalen an, um sich mit den deutschen Brüdern zu verbinden.

Als Preußens Kriegserklärung in Paris ankam, ergrimmte der französische Kaiser und beschloß das Preußische Reich und den Preußischen Namen zu vernichten, und sagte am 1. April: Wenn auch die Feinde auf der Höhe vor Paris ständen, so würde ich doch kein **Dorf** von meinen Eroberungen herausgeben. Aber nach *einem* Jahre standen die Preußen auf der gedachten Höhe, und sie marschirten in die Stadt, und am 1. April 1814 war von keinem **Dorfe**, nein vom **ganzen Reiche** die Rede, was **Bonaparte** verlieren sollte.

8. Die Schlacht bei Lützen. Der Waffenstillstand. Oestreich und Baiern schließen sich an den Bund.

Bei **Lützen**, in Sachsen, wo im dreißigjährigen Kriege für Deutschlands Freiheit gekämpft worden war, sollten die Armeen von Rußland und Preußen die erste große Probe ihrer vereinigten Tapferkeit ablegen. Ein großer Theil der neuen französischen Truppen war über den Rhein gegangen, und **Napoleon** stand an ihrer Spitze. Er zog seine Schaaren immer mehr zusammen, um den Verbündeten einen harten Schlag zu versetzen. Aber auf dem Wege griffen diese ihn muthig an und verjagten einen Flügel, daß er zerstreut viele Meilen floh. Das erfuhr **Napoleon** und ergrimmte. Schnell stellte er 80 Kanonen auf eine Stelle und drang mit seiner Garde auf das Dorf ein, welches die Verbündeten mit Anstrengung erobert hatten, und ein neuer französischer Heereshaufe eilte herbei und drängte die Russen

und Preußen ins Freie. Da bildeten diese Vierecke, standen wie eherne Mauern und behaupteten die Stelle. Keine einzige Fahne, keine Kanone verloren sie, obgleich der Feind drei Mann gegen zwei Verbündete aufstellen konnte, denn es standen 80,000 Mann des Bundes gegen 120,000 Franzosen. Durch ganz Deutschland verbreitete sich der Ruf von der Kühnheit der jungen Preußen, die zum erstenmale den Donner der Schlacht gehört hatten. Und obgleich die Verbündeten sich in der Nacht zurückzogen, weil sie noch nicht stark genug waren, und des Feindes Macht sich immer noch mehrte: so war doch Aller Muth gehoben, und der Feind hatte Achtung vor ihnen bekommen. Das war der große Zweck, den man vorerst zu erlangen suchen mußte, und der glücklich erreicht war.

Der französische Kaiser sammelte immer größere Schaaren, drang mit großer Uebermacht auf die Verbündeten ein und bekam ganz Sachsen und ein Stück von Schlesien in seine Gewalt. Doch diese zogen sich in Ordnung, nicht fliehend, sondern langsamen Schrittes vor der Menge zurück und fügten ihnen manchen Schaden zu. Das war der Vorgang einiger Wochen, und alle Deutsche hofften bald von einem glücklichen, entscheidenden Schlage zu hören. Da erscholl auf einmal die Nachricht von einem Waffenstillstande. Für den ersten Augenblick wurden alle Deutsche wieder niedergeschlagen und fürchteten einen Frieden, welcher die Dränger nicht in die Schranken zurückwies und ihnen vergönnte, bei gelegener Zeit wieder los zu brechen; Viele hätten es gern gesehen, daß gleich Alles auf das Spiel gesetzt würde. Aber darin bestand die Weisheit der Fürsten, und es gebührt ihnen hoher Dank dafür, daß sie ruhig, ohne heftige Leidenschaft das Ganze übersahen und die Rettung Deutschlands, ja Europas nicht mit schwacher Hand auf das Spiel einer Schlacht setzen wollten. Sie gedachten in dem Waffenstillstande nicht bloß ihre Truppen zu mehren mit jungen Kriegern, sondern auch einen mächtigen Bundesgenossen zu erhalten. Auf Oestreichs Beitritt rechneten sie. Und was sie erwarteten, geschah. — Napoleon schloß gern den Waffenstillstand, weil er an Oestreichs Uebergang zum Bunde nicht glaubte, oder weil er auf jeden Fall sich furchtbar in der Zeit der Ruhe zu rüsten gedachte, um alle Gegner

gänzlich zu vernichten. Denn an Frieden dachte sein Herz nicht; er war gewohnt, daß seine Gegner um Frieden baten, und daß er als glänzender Sieger die Bedingungen vorschrieb; jetzt aber hatte er nur unbedeutende Vortheile errungen, und der Bund machte Forderungen.

Franz, der Kaiser von Oestreich, hatte Napoleon vor einigen Jahren seine Tochter zur Gemahlin gegeben, aber die Ruhe Oestreichs war nicht durch dies Opfer erkauft. Während des Waffenstillstandes sprach Franz Worte des Friedens und ermahnte mit Wärme und mit Kraft Napoleon zur Nachgiebigkeit; als er aber nicht gehört wurde, dachte er bloß an Oestreichs, Deutschlands und Europas Ruhe, edel vergessend, daß er Vater der französischen Kaiserin wäre und erklärte dem Eidam den Krieg. Dafür segnen ihn seine Zeitgenossen, und es wird ihn die Nachwelt segnen. Der Bund war nun, allein in Böhmen, mit 150,000 Oestreichern verstärkt. Nach einigen Wochen trat auch Baiern dazu, und der Kronprinz Schwedens, ein edler Franzose, ehemals der Waffengefährte Napoleons, hocherfahren im Kriegswerke, befehligte eine Schaar Schweden, Preußen und Russen im nördlichen Deutschland, besonders um Berlin zu decken. Der östreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg befehligte das Hauptheer in Böhmen, das aus Oestreichern, Russen und Preußen zusammengesetzt war, und der Preußische General Blücher, ein Greis an Jahren und Erfahrung, ein Jüngling an Kraft und Leben, hoch geehrt und geliebt von allen Kriegern, führte das Schlesische Heer, welches aus Preußen und Russen zusammengesetzt war. Der erste seines Generalstabes war der einsichtige General Gneisenau. Schwarzenberg, Blücher und Johann, Schwedens Kronprinz, waren die Anführer der Bundesarmee, welche nicht bloß an Muth, sondern auch an Zahl jetzt die feindliche übertraf.

Der Waffenstillstand ging nach 6 Wochen den 17. August zu Ende.

9. Die Treffen bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dresden, Culm und Dennewitz. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Es sollte nochmals geschlagen werden; das wollten der

Starrsinn und der Stolz des französischen Herrschers. Er gedachte auf das Schlesische Heer mit der Hauptmacht loszufahren und es zu zerstreuen, während Oudinot, einer seiner Marschälle, Berlin nehmen sollte. Schon stand der letztere bei Groß-Beeren, 2 Stunden von Berlin, und meinte, am nächsten Morgen in die Hauptstadt einzuziehen, als Bülow, ein Preußischer General, ihn angriff. Es strömt der Regen, die Gewehre brennen nicht ab, aber das Geschütz donnert, und die Preußischen Landwehrmänner kehren das Gewehr um und schlagen mit der Kolbe auf die feindlichen Schädel. Da zerstreut sich der Feind, 26 Kanonen und einige tausend Mann werden genommen, und Berlin, das in ernster Stille des Ausgangs geharrt hat, ist für diesmal gerettet.

Als Napoleon auf Blücher sich stürzte, zog sich dieser weislich zurück und lockte ihn immer weiter von Dresden ab. Da griff Fürst Schwarzenberg an. Napoleon erfuhr dies, ließ einen seiner Marschälle mit 80,000 Mann in Schlesien und eilte rasch den Seinen in Dresden zu Hilfe. Aber als der Marschall allein stand, zog sich Blücher nicht mehr zurück und ordnete seine Armee, die bei weitem keine 80,000 Mann zählte. „Nun habe ich genug Franzosen herüber," sprach er an der Katzbach, wo er auf den Marschall stieß, „nun Kinder, frisch vorwärts!" Es war ein fürchterliches Regenwetter, der Erdboden war mit Schlamm bedeckt, die Flüsse und Bäche brausten von den Bergen herab, und die ganze Gegend wurde durch den Regen verschleiert. Des achteten aber die Preußen und Russen nicht, sondern stürmten wacker mit dem Bajonett und mit dem Schwert auf den Feind und durchbrachen seine Reihen. Eine gewaltige Verwirrung entstand unter den Franzosen, viele fanden in den Bergströmen ihren Tod, viele wurden gefangen, viele niedergehauen. Ueber 100 Kanonen wurden erbeutet, und Schlesien von Feinden gesäubert. Von dem Tage nannten die Soldaten ihren Blücher den Feldmarschall Vorwärts, und Preußens König machte ihn zum Feldmarschall und späterhin zum Fürsten von Wahlstadt.

Aber bei Dresden war der Bund nicht so glücklich gewesen. Schon war Fürst Schwarzenberg bis an die Gärten vor der Stadt gedrungen, als Napoleon von



Jetzt konnte Napoleon einsehen, daß er sich in Sach-
.. nicht mehr zu halten vermöge; denn auch an Lebensmit-
i fing es an, ihm zu mangeln. Aber sein Herz war ver-
tet, und sein Auge verblendet. Er zog hin und her; von
esden bald auf die Straße nach Böhmen, bald auf die
aße nach Schlesien. Ueberall umschwebten ihn seine
gner, die ihm den Rückzug nach dem Rhein abzuschnei-
drohten. Endlich verließ er Dresden, zog sich aber
nach Leipzig, um dort in den großen Ebnen sein
ick noch einmal zu versuchen, und — fast unterzugehen.
Hier wurde am 16. 18. und 19. October 1813 die große
lacht geliefert, die Deutschland befreite. Als Napo-
n sich zurückzog, folgten ihm die Armeen des Bundes,
Blücher war sogar hinter die Saale gezogen, um
großen Armee in der Nähe zu sein und an dem
rke mit arbeiten zu helfen. — Napoleon hatte an
i hundert tausend Mann, und das war der Kern seiner
neen; was feig war, hatte sich davon gemacht; was
ie Kraft besaß, war den Anstrengungen des Kriegs
gen. Wer die ungeheuren Züge nach Leipzig sahe,
nte für Deutschlands Rettung wol zittern. Und wirk-
, es kostete viele Deutsche und Russen, ehe gerufen
den konnte: Deutschland ist erlöset!

Anderthalb Stunden um Leipzig herum hatten sich die
nzosen gelagert und an vielen Stellen verschanzt. Um
lhr des Morgens fing die Völkerschlacht an; aus 600
nzösischen und 1000 Kanonen des Bundes brüllte der
nner, daß die Erde erbebte, so daß die ältesten Krieger
sicherten, ein solches Krachen noch nie gehört zu haben.
e Bundestruppen griffen muthig an, und es wich die
ze Schlachtreihe der Franzosen zurück. Das war gegen
ittag. Aber Napoleon sammelte einige auserlesene
ufen, ordnete sie und führte sie kühn auf die Gegner,
d mit solchem Ungestüm, daß sich hier der Sieg auf seine
ite neigte, und in Leipzig ob seines Triumphs geläutet
rden mußte. Aber es war zu früh geläutet! denn
chwarzenberg, der die ganze Schlacht regierte, sahe
n dem Thurme eines Dorfes die Gefahr der Seinen
d sendete ihnen Hilfe. Die durchbrochenen Reihen
rbanden sich wieder. So wie hier tapfer gefochten
irde, so blutig ging es zu, wo Blücher und die an-

Schlesien, seine Armee auf Wagen gepackt, schnell herbeikam und viele Tausende von ihnen gefangen nahm. Darüber wuchs sein Stolz, und er gedachte, tief in Böhmen eindringen zu lassen und die Heere seiner Gegner von einander zu trennen. Dazu ersah er Vandamme, einen seiner Generäle, den die Deutschen ob seines Stolzes und seiner Härte am mehrsten haßten. Aber dieser stieß mit seinen 30,000 bei Culm in Böhmen auf 8000 Russen, und so klein auch die Heldenschaar war, und obgleich die Hälfte von ihnen todt oder verwundet da lag, Vandamme konnte doch nicht vordringen. Da führte Preußens König, der in der Nähe war, Hilfe herbei, und nun wurden die Franzosen gedrängt. Sie sandten nach Rettung und sahen sehnsuchtsvoll nach den Höhen, von denen sie herabsteigen sollte. Bald zeigten sich auch Männer und Rosse auf den Bergen, aber es war der Preußische General Kleist, der ihnen in den Rücken fiel. Jetzt verzweifelten die Franzosen, und nur wenige bauten sich durch, zwei Drittel aber blieben todt oder gefangen zurück. Auch Vandamme wurde gefangen. Als das Napoleon hörte, zürnte er sehr und sagte: „Einem geschlagenen Feinde muß man eine goldne Brücke bauen, oder einen eisernen Baum vorlegen. Aber Vandamme war zu dem Letztern nicht stark genug und ist wegen seiner Unklugheit geschlagen.“

Napoleon hatte Berlin noch nicht vergessen, und was Oudinot nicht gekonnt hatte, sollte der kühne Marschall Ney versuchen. Er stieß mit seinen 80,000 Mann bei Dennewitz auf Bülow's Schaar, die nur ein Viertel so groß war. Da galt es, nicht die Menge zu achten und tapfer dazustehen gegen die Uebermacht. Im Sturmschritt und mit dem Bajonette in der kräftigen Faust drangen die Preußen auf den Feind ein und achteten dessen Feuer nicht. Darüber wurden die Franzosen wüthend und durchbohrten selbst schon hingestreckte Preußen, die mit dem eisernen Kreuze geschmückt waren, mit mehren Stichen. Als am Abend der Kronprinz von Schweden herbeieilte, wurde das Werk vollendet, und die Schlacht in einem Augenblicke entschieden. Ein Viertel der feindlichen Armee wurde gefangen oder getödtet, und die Uebrigen — eilten größtentheils stracks nach der Heimath über den Rhein, so daß Ney schrieb: „Ich bin nicht mehr Herr meines Heers; es versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöset.“

Jetzt konnte Napoleon einsehen, daß er sich in Sachsen nicht mehr zu halten vermöge; denn auch an Lebensmitteln fing es an, ihm zu mangeln. Aber sein Herz war verhärtet, und sein Auge verblendet. Er zog hin und her; von Dresden bald auf die Straße nach Böhmen, bald auf die Straße nach Schlesien. Ueberall umschwebten ihn seine Gegner, die ihm den Rückzug nach dem Rhein abzuschneiden drohten. Endlich verließ er Dresden, zog sich aber nur nach Leipzig, um dort in den großen Ebnen sein Glück noch einmal zu versuchen, und — fast unterzugehen.

Hier wurde am 16. 18. und 19. October 1813 die große Schlacht geliefert, die Deutschland befreite. Als Napoleon sich zurückzog, folgten ihm die Armeen des Bundes, und Blücher war sogar hinter die Saale gezogen, um der großen Armee in der Nähe zu sein und an dem Werke mit arbeiten zu helfen. — Napoleon hatte an zwei hundert tausend Mann, und das war der Kern seiner Armeen; was feig war, hatte sich davon gemacht; was keine Kraft besaß, war den Anstrengungen des Kriegs erlegen. Wer die ungeheuren Züge nach Leipzig sahe, konnte für Deutschlands Rettung wol zittern. Und wirklich, es kostete viele Deutsche und Russen, ehe gerufen werden konnte: Deutschland ist erlöset!

Anderthalb Stunden um Leipzig herum hatten sich die Franzosen gelagert und an vielen Stellen verschanzt. Um 9 Uhr des Morgens fing die Völkerschlacht an; aus 600 französischen und 1000 Kanonen des Bundes brüllte der Donner, daß die Erde erbebte, so daß die ältesten Krieger versicherten, ein solches Krachen noch nie gehört zu haben. Die Bundestruppen griffen muthig an, und es wich die ganze Schlachtreihe der Franzosen zurück. Das war gegen Mittag. Aber Napoleon sammelte einige auserlesene Haufen, ordnete sie und führte sie kühn auf die Gegner, und mit solchem Ungestüm, daß sich hier der Sieg auf seine Seite neigte, und in Leipzig ob seines Triumphs geläutet werden mußte. Aber es war zu früh geläutet! denn Schwarzenberg, der die ganze Schlacht regierte, sahe von dem Thurme eines Dorfes die Gefahr der Seinen und sendete ihnen Hilfe. Die durchbrochenen Reihen verbanden sich wieder. So wie hier tapfer gefochten wurde, so blutig ging es zu, wo Blücher und die an-

dern Schaaren standen. Auf beiden Seiten wurde an diesem Tage gewonnen und verloren; der Kampf blieb unentschieden, so viele Tausende auch gefallen waren.

Am späten Abend ruhte die Schlacht; aber mehre tausend Wachtfeuer und acht Dörfer und Flecken loderten empor. Viele Krieger schliefen den Todesschlaf, viele schwer verwundete kämpften mit herben Schmerzen und erflehten vom Himmel das Ende ihrer Noth. Das war das Werk eines Mannes, der kein Ohr für den Jammer, nur ein Auge für glänzende Siege hatte.

Am folgenden Tage wurde wenig gestritten; denn Napoleon versuchte die alten Künste, Zwietracht unter die Gegner zu bringen und Einzelne zu gewinnen. Sein Blick war auf Oestreichs Kaiser gerichtet, dem er an diesem Tage Anträge machen ließ. Aber der ganze Bund hielt zusammen; denn Napoleons Verheißungen hatten bei Allen den Glauben verloren.

Am 18. wurde Deutschlands Rettung entschieden. Von Mitternacht her drang Johann und Blücher, von Morgen der Russische General Benningsen und von Mittag der Oberfeldherr Schwarzenberg mit der stärksten Macht. Der letzte hatte den blutigsten Kampf zu bestehen, denn er stand der größten Kraft des Feindes bei Probstheida gegenüber. Die Franzosen machten Schießlöcher in die Gartenmauern und bildeten aus jedem Hause eine Festung. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über den Haufen der Erschlagenen hinweg steigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen frischen Leben unsere Freiheit bezahlt. Das Dorf wurde nicht gewonnen, denn die drei Monarchen, welche in der Nähe auf einem Hügel standen, hemmten am Abend durch ihr Wort das weitere Blutvergießen, da an andern Stellen schon der Sieg ganz errungen war, und der Feind auf den Rückzug dachte. Blücher war nemlich von seiner Seite her glücklich vorgedrungen, und nach vier sauern Stunden war der Feind zurückgedrängt, obgleich Napoleon Garden über Garden zu Hilfe sendete. Hier genossen die Verbündeten die Freude, daß die sächsischen Regimenter, die bis dahin nach ihres Königs Befehl für Napoleon gekämpft hatten, zu ihnen übertraten. Mit fliegenden Fahnen und klingendem

Spiele zogen sie Angesichts der erstarrten Franzosen hinüber und wendeten flugs ihre Kanonen auf die nun feindlichen Reihen. Immer enger und enger wurde der Raum für die Franzosen, welche tapfer genug für die böse Sache gestritten hatten, und schon um 10 Uhr des Morgens fing von Leipzig aus ein großer Troß von Gepäcke mit starker Bedeckung an, nach der einzigen offenen Abendseite zu ziehen. Am Abend hatten zwar die Feinde noch Probstheida besetzt, aber die Seiten ihres besetzten Dreiecks waren zusammengedrängt. Napoleon befand sich noch bei dunkler Nacht an einer Windmühle, von wo aus er an diesem heißen Tage seine Befehle ertheilt hatte. Welche Gefühle mußten ihn ängstigen! Furcht und Hoffnung. Unwille und Schadenfreude hatten abwechselnd in diesen Tagen in seiner Seele gewogt, bis endlich der kalte Schauer der Gewißheit: Hier ist Alles verloren! — ihn erfüllte. Da sank er am Abend, auf einem Schemel sitzend, in Schlummer. Nach einer Viertelstunde erwachte er, und als sein Geist sich wieder sammelte und die Wirklichkeit des Falls von seiner Siegerhöhe fühlte, da raffte er sich zusammen und eilte nach Leipzig, um zum letztenmale da zu übernachten.

Am 19. früh gleich nach Mitternacht begann der Rückzug des ganzen französischen Heeres, aber die Verbündeten stürmten auf die Stadt ein, wo wegen der Eile der Flucht und der Menge des Gepäckes, das Drängen und die Unordnung groß war. Napoleon sagte dem Könige von Sachsen ein Lebewohl und wollte um 10 Uhr des Morgens rasch die Stadt verlassen. Aber er und seine Trabanten vermochten nicht die Menge zu trennen, und auf einem großen Umwege in der Stadt, und zu dem entgegengesetzten Thore hinaus, mußte er das Weite suchen. Um halb 12 Uhr ertönten die ersten preußischen Hörner in den Gassen der Stadt, und es wehten die weißen Tücher zum Willkommen aus den Fenstern noch während des Schießens, Nachmittags zogen Alexander und Preußens König, und bald nach ihnen der Kaiser Franz in die eroberte Stadt. An diesem Tage verlor Napoleon mehr, als an den vorigen Tagen der Schlacht. Denn zur Deckung des Rückzuges sprengten die Franzosen eine Brücke, welche über die Elster führte, und es erscholl ein lautes Jammergeschrei; denn noch 15,000 waffenfähige Krieger waren

jenseits geblieben. Sie wurden gefangen, oder fanden den Tod in den Fluthen. An 400 Kanonen wurden in diesen wenigen Tagen dem Feinde entrissen.

Napoleon floh nach dem Rhein, verfolgt von den siegreichen Gegnern. Die leichten Cosacken umschwärmten ihn und zogen zum Theil ihm voraus, und bei Hanau stand eine große Schaar Baiern und suchte die Fremdlinge mit kräftigen Armen zum Weilen zu bringen, damit das große Bundesheer sie noch erreichte. Das wußte Napoleon und kämpfte drei Tage, und durchbrach endlich, doch mit großem Verluste den Damm, der sich ihm entgegenstemmte. Am 2. November zog er über den Rhein, um mit seiner Ankunft in Paris den stolzen Bewohnern Alles zu sagen, was ihm geschehen.

10. Der Einfall in Frankreich. Paris wird eingenommen. Napoleon abgesetzt.

Aus Deutschland war der Mann verjagt, welcher seit vielen Jahren dessen Geißel gewesen war; aber er war immer noch furchtbar. Gegen Norden deckte ihn Holland mit seinen Festen, die durch Schleusen unzugänglich gemacht werden konnten; gegen Süden die gebirgige Schweiz; zwischen beiden Ländern, dem Rhein gegenüber, zog eine dreifache Reihe von Festungen einen ehernen Gürtel, und im Innern rüstete er sich, und nur wenige Stimmen wagten es, zum Frieden zu rathen. Doch die Macht sollte gebrochen werden!

Holland, das Napoleon vergessen hatte, nur etwas stark zu besetzen, sehnte sich schon lange nach den Rettern und öffnete den Befreiern Deutschlands gern seine Thore. Die Schweiz vergönnte dem mächtigen Bunde den Durchzug, und am ersten Januar setzten an vielen Stellen die Bundesgenossen über den deutschen Rhein. An den Festen verweilte man nicht mit der Macht, sondern zog, bei vielen einen Heereshaufen stehen lassend, vorwärts. Am ersten Februar 1814 trat Napoleon bei Brienne dem Feldmarschall Blücher zuerst in den Weg, aber Brienne, ehemals eine Schule für angehende Krieger, worin auch Bonaparte die Kunst gelernt hatte, welche ihn groß machte, wurde nicht eher verlassen, als bis Napoleon es in Brand geschossen und damit, wie Blücher sagte, die Wiege

seines Ruhms angezündet hatte. Am andern Tage war die Schlacht allgemein. Hart wurde um ein Dorf gekämpft, und wiederholte Angriffe vermochten nicht, die Feinde daraus zu verdrängen. Da stellt sich Blücher selbst an die Spitze der Stürmenden und ruft ihnen zu: Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts; nun will ich Euch zeigen, was Vorwärts heißt! — und damit treibt er sein Pferd mitten in des Geschützes Donner, die Seinigen im Sturmschritt ihm nach, das Dorf wird erobert, die Schlacht gewonnen. Napoleon zieht sich zurück.

Der Bund bot ihm den Frieden an. Die Engländer hatten Spanien den Franzosen fast ganz entwunden, waren über die Pyrenäen gestiegen und drangen auf französischem Gebiete in Süden vor; das große Heer der Verbündeten, auf Holland und die Schweiz mit den beiden Enden ihres Zuges sich stützend, drangen in einem Dreiecke vor, ganz Europa stand gegen ihn, und dennoch war er in seinem Stolze verblendet und zögerte mit seinen Erklärungen, weil er immer noch hoffte, eine Blöße der Verbündeten zu entdecken, sie rasch zu benutzen, und als Sieger die Gesetze zum Frieden vorzuschreiben. Wirklich, er sollte noch einmal gewinnen, um dann Alles zu verlieren.

Die Verbündeten nemlich hielten Napoleons Macht nicht für sehr stark, die Wege waren grundlos, der Unterhalt für die vereinigten Heere wurde schwierig, und — Blücher zog mit der Schlesischen Armee des einen Weges voran, das große Heer ging eines andern Weges. Jetzt stürzte sich Napoleon mit seiner Macht auf Blücher los. Er hatte sich verstärkt, indem er 20,000 Mann aus Spanien zu Wagen hatte herbeieilen lassen. Blüchers Vortrapp wurde überfallen, viele starben den Heldentod, Mehre wurden gefangen; als aber die Schlesische Hauptarmee selbst angefallen wurde, da stellte Blücher der überlegenen Zahl, besonders der stärkern Reiterei, kalte Besonnenheit und hohen Muth entgegen, die Regimenter bildeten sich in Vierecken gegen die Reiterei, und die Ordnung wurde in der ganzen Stellung behauptet. Man zog sich unter beständigem Kampfe zurück. Napoleon aber jubelte laut: Ich habe die Hauptstadt meines Reichs gerettet! und als die Männer, welche zu einem Friedensschluß versammelt waren, in ihn drangen, so wollte er von keinen

Jungfrau ihren Schmuck, die Hausfrau ihr weniges Silbergeräthe dar; Kinder reichten ihren Sparpfennig, Dienstmägde ihre silbernen Ohrringe; und man hat von Jungfrauen gehört, die bitterlich weinten, daß sie keine Gabe darzubringen hatten und endlich ihr langes Haar abschnitten, es verkauften und den Preis still für das Vaterland darbrachten.

Nicht bloß Preußen lag denen, die solche Opfer darbrachten, vor Augen; nein, es war bei vielen auch die Sache des gesammten Deutschlands und der Grimm gegen den Unterdrücker der Völker. Darum schlossen sich an die langen Reihen der Preußischen Krieger auch Jünglinge aus Sachsen, Oestreich und vom Rhein und aus Westphalen an, um sich mit den deutschen Brüdern zu verbinden.

Als Preußens Kriegserklärung in Paris ankam, ergrimmte der französische Kaiser und beschloß das Preußische Reich und den Preußischen Namen zu vernichten, und sagte am 1. April: Wenn auch die Feinde auf der Höhe vor Paris ständen, so würde ich doch kein Dorf von meinen Eroberungen herausgeben. Aber nach einem Jahre standen die Preußen auf der gedachten Höhe, und sie marschirten in die Stadt, und am 1. April 1814 war von keinem Dorfe, nein vom ganzen Reiche die Rede, was Bonaparte verlieren sollte.

8. Die Schlacht bei Lützen. Der Waffenstillstand. Oestreich und Baiern schließen sich an den Bund.

Bei Lützen, in Sachsen, wo im dreißigjährigen Kriege für Deutschlands Freiheit gekämpft worden war, sollten die Armeen von Rußland und Preußen die erste große Probe ihrer vereinigten Tapferkeit ablegen. Ein großer Theil der neuen französischen Truppen war über den Rhein gegangen, und Napoleon stand an ihrer Spitze. Er zog seine Schaaren immer mehr zusammen, um den Verbündeten einen harten Schlag zu versetzen. Aber auf dem Wege griffen diese ihn muthig an und verjagten einen Flügel, daß er zerstreut viele Meilen floh. Das erfuhr Napoleon und ergrimmte. Schnell stellte er 80 Kanonen auf eine Stelle und drang mit seiner Garde auf das Dorf ein, welches die Verbündeten mit Anstrengung erobert hatten, und ein neuer französischer Heereshaufe eilte herbei und drängte die Russen

und Preußen ins Freie. Da bildeten diese Vierecke, standen wie eherne Mauern und behaupteten die Stelle. Keine einzige Fahne, keine Kanone verloren sie, obgleich der Feind drei Mann gegen zwei Verbündete aufstellen konnte, denn es standen 80,000 Mann des Bundes gegen 120,000 Franzosen. Durch ganz Deutschland verbreitete sich der Ruf von der Kühnheit der jungen Preußen, die zum erstenmale den Donner der Schlacht gehört hatten. Und obgleich die Verbündeten sich in der Nacht zurückzogen, weil sie noch nicht stark genug waren, und des Feindes Macht sich immer noch mehrte: so war doch Aller Muth gehoben, und der Feind hatte Achtung vor ihnen bekommen. Das war der große Zweck, den man vorerst zu erlangen suchen mußte, und der glücklich erreicht war.

Der französische Kaiser sammelte immer größere Schaaren, drang mit großer Uebermacht auf die Verbündeten ein und bekam ganz Sachsen und ein Stück von Schlesien in seine Gewalt. Doch diese zogen sich in Ordnung, nicht fliehend, sondern langsamen Schrittes vor der Menge zurück und fügten ihnen manchen Schaden zu. Das war der Vorgang einiger Wochen, und alle Deutsche hofften bald von einem glücklichen, entscheidenden Schlage zu hören. Da erscholl auf einmal die Nachricht von einem Waffenstillstande. Für den ersten Augenblick wurden alle Deutsche wieder niedergeschlagen und fürchteten einen Frieden, welcher die Dränger nicht in die Schranken zurückwies und ihnen vergönnte, bei gelegener Zeit wieder los zu brechen; Viele hätten es gern gesehen, daß gleich Alles auf das Spiel gesetzt würde. Aber darin bestand die Weisheit der Fürsten, und es gebührt ihnen hoher Dank dafür, daß sie ruhig, ohne heftige Leidenschaft das Ganze übersahen und die Rettung Deutschlands, ja Europas nicht mit schwacher Hand auf das Spiel einer Schlacht setzen wollten. Sie gedachten in dem Waffenstillstande nicht bloß ihre Truppen zu mehren mit jungen Kriegern, sondern auch einen mächtigen Bundesgenossen zu erhalten. Auf Oestreichs Beitritt rechneten sie. Und was sie erwarteten, geschah. — Napoleon schloß gern den Waffenstillstand, weil er an Oestreichs Uebergang zum Bunde nicht glaubte, oder weil er auf jeden Fall sich furchtbar in der Zeit der Ruhe zu rüsten gedachte, um alle Gegner

gänzlich zu vernichten. Denn an Frieden dachte sein Herz nicht; er war gewohnt, daß seine Gegner um Frieden baten, und daß er als glänzender Sieger die Bedingungen vorschrieb; jetzt aber hatte er nur unbedeutende Vortheile errungen, und der Bund machte Forderungen.

Franz, der Kaiser von Oestreich, hatte Napoleon vor einigen Jahren seine Tochter zur Gemahlin gegeben, aber die Ruhe Oestreichs war nicht durch dies Opfer erkauft. Während des Waffenstillstandes sprach Franz Worte des Friedens und ermahnte mit Wärme und mit Kraft Napoleon zur Nachgiebigkeit; als er aber nicht gehört wurde, dachte er bloß an Oestreichs, Deutschlands und Europas Ruhe, edel vergessend, daß er Vater der französischen Kaiserin wäre und erklärte dem Eidam den Krieg. Dafür segnen ihn seine Zeitgenossen, und es wird ihn die Nachwelt segnen. Der Bund war nun, allein in Böhmen, mit 150,000 Oestreichern verstärkt. Nach einigen Wochen trat auch Baiern dazu, und der Kronprinz Schwedens, ein edler Franzose, ehemals der Waffengefährte Napoleons, hocherfahren im Kriegswerke, befehligte eine Schaar Schweden, Preußen und Russen im nördlichen Deutschland, besonders um Berlin zu decken. Der östreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg befehligte das Hauptheer in Böhmen, das aus Oestreichern, Russen und Preußen zusammengesetzt war, und der preußische General Blücher, ein Greis an Jahren und Erfahrung, ein Jüngling an Kraft und Leben, hoch geehrt und geliebt von allen Kriegern, führte das Schlesische Heer, welches aus Preußen und Russen zusammengesetzt war. Der erste seines Generalstabes war der einsichtige General Gneisenau. Schwarzenberg, Blücher und Johann, Schwedens Kronprinz, waren die Anführer der Bundesarmee, welche nicht bloß an Muth, sondern auch an Zahl jetzt die feindliche übertraf.

Der Waffenstillstand ging nach 6 Wochen den 17. August zu Ende.

9. Die Treffen bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dresden, Culm und Dennewitz. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Es sollte nochmals geschlagen werden; das wollten der

Starrsinn und der Stolz des französischen Herrschers. Er gedachte auf das Schlesische Heer mit der Hauptmacht loszufahren und es zu zerstreuen, während Oudinot, einer seiner Marschälle, Berlin nehmen sollte. Schon stand der letztere bei Groß-Beeren, 2 Stunden von Berlin, und meinte, am nächsten Morgen in die Hauptstadt einzuziehen, als Bülow, ein Preußischer General, ihn angriff. Es strömt der Regen, die Gewehre brennen nicht ab, aber das Geschütz donnert, und die Preußischen Landwehrmänner kehren das Gewehr um und schlagen mit der Kolbe auf die feindlichen Schädel. Da zerstreut sich der Feind, 26 Kanonen und einige tausend Mann werden genommen, und Berlin, das in ernster Stille des Ausgangs geharrt hat, ist für diesmal gerettet.

Als Napoleon auf Blücher sich stürzte, zog sich dieser weislich zurück und lockte ihn immer weiter von Dresden ab. Da griff Fürst Schwarzenberg an. Napoleon erfuhr dies, ließ einen seiner Marschälle mit 80,000 Mann in Schlesien und eilte rasch den Seinen in Dresden zu Hilfe. Aber als der Marschall allein stand, zog sich Blücher nicht mehr zurück und ordnete seine Armee, die bei weitem keine 80,000 Mann zählte. „Nun habe ich genug Franzosen herüber," sprach er an der Katzbach, wo er auf den Marschall stieß, „nun Kinder, frisch vorwärts!" Es war ein fürchterliches Regenwetter, der Erdboden war mit Schlamm bedeckt, die Flüsse und Bäche brausten von den Bergen herab, und die ganze Gegend wurde durch den Regen verschleiert. Des achteten aber die Preußen und Russen nicht, sondern stürmten wacker mit dem Bajonett und mit dem Schwert auf den Feind und durchbrachen seine Reihen. Eine gewaltige Verwirrung entstand unter den Franzosen, viele fanden in den Bergströmen ihren Tod, viele wurden gefangen, viele niedergehauen. Ueber 100 Kanonen wurden erbeutet, und Schlesien von Feinden gesäubert. Von dem Tage nannten die Soldaten ihren Blücher den Feldmarschall Vorwärts, und Preußens König machte ihn zum Feldmarschall und späterhin zum Fürsten von Wahlstadt.

Aber bei Dresden war der Bund nicht so glücklich gewesen. Schon war Fürst Schwarzenberg bis an die Gärten vor der Stadt gedrungen, als Napoleon von

Schlesien, seine Armee auf Wagen gepackt, schnell herbeikam und viele Tausende von ihnen gefangen nahm. Darüber wuchs sein Stolz, und er gedachte, tief in Böhmen eindringen zu lassen und die Heere seiner Gegner von einander zu trennen. Dazu ersah er Vandamme, einen seiner Generäle, den die Deutschen ob seines Stolzes und seiner Härte am mehrsten haßten. Aber dieser stieß mit seinen 30,000 bei Culm in Böhmen auf 8000 Russen, und so klein auch die Heldenschaar war, und obgleich die Hälfte von ihnen todt oder verwundet da lag, Vandamme konnte doch nicht vordringen. Da führte Preußens König, der in der Nähe war, Hilfe herbei, und nun wurden die Franzosen gedrängt. Sie sandten nach Rettung und sahen sehnsuchtsvoll nach den Höhen, von denen sie herabsteigen sollte. Bald zeigten sich auch Männer und Rosse auf den Bergen, aber es war der Preußische General Kleist, der ihnen in den Rücken fiel. Jetzt verzweifelten die Franzosen, und nur wenige bauten sich durch, zwei Drittel aber blieben todt oder gefangen zurück. Auch Vandamme wurde gefangen. Als das Napoleon hörte, zürnte er sehr und sagte: „Einem geschlagenen Feinde muß man eine goldne Brücke bauen, oder einen eisernen Baum vorlegen. Aber Vandamme war zu dem Letztern nicht stark genug und ist wegen seiner Unklugheit geschlagen.“

Napoleon hatte Berlin noch nicht vergessen, und was Oudinot nicht gekonnt hatte, sollte der kühne Marschall Ney versuchen. Er stieß mit seinen 80,000 Mann bei Dennewitz auf Bülow's Schaar, die nur ein Viertel so groß war. Da galt es, nicht die Menge zu achten und tapfer dazustehen gegen die Uebermacht. In Sturmschritt und mit dem Bajonette in der kräftigen Faust drangen die Preußen auf den Feind ein und achteten dessen Feuer nicht. Darüber wurden die Franzosen wüthend und durchbohrten selbst schon hingestreckte Preußen, die mit dem eisernen Kreuze geschmückt waren, mit mehren Stichen. Als am Abend der Kronprinz von Schweden herbeieilte, wurde das Werk vollendet, und die Schlacht in einem Augenblicke entschieden. Ein Viertel der feindlichen Armee wurde gefangen oder getödtet, und die Uebrigen — eilten größtentheils stracks nach der Heimath über den Rhein, so daß Ney schrieb: „Ich bin nicht mehr Herr meines Heers; es versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöset.“

Jetzt konnte Napoleon einsehen, daß er sich in Sachsen nicht mehr zu halten vermöge; denn auch an Lebensmitteln fing es an, ihm zu mangeln. Aber sein Herz war verhärtet, und sein Auge verblendet. Er zog hin und her; von Dresden bald auf die Straße nach Böhmen, bald auf die Straße nach Schlesien. Ueberall umschwebten ihn seine Gegner, die ihm den Rückzug nach dem Rhein abzuschneiden drohten. Endlich verließ er Dresden, zog sich aber nur nach Leipzig, um dort in den großen Ebnen sein Glück noch einmal zu versuchen, und — fast unterzugehen.

Hier wurde am 16. 18. und 19. October 1813 die große Schlacht geliefert, die Deutschland befreite. Als Napoleon sich zurückzog, folgten ihm die Armeen des Bundes, und Blücher war sogar hinter die Saale gezogen, um der großen Armee in der Nähe zu sein und an dem Werke mit arbeiten zu helfen. — Napoleon hatte an zwei hundert tausend Mann, und das war der Kern seiner Armeen; was feig war, hatte sich davon gemacht; was keine Kraft besaß, war den Anstrengungen des Kriegs erlegen. Wer die ungeheuren Züge nach Leipzig sahe, konnte für Deutschlands Rettung wol zittern. Und wirklich, es kostete viele Deutsche und Russen, ehe gerufen werden konnte: Deutschland ist erlöset!

Anderthalb Stunden um Leipzig herum hatten sich die Franzosen gelagert und an vielen Stellen verschanzt. Um 9 Uhr des Morgens fing die Völkerschlacht an; aus 600 französischen und 1000 Kanonen des Bundes brüllte der Donner, daß die Erde erbebte, so daß die ältesten Krieger versicherten, ein solches Krachen noch nie gehört zu haben. Die Bundestruppen griffen muthig an, und es wich die ganze Schlachtreihe der Franzosen zurück. Das war gegen Mittag. Aber Napoleon sammelte einige auserlesene Haufen, ordnete sie und führte sie kühn auf die Gegner, und mit solchem Ungestüm, daß sich hier der Sieg auf seine Seite neigte, und in Leipzig ob seines Triumphs geläutet werden mußte. Aber es war zu früh geläutet! denn Schwarzenberg, der die ganze Schlacht regierte, sahe von dem Thurme eines Dorfes die Gefahr der Seinen und sendete ihnen Hilfe. Die durchbrochenen Reihen verbanden sich wieder. So wie hier tapfer gefochten wurde, so blutig ging es zu, wo Blücher und die an-

dern Schaaren standen. Auf beiden Seiten wurde an diesem Tage gewonnen und verloren; der Kampf blieb unentschieden, so viele Tausende auch gefallen waren.

Am späten Abend ruhte die Schlacht; aber mehre tausend Wachtfeuer und acht Dörfer und Flecken loderten empor. Viele Krieger schliefen den Todesschlaf, viele schwer verwundete kämpften mit herben Schmerzen und erflehten vom Himmel das Ende ihrer Noth. Das war das Werk eines Mannes, der kein Ohr für den Jammer, nur ein Auge für glänzende Siege hatte.

Am folgenden Tage wurde wenig gestritten; denn Napoleon versuchte die alten Künste, Zwietracht unter die Gegner zu bringen und Einzelne zu gewinnen. Sein Blick war auf Oestreichs Kaiser gerichtet, dem er an diesem Tage Anträge machen ließ. Aber der ganze Bund hielt zusammen; denn Napoleons Verheißungen hatten bei Allen den Glauben verloren.

Am 18. wurde Deutschlands Rettung entschieden. Von Mitternacht her drang Johann und Blücher, von Morgen der Russische General Benningsen und von Mittag der Oberfeldherr Schwarzenberg mit der stärksten Macht. Der letzte hatte den blutigsten Kampf zu bestehen, denn er stand der größten Kraft des Feindes bei Probstheida gegenüber. Die Franzosen machten Schießlöcher in die Gartenmauern und bildeten aus jedem Hause eine Festung. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über den Haufen der Erschlagenen hinweg steigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen frischen Leben unsere Freiheit bezahlt. Das Dorf wurde nicht gewonnen, denn die drei Monarchen, welche in der Nähe auf einem Hügel standen, hemmten am Abend durch ihr Wort das weitere Blutvergießen, da an andern Stellen schon der Sieg ganz errungen war, und der Feind auf den Rückzug dachte. Blücher war nemlich von seiner Seite her glücklich vorgedrungen, und nach vier sauern Stunden war der Feind zurückgedrängt, obgleich Napoleon Garden über Garden zu Hilfe sendete. Hier genossen die Verbündeten die Freude, daß die sächsischen Regimenter, die bis dahin nach ihres Königs Befehl für Napoleon gekämpft hatten, zu ihnen übertraten. Mit fliegenden Fahnen und klingendem

Spiele zogen sie Angesichts der erstarrten Franzosen hinüber und wendeten flugs ihre Kanonen auf die nun feindlichen Reihen. Immer enger und enger wurde der Raum für die Franzosen, welche tapfer genug für die böse Sache gestritten hatten, und schon um 10 Uhr des Morgens fing von Leipzig aus ein großer Troß von Gepäcke mit starker Bedeckung an, nach der einzigen offenen Abendseite zu ziehen. Am Abend hatten zwar die Feinde noch Probstheida besetzt, aber die Seiten ihres besetzten Dreiecks waren zusammengedrängt. Napoleon befand sich noch bei dunkler Nacht an einer Windmühle, von wo aus er an diesem heißen Tage seine Befehle ertheilt hatte. Welche Gefühle mußten ihn ängstigen! Furcht und Hoffnung, Unwille und Schadenfreude hatten abwechselnd in diesen Tagen in seiner Seele gewogt, bis endlich der kalte Schauer der Gewißheit: Hier ist Alles verloren! — ihn erfüllte. Da sank er am Abend, auf einem Schemel sitzend, in Schlummer. Nach einer Viertelstunde erwachte er, und als sein Geist sich wieder sammelte und die Wirklichkeit des Falls von seiner Siegerhöhe fühlte, da raffte er sich zusammen und eilte nach Leipzig, um zum letztenmale da zu übernachten.

Am 19. früh gleich nach Mitternacht begann der Rückzug des ganzen französischen Heeres, aber die Verbündeten stürmten auf die Stadt ein, wo wegen der Eile der Flucht und der Menge des Gepäckes, das Drängen und die Unordnung groß war. Napoleon sagte dem Könige von Sachsen ein Lebewohl und wollte um 10 Uhr des Morgens rasch die Stadt verlassen. Aber er und seine Trabanten vermochten nicht die Menge zu trennen, und auf einem großen Umwege in der Stadt, und zu dem entgegengesetzten Thore hinaus, mußte er das Weite suchen. Um halb 12 Uhr ertönten die ersten preußischen Hörner in den Gassen der Stadt, und es wehten die weißen Tücher zum Willkommen aus den Fenstern noch während des Schießens. Nachmittags zogen Alexander und Preußens König, und bald nach ihnen der Kaiser Franz in die eroberte Stadt. An diesem Tage verlor Napoleon mehr, als an den vorigen Tagen der Schlacht. Denn zur Deckung des Rückzuges sprengten die Franzosen eine Brücke, welche über die Elster führte, und es erscholl ein lautes Jammergeschrei; denn noch 15,000 waffenfähige Krieger waren

jenseits geblieben. Sie wurden gefangen, oder fanden den Tod in den Fluthen. An 400 Kanonen wurden in diesen wenigen Tagen dem Feinde entrissen.

Napoleon floh nach dem Rhein, verfolgt von den siegreichen Gegnern. Die leichten Cosacken umschwärmten ihn und zogen zum Theil ihm voraus, und bei Hanau stand eine große Schaar Baiern und suchte die Fremdlinge mit kräftigen Armen zum Weilen zu bringen, damit das große Bundesheer sie noch erreichte. Das wußte Napoleon und kämpfte drei Tage, und durchbrach endlich, doch mit großem Verluste den Damm, der sich ihm entgegenstemmte. Am 2. November zog er über den Rhein, um mit seiner Ankunft in Paris den stolzen Bewohnern Alles zu sagen, was ihm geschehen.

10. Der Einfall in Frankreich. Paris wird eingenommen. Napoleon abgesetzt.

Aus Deutschland war der Mann verjagt, welcher seit vielen Jahren dessen Geißel gewesen war; aber er war immer noch furchtbar. Gegen Norden deckte ihn Holland mit seinen Festen, die durch Schleusen unzugänglich gemacht werden konnten; gegen Süden die gebirgige Schweiz; zwischen beiden Ländern, dem Rhein gegenüber, zog eine dreifache Reihe von Festungen einen ehernen Gürtel, und im Innern rüstete er sich, und nur wenige Stimmen wagten es, zum Frieden zu rathen. Doch die Macht sollte gebrochen werden!

Holland, das Napoleon vergessen hatte, nur etwas stark zu besetzen, sehnte sich schon lange nach den Rettern und öffnete den Befreiern Deutschlands gern seine Thore. Die Schweiz vergönnte dem mächtigen Bunde den Durchzug, und am ersten Januar setzten an vielen Stellen die Bundesgenossen über den deutschen Rhein. An den Festen verweilte man nicht mit der Macht, sondern zog, bei vielen einen Heereshaufen stehen lassend, vorwärts. Am ersten Februar 1814 trat Napoleon bei Brienne dem Feldmarschall Blücher zuerst in den Weg, aber Brienne, ehemals eine Schule für angehende Krieger, worin auch Bonaparte die Kunst gelernt hatte, welche ihn groß machte, wurde nicht eher verlassen, als bis Napoleon es in Brand geschossen und damit, wie Blücher sagte, die Wiege

seines Ruhms angezündet hatte. Am andern Tage war die Schlacht allgemein. Hart wurde um ein Dorf gekämpft, und wiederholte Angriffe vermochten nicht, die Feinde daraus zu verdrängen. Da stellt sich Blücher selbst an die Spitze der Stürmenden und ruft ihnen zu: Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts; nun will ich Euch zeigen, was Vorwärts heißt! — und damit treibt er sein Pferd mitten in des Geschützes Donner, die Seinigen im Sturmschritt ihm nach, das Dorf wird erobert, die Schlacht gewonnen. Napoleon zieht sich zurück.

Der Bund bot ihm den Frieden an. Die Engländer hatten Spanien den Franzosen fast ganz entwunden, waren über die Pyrenäen gestiegen und drangen auf französischem Gebiete in Süden vor; das große Heer der Verbündeten, auf Holland und die Schweiz mit den beiden Enden ihres Zuges sich stützend, drangen in einem Dreiecke vor, ganz Europa stand gegen ihn, und dennoch war er in seinem Stolze verblendet und zögerte mit seinen Erklärungen, weil er immer noch hoffte, eine Blöße der Verbündeten zu entdecken, sie rasch zu benutzen, und als Sieger die Gesetze zum Frieden vorzuschreiben. Wirklich, er sollte noch einmal gewinnen, um dann Alles zu verlieren.

Die Verbündeten nemlich hielten Napoleons Macht nicht für sehr stark, die Wege waren grundlos, der Unterhalt für die vereinigten Heere wurde schwierig, und — Blücher zog mit der Schlesischen Armee des einen Weges voran, das große Heer ging eines andern Weges. Jetzt stürzte sich Napoleon mit seiner Macht auf Blücher los. Er hatte sich verstärkt, indem er 20,000 Mann aus Spanien zu Wagen hatte herbeieilen lassen. Blüchers Vortrapp wurde überfallen, viele starben den Heldentod, Mehre wurden gefangen; als aber die Schlesische Hauptarmee selbst angefallen wurde, da stellte Blücher der überlegenen Zahl, besonders der stärkern Reiterei, kalte Besonnenheit und hohen Muth entgegen, die Regimenter bildeten sich in Vierecken gegen die Reiterei, und die Ordnung wurde in der ganzen Stellung behauptet. Man zog sich unter beständigem Kampfe zurück. Napoleon aber jubelte laut: Ich habe die Hauptstadt meines Reichs gerettet! und als die Männer, welche zu einem Friedensschluß versammelt waren, in ihn drangen, so wollte er von keinen

Abtretungen hören und meinte: Ich bin jetzt Wien näher, als die Verbündeten Paris.

Aber er wurde es bald gewahr, daß sein Siegeslauf nicht lange dauern sollte. Blücher setzte sich auf den Höhen von Laon, und Napoleon stürmte, als kaum der Tag graute, mit Heftigkeit hinan; aber die Preußen waren auf ihrer Huth und schlugen den Sturm ab; das machte den französischen Kaiser noch hitziger, — aber er stürmte immer vergebens und verlor viele Tausende und viel Geschütz.

Jetzt ergriff Napoleon eine Maßregel, die Frankreich auf einmal von allen seinen Gegnern befreien sollte, ihn aber vom Throne stieß. Er zog sich nach dem Rheine zu, um das Bundesheer nach sich zu locken. Dort war er in der Nähe seiner dreifachen Reihe von Festungen, dort waren die Einwohner für ihn im Aufstande, dort sollte der Ort sein, wo er seine Gegner aufriebe. Er ließ seine Hauptstadt fast unbedeckt liegen und fuhr rasch vor den Verbündeten vorüber, und zog nach dem Rheine zu, voll Erwartung, diese würden ihm folgen.

Aber die Verbündeten ließen den Kühnen mit seinem kleinen Haufen im Rücken und zogen die Straße nach Paris. Das war ein großer Gedanke. Denn noch waren sie 40 Stunden von Paris, und die ödesten, unwirthbarsten Gegenden lagen dazwischen; Paris konnte in Masse die Waffen ergreifen, und der schlaue Feind konnte ihnen im unglücklichen Falle den Rückzug sehr erschweren. Doch alle diese Bedenklichkeiten behielten nicht die Oberhand, und der Ruf an die Armee: Es geht gegen Paris! — goß neues Leben über die Krieger. 10,000 Russische Reiter begleiteten von Ferne den bethörten französischen Kaiser, und er glaubte, das ganze Bundesheer folge ihm und gehe glücklich in die Falle. Das stand aber am 29. vor Paris und erstürmte Tags darauf den Montmartre (lies: Mongmarter) vor der Hauptstadt. Es war ein heißer Tag und eine blutige Arbeit. Doch die stolze Höhe, mit vielen Kanonen versehen, wurde von den Verbündeten erklommen, die nun sich bereiteten, mit gefälltem Bajonette in die Stadt einzudringen. Aber die Vorsteher der Stadt baten um Schonung derselben, die Heereshaufen der Franzosen zogen hinaus, und den 31. Mai um Mittag hielten der Kaiser

Alexander und Preußens König ihren Siegeseinzug, und schon am ersten April erklärte der Bund, weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seiner Familie zu unterhandeln, und forderte die Franzosen auf, sich eine andre Regierung zu wählen. Die Begebenheiten folgten rasch aufeinander. Schon am folgenden Tage faßte der französische Senat im Namen von ganz Frankreich den Beschluß der Absetzung Napoleons.

Dieser hatte sich, wie vorhin gesagt, absichtlich von Paris wieder entfernt und stand in dem Wahne, das Bundesheer folge ihm nach. Da er aber immer und immer nur Reiter hinter sich erblickte und kein Fußvolk der Gegner, so griff er sie an. Die Russische Reiterei zog sich zurück, und er sahe nun wohl ein, daß die große Macht seiner Gegner anderswo sein müßte. Seine bange Ahnung wurde bald zur Gewißheit, indem er am 29. einen Eilboten aus Paris erhielt. Er wurde wie vom Donner gerührt, denn er sahe, daß jetzt wahrscheinlich vor Paris der Streit geendet werden würde. In geringer Begleitung jagte er des Weges nach Paris und vernahm in weiter Ferne den Donner der Schlacht vor Paris. — Zorn, Wuth und Niedergeschlagenheit wechselten in seiner Seele; bald bot er sein Heer auf, ihm wieder zu seinem Reiche zu helfen und versprach ihm die Plünderung der Stadt; bald sendete er an die Monarchen, welche jetzt in Paris herrschten, und bat unter jeder Bedingung um Frieden. Aber die Anhänglichkeit des Heeres wankte, und die fremden Fürsten hörten nicht auf seine Anträge. Endlich machten ihm zwei seiner Marschälle seine Absetzung bekannt und erklärten ihm, daß er auf seine Soldaten nicht mehr rechnen könnte. Sein Trotz war plötzlich gebrochen; es war fürchterlich, von der größten menschlichen Höhe hinabgerissen zu werden, und ein Strom von Thränen stürzte über seine Wangen; auf den Schlachtfeldern, wo Tausende seinem Ehrgeiz geopfert waren, und Tausende von Verwundeten den Eroberer anklagten — war keine Thräne bei ihm geflossen. — Er sammelte bald seinen Geist und versprach zu Gunsten seines Sohnes abzudanken; aber der Senat rief Ludwig den 18. aus dem alten Königshause zum Könige von Frankreich aus; und Napoleon wurde nach Elba, einer kleinen Insel bei Italien, verwiesen. Dort sollte er als Herzog

Handarbeiten, die wegen des edlen Zwecks hernach theuer verkauft wurden. Fast überall bildeten sich die edlen Frauenvereine, dergleichen noch in keinem Kriege gewesen waren. Viele lieferten Wundfäden, Binden für die Verwundeten, bequeme Kleidungsstücke für kranke Krieger und große Summen baares Geld; ja viele, viele edle Jungfrauen warteten in den Lazarethen der Krieger, obgleich gefährliche Seuchen darin wütheten, und wenn auch manche ein Opfer ihrer Vaterlandsliebe und ihrer Barmherzigkeit wurde, so ließen sich die übrigen doch nicht abhalten, ferner zu üben, was ihnen ihr Herz eingab.

Vor allem aber war es erfreulich, zu sehen, daß sich bei jedem Vorfalle der wieder allgemein erwachte Sinn für Frömmigkeit zeigte. Mit Gott wurde das große Werk angefangen; von dem Höchsten erwartete man Beistand, zu ihm flehte man, und als die frohen Nachrichten ertönten, hoben wir zuerst unsern Blick dankbar gen Himmel und brachten, ohne daß immer die Obrigkeit auf diese Pflicht hingewiesen hätte, dem mächtigen himmlischen Vater Dank in unsern Tempeln. Durch die sieben Leidensjahre ist fürwahr viel gewonnen worden. Sie knüpften das künftige Band der Bürger mit dem rechtmäßigen Regenten viel enger; sie lehrten dem Menschen seine Kraft brauchen und anstrengen, fachten das Feuer für Freiheit vom fremden Joche und für eine milde Regierung mehr an und führten die, welche Gottes nicht mehr inbrünstig gedachten, wieder dem Ewigen zu.

11. Bonaparte macht sich wieder zum Kaiser in Frankreich. 1815.

Ein nicht zu hartes Loos war Bonaparte nach den glänzenden Siegen der Verbündeten gefallen. Freilich war es eine Strafe für ihn, daß sein Wirkungskreis — sonst das große Frankreich, ja in mancher Rücksicht ganz Europa mit den andern Welttheilen — jetzt auf eine kleine Insel beschränkt wurde, und daß sein Glanz dahin war; aber er behielt doch unter gewissen Beschränkungen seine bürgerliche Freiheit und war nicht in enge Verwahrung gebracht; viele seiner Anhänger begleiteten ihn, und ein bedeutendes Gnadengehalt ließ ihn, der an Aufwand und Pracht sich gewöhnt hatte, fürstlich leben. Diese Vortheile vergönn-

ten ihm die Verbündeten nicht bloß, weil sie ihm vertrauten, daß er es mit seiner Abdankung ziemlich redlich gemeint hätte, und weil sie hofften, Frankreich würde nicht wieder ganz an dem Manne hangen können, welcher es in so großes Verderben gestürzt hätte, sondern auch deswegen, weil noch viel Blut 1814 hätte fließen müssen, wenn er noch mehr hätte beschränkt werden sollen. Denn die französische Hauptarmee war nicht geschlagen in den letzten Tagen des Märzes, und obgleich sie wankte in der Anhänglichkeit an ihm, so konnte sie doch bei strengern Masregeln gegen ihren bisherigen Führer leicht noch einmal das Schwert schwingen wollen.

Doch Bonaparte war nie gesonnen gewesen, auf einer Insel freiwillig verbannt zu bleiben. Er unterzeichnete seine Abdankung vom Throne und nahm von seinen Garden in Frankreich Abschied, um wieder zu kehren, wenn er seine Zeit ersähe. Zwar beobachteten einige englische und königlich-französische Schiffe die Insel, und die festen Plätze derselben waren nicht in seiner Gewalt; aber das Entkommen war ihm leicht, und kühn, so wie er immer gewesen, hielt er es für leicht, den verlaßnen Thron wieder zu besteigen und ihn sich zu erhalten.

Ganz Europa rechnete wol auf seinen bösen Willen, die Ruhe der Welt abermal zu stören; aber an Frankreichs völliger Hingebung an diesen Mann dachte man nicht so allgemein und war ziemlich ruhig. Die Furcht vor den Verbündeten, die schwerlich mit Gleichgültigkeit den eifrigen Krieger in Frankreich sehen und mit starker Macht dies Land wieder heimsuchen würden, diese Furcht — hoffte man — würde das wankelmüthige Volk von der Untreue gegen Ludwig den achtzehnten zurückhalten. Aber wir hatten zu viel gehofft!

Als die Fürsten des Bundes 1815 noch in Wien versammelt waren, um zur Erhaltung einer langen Ruhe und über die Vertheilung einiger Provinzen sich zu berathen — da erscholl auf einmal die Nachricht: „Napoleon Bonaparte ist den 26. Februar von seiner Insel Elba entschlüpft und am 1. März mit 1100 verwegenen Menschen im südlichen Frankreich gelandet. Er kommt, um seinen Thron von Neuem zu besteigen.“ — Das war ein Donnerwort für ganz Europa. Alles erschrack und ward

zornig auf den Verwegenen und — auf seine Wächter. Man sahe neuem Verderben entgegen, welches über viele Länder würde verbreitet werden; die Hoffnung, daß Frankreich ihn allein ausstoßen würde, ward auf einmal schwach, indem man ahnen konnte, daß eine große Verschwörung gegen Ludwig den Achtzehnten mit dem Auftreten Bonaparte's in Verbindung stehe. Und diese Besorgniß war gegründet. Frankreichs Jugend war in den kriegerischen Zeiten der Empörung aufgewachsen, und Krieg und Sieg war ihm unter seinem Kaiser zur Gewohnheit geworden. Mit heißer Sehnsucht hatten sie seine Rückkehr erwartet, um von ihm wieder zum Krieg und zum Raube geführt zu werden. Ihr war der Held sehr willkommen. Auch vielen der Aeltern war die neue Regierung zuwider geworden, denn alles Ungemach, was die frühere Zeit über Frankreich gebracht hatte, konnte nicht gleich schwinden, und leicht schiebt der Mensch auf den Regenten, was er selbst verschuldet, oder was von andern Umständen herrührt; die Verständigen und Ruhigsten im Lande aber waren die Schwächsten. Genug, kaum zeigte sich Napoleon, als ihm die Soldaten entgegenjauchzten; mit Jubel wurde er in den Städten empfangen, und Tausende von Landleuten versammelten sich an der Heerstraße, um den Wiedergekehrten zu begrüßen. Der König von Frankreich schickte ihm Bewaffnete entgegen und befahl, den Ruhestöhrer zu greifen und nach der Strenge der Gesetze zu richten; aber als die Bewaffneten ihn sahen, griffen sie ihn nicht, sondern riefen: Es lebe der Kaiser! — Einer der Marschälle des Königs versprach, den Unsinnigen — so nannte er Napoleon — in einen eisernen Käficht zu sperren; aber er war ein heuchlerischer Verräther, und er reizte die Soldaten, welche er führte, dem Ankommenden zu huldigen. Napoleon brauchte Frankreich nicht zu erobern und Schritt vor Schritt mit Blut zu erkaufen — nein, es beugte seine Knie von selbst vor ihm, und sein rascher Gang bis nach Paris glich einem Triumphzuge. Ohne daß Frankreich, welches seinen König im vorigen Jahre mit lauter Freude empfangen und ihm wiederholt Treue geschworen hatte, für ihn nur einen Tropfen Blut vergossen hätte, gelangte Bonaparte am 20. März in Paris an, welches der betrogene König kurz vorher verlassen hatte.

Jetzt erklärte Bonaparte, das Unglück hätte ihn weiser gemacht, und er suchte des Landes Glück nicht mehr im Kriegsruhm, welcher doch ein eitles Ding wäre. Durch solche Rede gedachte er die Weisesten des Landes und die fremden Fürsten zu gewinnen. Dann sprach er auch von alten Siegen und vom gedemüthigten Frankreich, um die Jugend zu ermuntern, für ihn in Menge die Waffen zu ergreifen. Endlich ließ er merken, daß England und Oestreich heimlich mit ihm einverstanden wären, damit er, für den Augenblick wenigstens, die Aengstlichen seines Volks beruhigte. — An die größesten Fürsten Europas sendete er Botschafter, daß er wiedergekehrt und unter dem Zujauchzen des Volks von Neuem Kaiser geworden wäre. Aber die mehrsten Botschafter wurden mit ihren uneröffneten Schreiben nach Hause gesendet, weil man mit dem Manne keine Gemeinschaft mehr haben wollte. Um nun sein Volk zu blenden, so veranstaltete er eine große Versammlung der Abgeordneten aus allen Provinzen des Landes und legte ihnen die Frage vor, ob er in Wahrheit wieder Kaiser wäre. Er hatte durch schlaue Wahl der Abgeordneten und dadurch, daß auch die Armee hiebei sprechen durfte, welche ihm ihre Seele verkauft hatte, dafür gesorgt, daß die Antwort bejahend ausfallen mußte. Er empfing auf dem Maifelde, wie er den Platz zu dieser Versammlung nannte, von dem wankelmüthigen Volke den Eid der Treue, denn der Eid schien den Leuten dort ein leichtes Ding zu sein.

Doch wenn er auch ganz Frankreich bethörte, an dem übrigen Europa scheiterte seine schlaue Kunst. Die Bundesfürsten, glücklich noch in Wien versammelt, sprachen die Acht über ihn aus, so bald sie von seinem Eintritte in Frankreich Kunde erhielten. Dadurch erklärten sie ihn im Namen der Menschheit, ausgestoßen aus der Gesellschaft und ausgeschlossen von allen Rechten, deren sich jeder Mensch, auch der Geringste, zu erfreuen habe. Dergleichen war noch nie geschehen, so lange die Welt steht. Noch nie hatten alle Völker Europas gemeinschaftlich den Fluch über einen Mann ausgesprochen, wie es diesmal geschahe. Da riefen die Anhänger Napoleons in Frankreich, daß solches ungerecht wäre, weil das französische Volk ihn mit offnen Armen aufgenommen und ihn dadurch zu seinem Regenten

wieder erklärt hätte; was aber eine Nation wollte, dem zu widersprechen wären die andern Mächte nicht befugt; und Napoleon selbst erklärte, daß er den letzten Frieden von Paris genehmigte, wodurch er den Mächten allen Vorwand zum Kriege zu benehmen hoffte.

Aber mit Weisheit antworteten die Verbündeten, daß Verrätherei und Empörung des französischen Volks gegen ihren König dem Napoleon keine Rechte geben *könnten*; daß die andern Mächte allerdings befugt wären, *einer* Nation es zu wehren, einen Störer der Ruhe und Wohlfahrt von ganz Europa abermals auf den Thron zu setzen, und daß der Pariser Friede von dem französischen Volke und von Bonaparte gebrochen wäre in dem Augenblicke, da er als Kaiser aufgetreten. Denn von jenem Frieden wäre ja die Absetzung des ehemaligen Regenten die Grundlage gewesen. Wenn aber Bonaparte und sein Volk auch die herrlichsten Versicherungen gäbe, so könnte man einem Manne nicht trauen, welcher fünfzehn Jahre lang die Geißel der Menschheit gewesen und gegen sein Wort von Elba zurückgekehrt wäre; einem Volke nicht, welches an seinem Könige wortbrüchig geworden wäre.

Napoleon hatte den Glauben der ganzen Welt, mit Ausschluß von Frankreich, verloren, und alle Worte, welche er aufsuchte, um ihn zu gewinnen, waren ein leerer Schall. Das merkte er endlich und rüstete sich gewaltig zum Kriege.

12. Mürat. Die Schlacht in den Niederlanden.

Joachim Mürat, der Schwager Napoleons, war 1814 König von Neapel geblieben, indem er sich zur rechten Zeit mit den Verbündeten vereinigt hatte. Doch trat er wieder mit Napoleon in Einverständniß; denn nicht mit Zuneigung seines Herzens hatte er sich an die Verbündeten geschlossen, und weil er es fühlte, daß er nicht aufrichtig es meinte, so hegte er auch den Verdacht, daß ihn die Verbündeten vom Throne stoßen würden. Denn das ist das größte Verderben der Hinterlistigen, daß sie von allen Andern nichts als Hinterlist und Trug erwarten und keinen Glauben an Redlichkeit fassen können. Dazu kam noch der Ehrgeiz; denn er gedachte ganz Italien aufzuwiegeln und unter seine Herrschaft zu bringen.

Er rückte also aus seinem Königreiche Neapel nach Mittel- und Oberitalien vor, als Bonaparte in Paris angelangt war, besetzte den Kirchenstaat, verjagte einige kleine Fürsten in Oberitalien aus ihren Residenzen und griff die Oestreicher an, welchen ein großer Theil von Oberitalien zu Theil geworden war. Dabei ließ er eine Aufforderung an alle Italiener ergehen, sich mit ihm zu vereinen, damit ganz Italien wieder Ein Volk würde, wie es zu der alten Römer Zeiten gewesen wäre. Aber man achtete seiner gleißenden Rede nicht und hing sich nicht an den Gaukler. Die Oestreicher waren auf seinen Abfall bereitet und stärker, als ers gemeint hatte. Er wurde in sein Land zurückgedrängt und bat um Frieden; denn er hätte es mit seinem Vordringen, wie er sagte, nicht so böse gemeint, und man hätte ihn aus Irrthum für einen Feind gehalten. Doch man hatte vorher nicht auf seine Prahlereien geachtet, womit er seine Macht um das Doppelte vergrößert hatte; man hörte jetzt auch nicht auf seine Demuth und verfolgte ihn kräftig. Seine Armee wurde, wie Spreu vom Winde zerstreut, und er floh zu Schiffe nach Frankreich, um Napoleon die Nachricht zu hinterbringen, daß es mit dem bösen Plane aus wäre, dem neuen Kaiser von Italien aus kräftiglich beizustehen. Neapel bekam seinen vorigen Herrscher, den König von Sicilien, wieder.

Im Mai 1815 war dieser Kampf beendigt; im Juni desselben Jahrs wurde der größere entschieden.

In den Niederlanden standen die Engländer, Holländer, Hanoveraner und Braunschweiger unter Wellington, einem englischen Helden, und viele Preußen unter dem hochverehrten Fürst Blücher. Gegen Süden sammelte der östreichische Feldmarschall Schwarzenberg seine Schaaren, und wenn die Russen am Mittelrhein anlangten, wollte man Frankreich von der ganzen Morgenseite angreifen. Doch Napoleon wartete diesen gefährlichen Zeitpunkt nicht ab und gedachte rasch die Gegner in den Niederlanden zu schlagen; dann hätte man das reiche belgische Land gewonnen, und Geld und Menschen würden ihm zuströmen. Darauf wollte er die Oestreicher verdrängen und den Russen in Deutschland entgegen eilen.

Am 14. Juni sprach er zu seinem Heere: „Soldaten,

heute ist der Jahrestag von Marengo *) und Friedland **) der zweimal das Schicksal von Europa entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sie und wir, sind wir nicht noch die Nemlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!"

Solche Zuversicht hatte sich in ihm wiedergefunden, als er sein Heer um sich versammelt hatte. Es war in der That das schönste, welches Frankreich je aufgestellt hatte. 150 tausend Krieger, aufs beste gerüstet, mit 400 Geschützen versehen, was ließ sich mit solcher Zahl auf Einer Stelle nicht ausrichten! Was dieses Heer am furchtbarsten machte, war die Entschlossenheit zu siegen, oder zu sterben. Die Garde, welche wieder auf 30 tausend angewachsen war, hatte ihre Adler mit Trauerflor umhüllt, bis ein großer Sieg sie wieder in ihrem Glanze zu zeigen erlauben würde.

Links vor sich hatte Napoleon den Lord Wellington mit einer halb so starken Macht, als die seinige war; rechts von ihm stand Blücher, dessen Heer um Ein Drittel schwächer war, als das Französische. Aber die Haufen seiner Gegner waren sehr weit auseinander gelegt, des Unterhalts wegen und um eine lange Streife zu besetzen, weil man nicht wußte, wo er durchbrechen würde. Napoleon griff am 15. eine Abtheilung Preußen an, die sich freilich mit Verlust, aber doch in guter Ordnung zurückzog. Den 16. nahm Blücher, der von den Seinen nur 80,000 hatte zusammenziehen können, bei Ligny die Schlacht mit Napoleon an, in der Hoffnung, daß noch ein Preußischer Armeehaufen während der Schlacht zu ihm stoßen, und die Engländer ihm helfen würden. Aber die erwartete Hilfe blieb aus, weil Bülow, der Führer der erwarteten Preußen, viele Hindernisse auf seinem Marsche gefunden hatte, und die Engländer von einer vorgeschobenen französischen Abtheilung angegriffen wurden. Bis

*) Niederlage der Oestreicher.
**) Niederlage der Preußen und Russen.

am Abend blieb dennoch durch der Preußen Tapferkeit der Kampf unentschieden: aber in der Dämmerung schlichen sich Napoleons Garden um das Dorf, der Angriff geschah von mehreren Seiten, der Feldherr der Preußen stürzte vom Pferde (vergleiche Seite 221), wurde gerettet, führte die Seinen, obgleich von allen Seiten umringt und in dem Schrecken der Nacht, ruhig aus dem Getümmel und stellte sein geschlagenes, aber nicht muthloses Heer eine halbe Stunde davon wieder auf. Der Feind wagte nicht, ihn anzugreifen.

An demselben Tage wurde die Vorhuth des englischen Heeres, wie schon oben erwähnt ist, von einer französischen Abtheilung angegriffen. Der Kampf blieb unentschieden; nur sank hier der tapfere Herzog von Braunschweig.

Wellington und Blücher führten ihre Heere etwas zurück, um enger mit einander vereinigt zu sein. Napoleon glaubte, die Preußen schon so vernichtet zu haben, daß sich der Rest nach dem Rheine ziehe, und von den Engländern fürchtete er, daß sie ihm nicht zum Kampfe stehen würden. Doch Wellington stand auf einer Höhe, vier Stunden von Brüssel, und war durch einen großen Wald im Rücken gedeckt. In dieser Stellung war er Willens, eine Schlacht anzunehmen, wenn ihn der Fürst Blücher mit zwei Heereshaufen unterstützen wollte. Dieser aber versprach mit der ganzen Armee zu kommen und schlug selbst vor, wenn Napoleon nicht angreife, ihn am andern Tage mit gesammter Macht anzufallen. Hieran kann man ermessen, wie wenig die Schlacht am 16. die Preußische Armee zerrüttet und ihr Zutrauen auf sich selbst geschwächt habe. Am 18. Juni mit Tages-Anbruch erhob sich die Preußische Armee; 2 Haufen derselben sollten sich verdeckt in einem Walde im Rücken des Feindes aufstellen, ein dritter ihm in die rechte Seite fallen, und der vierte Haufen sollte langsam zur Unterstützung folgen. Aber der Weg bis zum Ziel war weit, die Straße sehr schlecht und enge, und das englische Heer hatte lange einen harten Stand.

Als Napoleon nemlich am Morgen die Engländer auf den Höhen sahen, rief er freudig aus: Ha, nun habe ich sie endlich, diese Engländer! — Um 10 Uhr Vormittags griff er sie an, und es dauerte nicht lange, so war die Schlacht auf der ganzen Linie. Mit ungemeiner Heftigkeit

stürmte Napoleon; doch an der Tapferkeit der Engländer scheiterten die wiederholten Angriffe der alten französischen Garden. Indessen gelang es doch der Uebermacht Napoleons, einige Vorwerke, die die Engländer rasch in Festungen umgeschaffen hatten, zu erobern, aber erst Nachmittags 2 Uhr erhielt er diesen festen Punkt. Nun zog er gegen die Höhen und gedachte, im Sturme ihr Geschütz zu erobern; aber die Engländer ließen die Franzosen in sichre Nähe kommen; dann erst donnerten ihre *Kanonen*, und ihr Fußvolk mit der Reiterei brach rasch hervor. *Jetzt* wurde mit großer Erbitterung zwischen den beiden Völkern gestritten, die sich schon lange haßten. Doch als die französischen Reiter geworfen waren, folgte das Fußvolk, und der Kampf erneuerte sich. Dreimal gelang es Napoleon beinahe, die Höhen zu ersteigen und die Engländer aus ihrer trefflichen Stellung zu drängen; doch Wellingtons unerschütterliche Entschlossenheit und seiner Truppen Tapferkeit, sein ruhiger kalter Blick, seine Gewandtheit *als* Krieger, ihr Vertrauen auf ihren Feldherrn und ihre Liebe zur Ehre hielten es im langen schweren Kampfe mit der überlegenen wüthenden Menge aus. Kinder, rief er seinen hart bedrängten Haufen zu, wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden; was würde man in England sagen! — Als der Kampf noch schwerer ward, und manche der Seinen vom Rückzuge redeten, setzte er sich nieder und sprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fuß breit weichen." Doch Napoleon drängte und drängte mit seinen Massen, und immer riefen sich die Feinde zur Ermunterung zu: Vorwärts, Vorwärts! Sie errangen einige Vortheile, und um drei Uhr Nachmittags sendete Napoleon einen Siegesboten nach Paris. Gewiß die größten Anstrengungen der tapfern Engländer hatten ihre Gränzen erreicht, und Wellington seufzte: Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!

Es war 4 1/2 Uhr. Die sehr schwierigen Wege hatten die Preußen aufgehalten, so daß nur zwei Abtheilungen des einen preuß. Haufens im Walde, im Rücken des rechten feindlichen Flügels angekommen waren. Doch es war keine Zeit zu verlieren, und die preuß. Feldherren beschlossen ungesäumt den Angriff mit dem, was zur Hand war. So brach der Preuße aus dem Walde hervor;

her der Feind verlor seine Besonnenheit nicht, sondern ellte ihm seinen Rückhalt entgegen, und es entstand ein mörderischer Kampf. Das Gefecht stand lange Zeit, und mit gleicher Heftigkeit wurde der Kampf gegen die Engländer fortgesetzt.

Ungefähr um 6 Uhr Abends traf die Nachricht ein, daß in ganzer preuß. Heereshaufen auf seinem Zuge von den Franzosen hart bedrängt würde; doch der Fürst Blücher ließ sich nicht dadurch erschüttern; vor ihm lag die Entscheidung, und nicht anders wo, und wenn hier der Sieg gewonnen wurde, so ließ sich jeder Nachtheil verschmerzen. Darum eilte er unaufhaltsam zur Schlacht. Es war 7 1/2 Uhr, und noch stand die Schlacht. Fast zwei Heereshaufen waren angekommen, und die Franzosen fochten wie Verzweifelte; allmählig bemerkte man jedoch einige Unsicherheit in ihren Bewegungen. Jetzt erschienen einige Abtheilungen von einem dritten Heereshaufen der Preußen an der rechten Seite des Feindes, so daß dessen rechter Flügel von drei Seiten bedrängt wurde. Als Wellington im Rücken des Feindes die ersten Kanonen losblitzen sahe, rief er aus: Gott Lob, das ist der alte Blücher! Und als jetzt die Feinde im Rücken und von der Seite gedrängt wurden, da setzte sich die ganze englische Schlachtlinie in Bewegung und drang in das Herz des Feindes.

Einen besonders schönen Anblick gewährte die Angriffsseite des preuß. Heers. Es waren Anhöhen über Anhöhen, so daß mehrere Stufen Geschützesfeuer über einander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen brigadenweise in der schönsten Ordnung hinabstiegen, während aus dem auf der Höhe hinten liegenden Walde sich immer neue Massen entfalteten. Mit dem Rückzuge des Feindes ging es noch lange erträglich, bis ein Dorf, das die Garden vertheidigten, mit Sturm genommen wurde. Nun ward aus dem Rückzuge eine Flucht, die immer wilder und wilder wurde und alles mit sich fortriß. Es war 9 1/2 Uhr. Der Feldmarschall Blücher versammelte die höhern Officiere und befahl, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden sollte. Da gerieth das französische Heer in eine völlige Auflösung; die Straße sah wie ein großer Schiffbruch aus; sie war mit Geschützen, Pulverwagen, Gewehren und andern Trüm-

mern, wie besäet. Aus mehr als 9 Nachtlagern wurden die Franzosen aufgejagt, welche sich einige Ruhe hatten verschaffen wollen und solche Störung nicht erwartet hatten. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getreidefeldern. Der Mond schien hell und begünstigte ungemein die Verfolgung.

Man gelangte vor das Städtchen Genappe. Napoleon war darin, und die Seinen wollten das Städtchen vertheidigen; aber einige Kanonenschüsse, ein Hurrah, und die Stadt war genommen. Die Wagen Napoleons und seiner Großen hatten sich wegen der Eile in einander verschlungen; die Preußen kamen heran, und Napoleon mußte so eilig aus dem Wagen springen, daß er seinen Degen zurückließ und seinen Hut vom Kopfe verlor. Er selbst aber entkam unter dem Schutze der Nacht. Eine Menge Juwelen, Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten erbeuteten hier die Soldaten, und fanden auch in dem prächtigen Wagen Napoleons den schwarzen Preuß. Adlerorden, welchen er früher von Preußen erhalten hatte, als er noch furchtbar unter den Regenten da stand. Den Orden sendeten sie als Zeugen der unverdroßnen Eile, womit sie den Flüchtigen verfolgt hatten, an ihren König, welcher damit den General Gneisenau beehrte. Dieser Held befehligte die Preußen, welche so rasch den Feind in dieser Nacht verfolgt hatten.

Bis zum Anbruche des Tages ging es rastlos fort Im wildesten Durcheinander rettete sich kaum der dritte Theil als Rest der ganzen Armee, und noch dazu größtentheils unbewaffnet. 300 Kanonen und 500 Pulverwagen fielen in die Hände der Verbündeten. Selten ist ein so vollkommener Sieg erfochten worden, und beispiellos war es, daß eine Armee den zweiten Tag nach einer verlornen Schlacht einen solchen Kampf unternahm und so glücklich bestand.

Im Mittelpunkte der franz. Stellung lag eine Meierei La belle alliance *) (Schönbund) genannt. Auf dieser Stelle befand sich Napoleon während der Schlacht, und von da aus gab er seine Befehle. Auf diese Höhe war der Marsch aller Preußen gerichtet, und da entschied sich seine

---

*) Lies: La bell' alliangs.

Niederlage. Durch eine anmuthige Gunst des Schicksals trafen an diesem Orte mit dem so bedeutenden Namen der Fürst Blücher und der Lord Wellington in der Dunkelheit zusammen und begrüßten sich gegenseitig als Sieger, und zum Andenken an den schönen Bund, durch welchen der stolze Feind geschlagen war, befahl Fürst Blücher, daß diese Schlacht die Schlacht von Belle Alliance heißen sollte. Die Engländer nennen sie die Schlacht von Waterloo.

Wie sicher Napoleon auf die Niederlage der Engländer rechnete, und wie wenig er an einen kräftigen Antheil der Preußen am 18. dachte, beweisen nicht blos sein Siegesbote nach Paris und der Umstand, daß er sein Gepäck so nahe dem Heere aufgestellt hätte, sondern es leuchtete auch aus seinem Aufrufe an die Belgier hervor, welchen er schon im Voraus mit der Ortsunterschrift: Laeken versehen hatte. Laeken ist ein großes Schloß bei Brüssel, worin der falsche Rechner nach errungenem Siege zu übernachten gemeint hatte. Dieser Aufruf sprach von den großen Siegen des Kaisers Napoleon. Ein ganzer Ballen, mit diesem Aufrufe bedruckt, war unter der Beute.

Auf wunderbare Art war der Fürst Blücher am 16. Juni gerettet, und nur eine höhere Hand schützte am 18. den Held Wellington, daß er nicht sank, wie viele seiner Freunde an seiner Seite. Beide erkannten es wohl, daß der glückliche Ausgang nächst Gott dem schönen Geiste zu verdanken war, welcher die tapfern Schaaren des Bundes beseelte. Wellington schrieb nach England: Nicht mir kommt die Ehre des Sieges zu, sondern der körperlichen Kraft und dem standhaften Muthe der Krieger; und Fürst Blücher rief Tages darauf seinem Heere zu: Ihr habt große Dinge gethan, Ihr meine braven und hochgeachteten Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die eine war unglücklich, und dennoch war Euer Muth nicht gebeugt. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich eine Schlacht wieder wagen. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht könne gebrochen werden.

13. Bonaparte nach Helena geführt. Zweiter Friede zu Paris. 1815.

Sprachlos und tief gebeugt eilte Bonaparte nach Paris, welches von seinen Siegen träumte und bei dem Erscheinen des Flüchtlings schrecklich erwachte. Er legte seine Kaiserwürde nochmals nieder, doch diesmal zu Gunsten seines Sohnes, welcher in Wien war, und es zogen Abgeordnete aus Paris den siegreichen Gegnern entgegen, um sie zu bereden, doch wieder umzukehren, da Napoleon nicht mehr Regent sein wolle, und das Ziel ihrer Anstrengungen nun ganz erreicht wäre. Aber die Feldherren achteten ihrer Reden nicht und standen elf Tage nach der Schlacht vor Paris. Drinnen war ein großes Getümmel; einige wollten sich ergeben, andre sich vertheidigen; einige wollten Ludwig den 18. zurückholen, andre riefen Napoleon den 2. zum neuen Kaiser aus. Napoleon war nach der Küste gezogen, um den Ausgang abzuwarten, und wenn Alles verloren zu gehen drohte, nach Amerika zu entwischen. Aber seine kriegerischen Generale waren in Paris und hatten an 60,000 Mann wieder versammelt und sich trefflich auf der Höhe vor Paris verschanzt. Doch die Verbündeten wollten den Einzug in die Stadt nicht abermals mit vielem Blute erkaufen, sondern Wellington stellte sich ruhig unweit der Anhöhe hin, während sich Fürst Blücher durch eine rasche Wendung nach der wehrlosen Abendseite der Stadt versetzte. Vandamme (Siehe Seite 408) drang bei Issy hervor, wurde aber blutig zurückgeschlagen. Blücher machte Anstalt die Stadt zu stürmen, und die Pariser übergaben deswegen am 7. Juli ihre Stadt zum zweitenmale den Verbündeten, welche die französischen Soldaten vorher nach dem südlichen Frankreich hatten ziehen lassen.

Nicht so mild als das erstemal wurde jetzt diese Stadt behandelt, deren Treulosigkeit gegen ihren König und deren Anhänglichkeit an dem Feinde der Menschheit so viel Blutvergießen veranlaßt hatte. Die Preußen fingen an, ihre Gemälde, Bildsäulen und andere Kunstwerke, welche die Franzosen aus ihrem Lande geraubt hatten, in Paris wegzunehmen; die andern Völker des Bundes folgten bald nach. Ganz Frankreich wurde wieder voll der fremden Gäste, welche zum Theil auf mehre Jahre dazubleiben erklärten, damit nicht wieder von Neuem Unruhen entstän-

en. — Die Grenzstriche, welche man im vorigen Fried von Paris den Franzosen von ihren neueren Eroberung gelassen hatte, wurden zu Deutschland geworfen. — Fran reich mußte den Verbündeten eine Geldentschädigung v 75 Millionen Thaler binnen 5 Jahren zu zahlen versp hen, und bis das geschehen, sollten viele Verbündete ein este Plätze in Frankreich besetzt halten. Dies war der I halt des zweiten Pariser Friedens vom 21. November 181

Schon den 10. Juli hatte sich Bonaparte den Englä dern gefangen gegeben. Er wollte von einer französisch Seestadt aus nach Amerika entfliehen, vielleicht um na einigen Jahren wieder zu kehren und zum drittenmale Bl zu vergießen; aber die englischen Schiffe hielten sorgfält Wache, und er sahe, daß er nicht entschlüpfen konnt blieb er noch länger, so wurde er ein Gefangener d Verbündeten, die Paris eingenommen hatten und sich i Lande auszubreiten anfingen. Er übergab sich mit eine Schreiben an Englands Regenten den Engländern, die il mit wenigen von den Seinen dem Willen des Bundes g mäß nach einer einsamen Felseninsel, 800 Meilen von E ropa, nach St. Helena brachten und ihn jetzt streng b wachten. In jenem Schreiben rechnete er, der niema Gerechtigkeit geübt und immer von Neuem die Welt g täuscht hatte, auf die Großmuth der Engländer und ve langte zu einem friedlichen Bürgersitz einen Wohnplatz England. Man achtete mit Recht seiner Bitte nicht; sei Schicksal hing auch nicht von dem einzelnen Englan sondern vom gesammten Bunde ab. Jetzt weilte er a der unwirthbaren Insel, und wenn auch nicht von Re gequält — denn sie kommt oft nicht in die Brust d Stolzen — doch von Langerweile und voll Verdruß üb seinen tiefen Sturz gefoltert, als ein abschreckendes B spiel für Weltzerstörer, die oft dem gerechten Zorn aus ihrer Ohnmacht erwachten Völker unterliegen.

Er starb auf der Insel Helena den 5ten Mai 1821 dem Magenkrebs, welcher, wie die Oeffnung seines Lei nams zeigte, ein ziemliches Loch in das Eingeweide fressen hatte, so daß er an diesem Uebel eben so früh jedem andern Orte hätte sterben müssen.

AM

